

# **Die Kurischen Lehming**

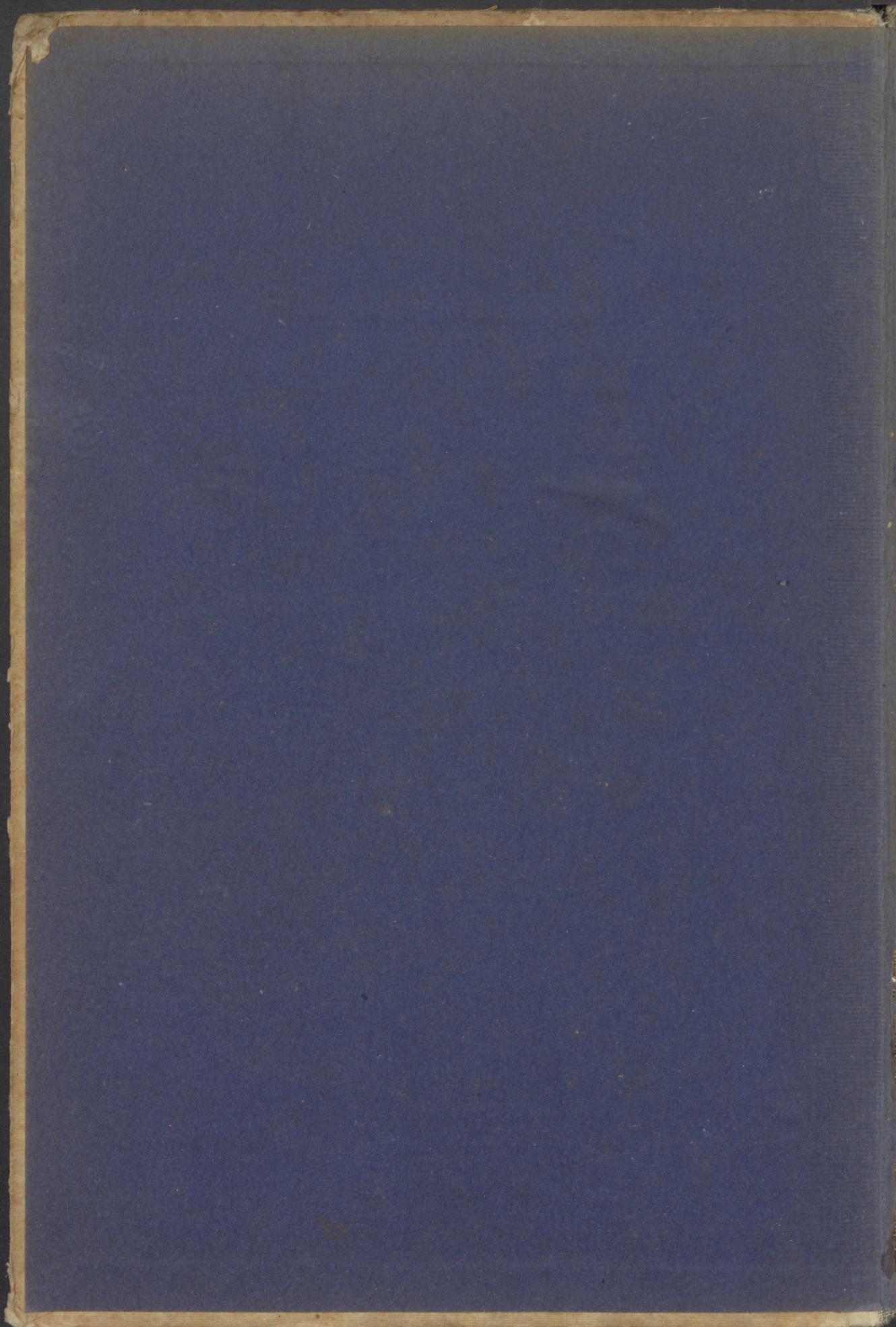
**in Wort und Bild**

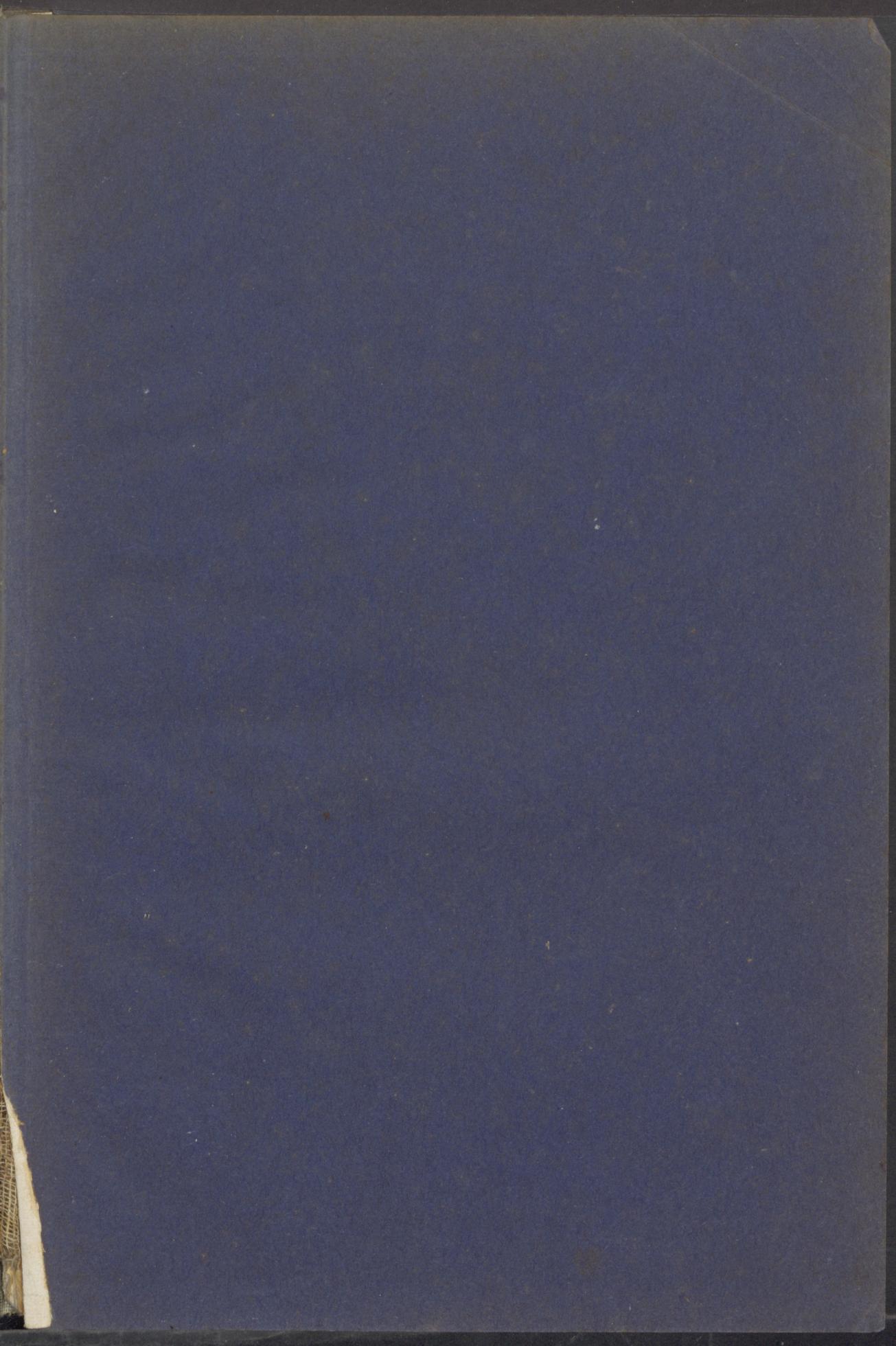


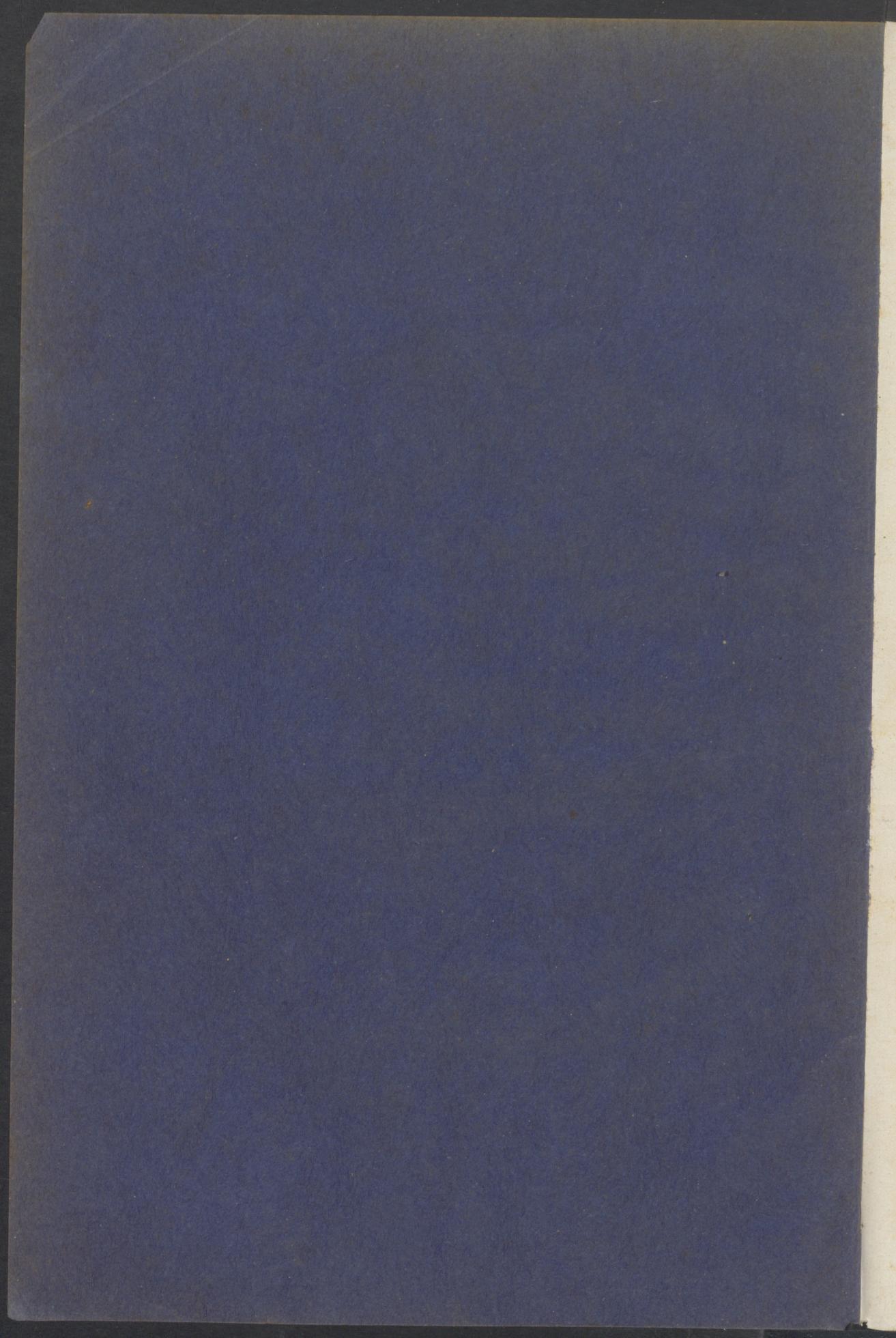
**Von  
Oscar Schlicht**

1 · 9 · 2 · 4

Gräfe & Unzer, Verlag, Königsberg i. Pr.



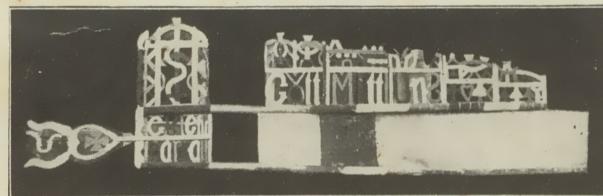




# Die Kurische Nehrung in Wort und Bild

Von  
Oscar Schlicht

Mit 120 Abbildungen und Karten im Text



Kurischer Kahnwimpel.



GRÄFE & UNZER, VERLAG, KÖNIGSBERG i. PR.

1924

Wojewódzka Biblioteka Publiczna  
w Olsztynie



010-074496

Meiner lieben Frau Hella geb. Klebs

gewidmet.



91(470.26+474.5)  
551.46

Akc. d Nr 138/23/C2

Ich bin ein Höhenzug,  
der geht gen Norden weit.  
Bug folgt auf Bug.  
Ich bin ein Weheflug;  
nach West und Osten breit  
schwebt mein Gespreit.  
Was Meer im Grunde trug,  
donnernd aus Rädern schlug,  
bin ich — Unendlichkeit.  
Walther Heymann.

## Zur Einführung.

Das vorliegende Buch sollte ursprünglich den Abschluß meines größeren, nur den Kreis Fischhausen umfassenden Werkes „Das westliche Samland“ bilden. Die mittlerweile eingetretenen politischen Umstellungen, wie auch allgemeine Gründe ließen es aber wünschenswert erscheinen, nicht nur den zum Kreis Fischhausen gehörenden Nahrungsabschnitt, sondern auch den memelländischen Anteil darzustellen, eine Arbeit, die das Erscheinen des Buches hinausschob, die es aber in dieser Form sicher willkommener machen durfte.

Je länger mich die Darstellung der Wunderwelt der Wanderdünen beschäftigte, desto mehr mußte ich mich davon überzeugen, daß das geschriebene Wort dieser gewaltigen Naturerscheinung gegenüber versagt, denn wie schon Berendt schreibt, „müssen so majestätische, von der Sohle bis zum Scheitel aufgewehte Berge Sandes selbst gesehen, selbst betreten sein, um an ihre Existenz glauben zu machen; sie spotten in ihrer Großartigkeit aller Schilderung“. Auch der reiche Bildschmuck kann nur einen schwachen Begriff von der ungeheueren Wirkung der Wanderdünen geben; darum dürfte dieses Buch eigentlich nur eine Vorbereitung für die eigene Inkenntnisnahme der Nehrung sein.

Um dem Buch einen wenn auch in gedrängter Form möglichst erschöpfenden Charakter zu verleihen, wurde die über die Kurische Nehrung vorhandene reichhaltige Literatur fast vollständig durchgesehen. Überaus wertvolle Unterstützung fand ich auch an allen für die Arbeit in Frage kommenden Stellen. Unter ihnen seien zunächst Herr Geheimrat Dr. Bezzemberger genannt, der mir sein ganzes seit dem Erscheinen des eigenen Werkes über die Nehrung gesammeltes Material bereitwilligst zur Verfügung stellte. Nicht minder wichtig waren die mir persönlich gegebenen Hinweise des Herrn Bergrat Dr. Hess v. Wichdorff über die Geologie der von ihm eingehend erforschten Nehrung. Des weiteren möge hier auch der Dank den Herren Kunstmälern Anderson und Professor Storch in Königsberg, Pfarrer Schenke in Schwarzort und Lehrer Naffin in Rossitten ausgesprochen werden, denen ich so manche wertvolle Mitteilung verdanke.

Mit reichhaltigem photographischen Material unterstützten mich, neben zahlreichen eigenen Aufnahmen, in erster Reihe die Herren Möschler in Rossitten und Herm. Schultz in Königsberg, ohne dessen gütige Mitwirkung ja heute kaum noch ein ostpreußisches Heimatbuch denkbar ist. Weitere Aufnahmen verdanke ich dann namentlich noch den Herren Prof. Dr. Thienemann in Rossitten, Photograph Krauskopf in Königsberg und v. Wichdorff in Berlin.

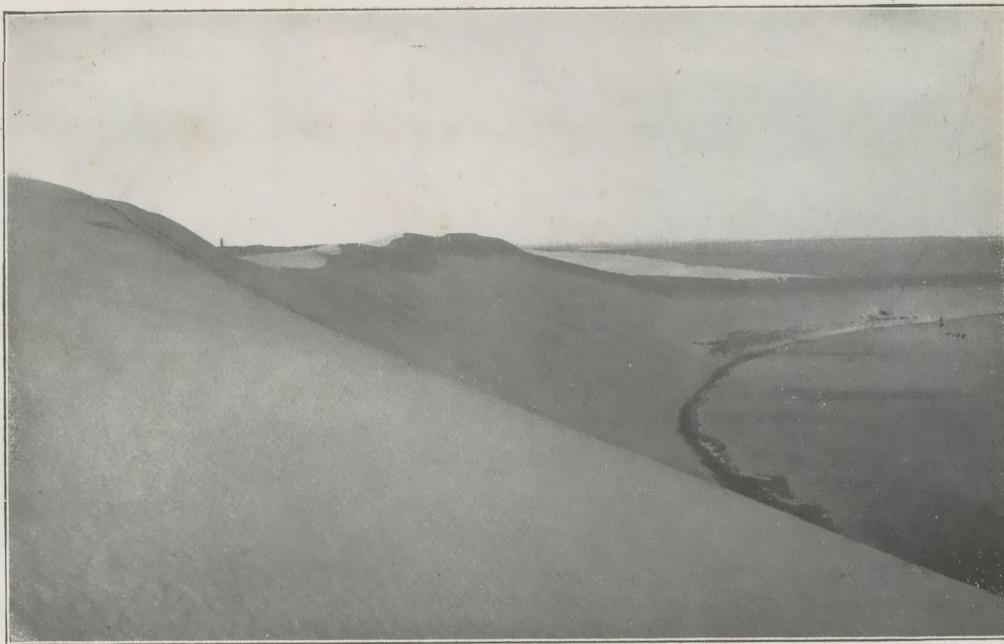
Möge das vorliegende Buch in möglichst weite Kreise gelangen und dadurch mit den Beweis verbreiten helfen, wie unendlich reich doch unser Ostpreußen an bedeutsamen Naturdenkmälern und Naturschönheiten ist.

Dresden, im Juni 1924.

Oscar Schlicht.

# Inhalt:

Erster Abschnitt.		Seite	Seite
<b>Die Kurische Nehrung</b>			
Allgemeines	1	Die Tierwelt auf der Kurischen Nehrung	93
Aus der Entwicklungsgeschichte	4	Die Vogelwelt der Kurischen Nehrung	97
<b>Die Oberflächengestaltung</b>	8	Der Vogelzug über die Kurische Nehrung und die Vogelwarte Rossitten	102
Frühere Tiefe u. See-Durchbrüche	10	Die Kleintierwelt	109
Die Zerstörung des alten Nehrungswaldes	17		
Veränderungen und Abbrüche der Nehrungsplatte	21	<b>Dritter Abschnitt.</b>	
<b>Die Wanderdünen</b>	25	Wanderbilder von der Kurischen Nehrung	110
Begleiterscheinungen der Wanderdüne	32	Von Cranz bis Sarkau	111
<b>Der Dünenbau auf der Kurischen Nehrung</b>	40	Sarkau	114
Aus der Pflanzenwelt der Kurischen Nehrung	49	Von Sarkau bis Rossitten	118
<b>Die Gewässer bei der Kurischen Nehrung</b>	52	Latzenwalde	118
Das Haff	52	Kunzen	119
Die Ostsee	57	<b>Rossitten</b>	122
		Von der Umgebung Rossittens	128
<b>Zweiter Abschnitt.</b>		Von Rossitten bis zur preußischen Grenze	134
<b>Aus der Geschichte und Kulturgeschichte der Nehrung</b>	61	Preden, Neustadt	134
Die Nehrungsstraße	68	Pillkuppen	135
Zur Geschichte des Kirchen- und Schulwesens	73	<b>Nidden und Umgebung</b>	140
<b>Die Bewohner der Kurischen Nehrung</b>	77	Von Nidden nach Schwarzort	148
<b>Die Fischerei der Kurischen Nehrung</b>	83	Preil, Karwaiten	148
Die Ausübung derselben	86	Perwelk und Negeln	151
Die Fische bei der Nehrung. — Fangerträge	90	<b>Schwarzort</b>	153
		Bernsteinbaggerei Schwarzort	159
		Die Umgebung von Schwarzort	161
		Von Schwarzort bis Memel	163
		Sandkrug und Süderspitze	
		<b>Die Nehrung im Spiegel von Wort und Bild</b>	168
		Abbildungs-Verzeichnis	171



Die hohe Düne bei Nidden.  
Grenze zwischen Preußen und dem an Litauen gekommenen Memelgebiet.

Wo sturmgebeugt die schwarzen Kiefern ragen,  
aus Haff und See zu steiler Dünenswand  
hochbrausend schaumgekrönte Wellen schlagen,  
wo weiße Möwen durch die Böen jagen:  
Ich hab dich lieb, du schmäler Streifen Land.

Fritz Schwarz.

## Die Kurische Nehrung.

Die zu den bedeutendsten Naturdenkmälern Deutschlands, ja zu den eigenartigsten Landschaften Europas gehörende Kurische Nehrung beginnt an der ostpreußischen Samlandsküste unweit des Ostseebades Cranz. Immer wieder entfliehen bei der Wanderung dem Nehrungsbesucher die Konturen dieses mit unfaßbaren Sandmassen bedeckten, endlos langen und schmalen Landstreifens, der das Reich mit der Stadt Memel, der nördlichsten Warte deutscher Kultur, verbindet. Dort aber, wo bei Nidden die künstlich geschaffene Grenze verläuft, treibt noch heute wie nun schon seit Jahrhunderten der alles zudeckende Sand über die Nehrung, einem Symbol gleichend, daß es für das Deutschtum hier niemals eine Trennung geben kann und darf.

Vielgeschmäht und vielgepriesen, so steht im Urteil der Jahrhunderte die Kurische Nehrung vor unseren Augen. Unbeschreiblich ist bei ihrem Besuch das nur von nervenstarken Menschen zu ertragende Gefühl der Öde und Verlassenheit, die gewaltige Dünenlandschaft wird daher mit ihrem erschauernd machenden, förmlich heroischen Charakter nie ein Gut der Allgemeinheit werden, sondern stets nur von jenem kleinen Kreise Menschen geschätzt werden, die in ihr ein Abbild des Unendlichen zu erblicken vermögen.

Bis zum Grauen kann sich das Gefühl der Verlassenheit in dieser überwältigende Eindrücke hinterlassenden Wüste steigern, und man lernt das Entsetzen mancher

Reisenden früherer Zeiten verstehen, die, um nach nördlicher gelegenen Ländern zu gelangen, früher tagelang durch diese lähmende Einöde fahren mußten. So schildert um 1800 ein englischer Schriftsteller, Carr, die Nehrung als eine Region des Hungers, und ein anderer Zeitgenosse erblickt in ihr eine öde grausame Gestalt, in der alles was man sieht und hört, in dem Menschen die schaudernde Idee einer rächenden Gottheit erweckt.

Doch schon beginnt man in der Kurischen Nehrung nicht nur den Ort des Schreckens zu sehen, denn im Jahre 1809 schreibt Wilhelm von Humboldt nach seinem Besuch: „Die Kurische Nehrung ist so merkwürdig, daß man sie eigentlich ebensogut wie Spanien und Italien gesehen haben muß, wenn einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen soll.“ In neuerer Zeit waren es namentlich die Schilderungen von Wutzke, Berendt, Passarge, Bezzemberger, Bock, Thienemann u. a., die die bisherige landläufige Beurteilung der Nehrung wesentlich veränderten, da sie mit Recht in der wilden Wüste am tosenden Meer jenes seltene Naturdenkmal erblickten, wie es in solcher herben und strengen Größe, in seinem Reichtum an unerhörten und neuen Erscheinungen nirgends mehr in deutschen Landen zu finden ist.

Verstärkt werden diese tiefen Eindrücke noch durch die fast dauernde Aussicht auf die beiden großen Gewässer des Haffes und der See, immer wieder aufs neue ergreifend ist das hier besonders prächtige Schauspiel der untergehenden Sonne ins Meer. Vergebens sucht Passarge in den Schneefeldern der Alpenpässe Parallelen für den Zauber dieser Nehrungsdünen, „die im Nebelduft wasserblau und atlasglatt; von einem Sonnenstrahl getroffen, aufglühend wie flüssiges Gold; wenn dichte Wolkenschatten über die schillernden Flächen gleiten, tiefviolett; immer aber durchsichtig ätherisch, fast körperlos erscheinen“. Der tiefer empfindende einsame Wanderer hat Mühe, sich diesen geisterhaften Erscheinungen gegenüber zu behaupten.

Die Kurische Nehrung, diese uralte Uferdüne, wird erstmalig in einer Urkunde aus dem Jahre 1258 als Insel Nestland erwähnt. Als *neria curonensis* kommt sie 1322 vor, diese Benennung dürfte dem Umstand zuzuschreiben sein, daß seit Beginn der Ordenszeit über sie der für den Orden so wichtige Weg nach Kurland führte; damals schrieb der Chronist Dusburg von ihr „kein der Mimile dā gēt zū ein hals.“ Den Ursprung des Namens Nehrung finden wir zuerst in einer Urkunde des Herzogs Swantepolk von Pommerellen gelegentlich einer Erwähnung der Frischen Nehrung als *insula neria*, die dann 1258 auch *Nergia* heißt: von der Frischen Nehrung kam dann diese Bezeichnung auf die nördlicher gelegene Landzunge. Die Wurzel dieses Namens ist das gotische „*neria*“ d. h. das über Wasser ragende Land oder das altpreußische „*nerie*“ = ein aufgeworfenes Land. Schließlich übertrug sich dann das Wort Nehrung auf die ähnlichen Gebilde aller Erdeite.

In früherer Zeit betrachtete man die ganze Nehrung zum Samland gehörend, später werden dann ihre Hälften je nach der Zugehörigkeit zu den entsprechenden Verwaltungsbezirken als Mümmel'sche und Schaak'sche Nehrung bezeichnet. Ebenfalls findet man sie als kurische Halbinsel benannt, und Bock spricht in seiner Beschreibung der „Peninsula Curoniensis“ vom nördlichen Nehrungsabschnitt als von dem litauischen Samland auf der Nehrung. Bei ihren Bewohnern heißt die Nehrung aber seit jeher schlechthin „der Strand“, so bereits in einem Reisebericht des Franzosen Ghillebert de Lannoy, der sie 1413/14 bereiste. Der Lette oder Kure nennt die Nehrung „*kapas*“ oder *kópai* = Dünen, der Litauer *kópos*.

Die Ausdehnung der eigentlichen Kurischen Nehrung, beginnend mit 54° 58' nördlicher Breite am ehemaligen Cranzer Tief in der dortigen Plantage, beträgt

bis  $55^{\circ} 44'$ , bis zu der Memel gegenüber liegenden Süderspitze, 96,935 km, doch ist auch der über diese Stadt sich hinaus erstreckende Küstenstreifen geologisch als eine Fortsetzung der Nehrung zu betrachten. Die Breite der eigentlichen Nehrungsplatte schwankt zwischen 400 m an einer Stelle nördlich von Sarkau und 3,2 km bei Rossitten; die durch Sandverwehungen entstandenen Haken haben aber noch größere Breiten geschaffen, so z. B. mit 4 km im Bulwikschen Haken nördlich von Nidden.

In ziemlicher Eintönigkeit und ohne besondere merkliche Unterbrechungen verläuft die Seeküste der Nehrung in einem von Südwesten nach Nordosten sanft geschwungenen Bogen. Die längs der ganzen Küste in Abständen von halben Kilometern aufgestellten hohen Entfernungsanzeiger, bestehend aus durchlochten Blechtafeln, erhöhen fast noch die erdrückende Monotonie des Strandes. Überaus abwechslungsreich ist dagegen das Haffufer, das mit seinen zum Teil sich weit in das Haff erstreckenden größeren und meist mit Namen bezeichneten Haken sowie seinen kleinen Vorsprüngen, zwischen denen unzählige größere und kleinere Buchten liegen, nicht unzutreffend mit den scharfen Zähnen eines Haifischrachens verglichen wurde.

Die klimatischen Verhältnisse der Nehrung sind infolge der Lage zwischen zwei großen Gewässern als durchaus günstig zu bezeichnen. Zunächst ist hierbei die überaus große Reinheit der Luft bemerkenswert, die es mit sich bringt, daß man bei Sonnenschein oft jeden Maßstab für die Entfernung verliert und hierdurch zu den eigenartigsten optischen Täuschungen gelangt. Jener Vorzug macht die Nehrung aber auch als überaus geeignet zur Anlage von Heilstätten gegen Krankheiten der Atmungsorgane; daß sie hierfür noch nicht ausgenutzt wurde und die Leidenden eher nach fernen Ländern reisen, verwunderte bereits Virchow. Wohl herrschen dauernd Winde auf der Nehrung, aber man kann sich ihrer unter dem Schutz der Dünen erwehren, um so mehr, da ja auch alle Siedlungen auf der windgeschützten Haffseite liegen. Sehr schnell wechselnd ist der Unterschied in den Temperaturen: auf heiße Tagesstunden folgen fast plötzlich Kältestürze, dieses sind aber Erscheinungen, wie wir sie an allen Seeküsten antreffen und wofür der Grund in den Seenebeln zu suchen ist, ferner darin, daß die Sanddünen schlechte Wärmehalter sind. Besonders schön sind auf der Nehrung die Herbsttage, während der Winter oft sehr rauh ist; es stellen sich dann Kältetemperaturen ein, die bis mit  $28^{\circ}$  minus weit über die des Festlandes hinausgehen. Namentlich sind es die im Winter meist von Osten wehenden Winde, die die Nehrungsorte unmittelbar treffen und deren Häuser oft völlig mit Schnee überwehen. Der Winter tritt aber zumeist nicht plötzlich ein, sondern bei seinem Beginn wechseln zunächst kurze Frost- und Tauperioden. Die durchschnittliche jährliche Regenmenge mit 521 mm, in Rossitten sogar mit 570 mm, ist als sehr erheblich zu bezeichnen.

Mit den eigenartigen klimatischen Verhältnissen auf der Nehrung bringt man auch die hier nicht seltene Luftspiegelung der Fata morgana in Verbindung, die man zumeist auf der Haffseite und besonders nach westlichen Winden beobachten kann. So wurde 1789 eine Luftspiegelung verzeichnet, bei der sich die Wellen der See scheinbar hoch über den Dünen auftürmten, und Zweck berichtet von einer solchen aus dem Jahre 1891, die dem Auge eine weite Landschaft vortäuschte. Fast erscheint es, als wäre die Nehrung auch eine besonders stark wirkende Wetterscheide, so wird von einem Augenzeugen ein auf dem Haff stattfindendes schweres Gewitter mit Hagelschlag geschildert, während auf der Seeseite das schönste

Wetter war; ein andermal machte dieser wieder die umgekehrte Beobachtung. Wie an vielen anderen Küstenpunkten hat man auch auf der Kurischen Nehrung die eigenartige Naturerscheinung des sogenannten Seeschießens. An ruhigen Tagen hört man dann plötzlich Knalle, als wenn in weiterer Entfernung mit Kanonen geschossen würde. Dieses eigenartige Phänomen dürfte nach Feststellungen des Fischhauseners Eisermann auf Reibungen von Luftsichten verschiedenartiger Zusammensetzung in der Atmosphäre zurückzuführen sein, deren weitere Erforschung vielleicht noch zur Erkenntnis aller sonstigen die Menschheit bewegenden Vorgänge in jener führen dürfte, soweit dieses nach der Ansicht des Entdeckers nicht bereits von ihm erfolgt ist.

### Aus der Entwicklungsgeschichte der Kurischen Nehrung und des Kurischen Haffes.

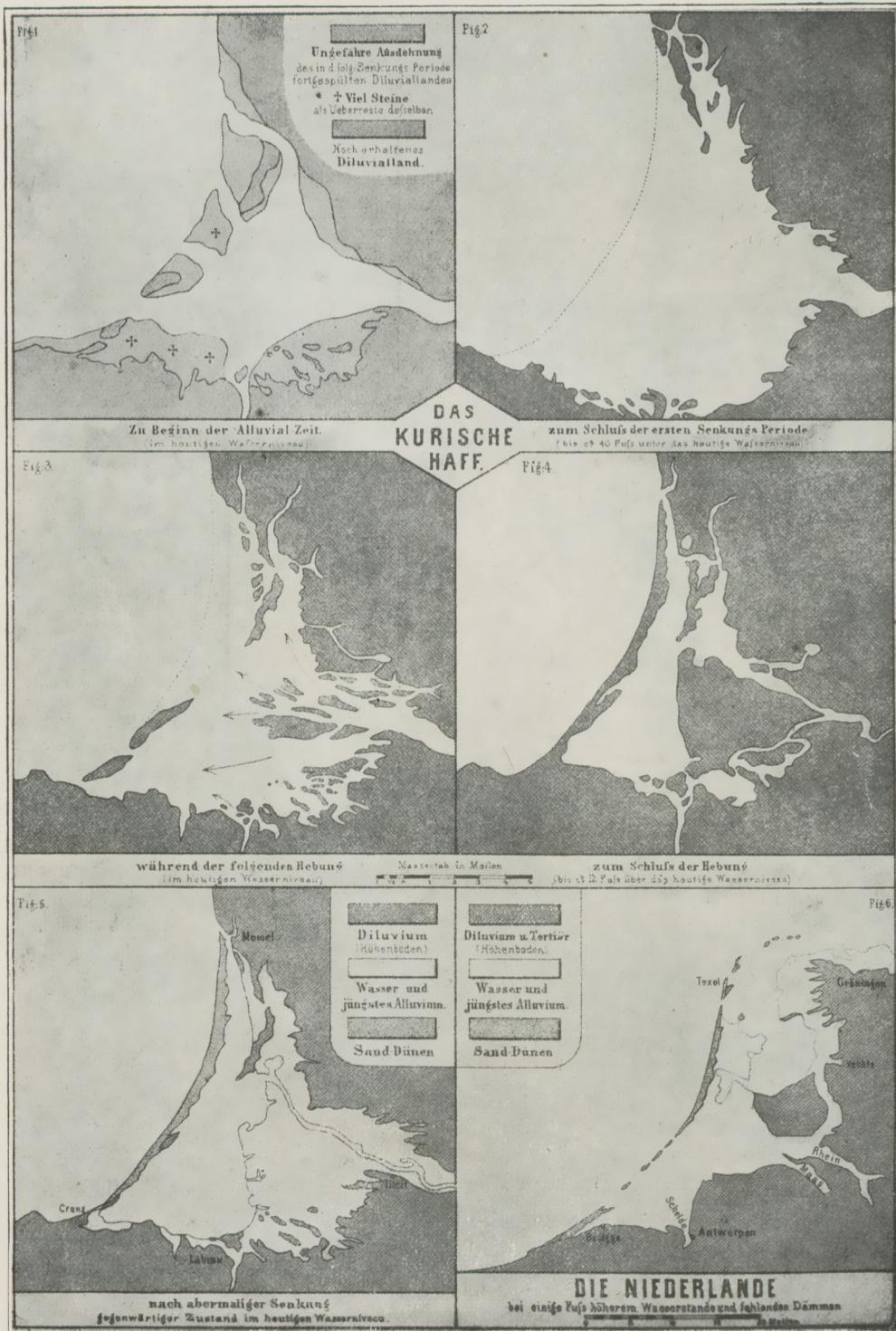
Wie wenig man in früheren Jahrhunderten den heimatlichen Boden erforschte und lieber den unwahrscheinlichsten Vermutungen weiten Spielraum ließ, davon gibt die Kurische Nehrung ein besonders lehrreiches Beispiel. Erst vor etwa einem Jahrhundert begann man mit eingehenderen wissenschaftlichen Untersuchungen dieses eigenartigen Gebietes, deren Resultate wir zunächst in den Veröffentlichungen von Jachmann und Wutzke, in einer späteren Periode in jenen von Schumann und Berendt niedergelegt finden. Allen ihren Forschungen fehlt aber die allein sichere Grundlage der Tiefenbohrung, ihre Arbeiten leiden daher trotz vieler bedeutender Vorzüge doch an dem Mangel an wirklicher Überzeugungskraft. Erst die auf Grund planmäßiger, seitens der staatlichen geologischen Landesanstalt an vielen Stellen der Nehrung bis 20 m Tiefe vorgenommenen Bohrungen, sowie die im Jahre 1919 erschienene Schrift des Geologen Hess von Wichdorff „Geologie der Kurischen Nehrung“ brachten Aufschlüsse über die wirklichen Ursachen der Nehrungsbildung. Sie klärten jene Zweifel und Fragen, die zum Teil schon lange gegenüber der bisherigen Theorie der Entstehung des Haffes und der Nehrung bestanden.

Nach Hess von Wichdorff bildete sich die Nehrung nun folgendermaßen: In weit zurückliegenden, nicht annähernd bestimmbaren Zeiten überschwemmte die Ostsee den ursprünglich festen Boden des zwischen Samland und den Memeler Höhen liegenden Diluvial-Gebietes und machte ihn zu einer 24 – 26 m tiefen gewaltigen Meeresbucht. Die Wassermassen durchbrachen und überschwemmten hierbei das alte Festland an zahlreichen Stellen und wühlten in der flachen Niederung das einst weit ausgedehntere Bett des heutigen Haffes. Das Ostufer dieser Meeresbucht bildete, wie aus den eingelagerten Resten von Seetang, Sprockholz und Bernstein hervorgeht, die Grundmoränenlandschaft der Memeler und Windenburger Höhen, welchen sich weiter südlich die große Ebene des Memeldeltas anschloß. Im Süden wird diese alte Küste durch das große von Steinort bis zur Nehrung streifende Steinlager gekennzeichnet, das dann in der See seine vermutliche Fortsetzung in dem sogenannten Scharfen Grund findet. Dieser Steilabfall, das einstige Nordufer des Samlandes, befindet sich etwa 4 km von der jetzigen Küste entfernt, berechnet nach deren jährlichem Landverlust dürfte das Bestehen dieser alten Bucht etwa 8000 Jahre zurückliegen. Verschont von der Zerstörung blieb das langgestreckte Land zwischen Cranz und Sarkau sowie die Rossittener Diluvialinsel, zwischen denen, wie auch weiter nach Norden, das Meer unbehindert in die offene Bucht hineinbranden konnte.

Diese Festlandsstücke wirkten nun buhnenartig auf die Strand- und Uferströmungen, denn an ihnen fingen sich sowohl die von Osten kommenden Süßwasserablagerungen, wie auch der von der See herbeigeführte Sand. Alle diese Massen sanken hierbei zu Boden, schlossen die noch offenen Lücken und bildeten schließlich als eine Barre den Sockel zur Nehrung in ihrer jetzigen Gestalt, sie hierdurch zum Wellenbrecher des östlich des Haffes gelegenen Festlandes machend. Es zeigte also die ostpreußische Küste einst das ähnliche Bild, wie es sich jetzt an der Nordsee in den Friesischen Inseln wiederholt. Das jährliche Wachstum der Nehrung bei ihrer Entstehung berechnete man mit etwa 4 – 6 m, wie man überhaupt den allgemeinen Abschluß der Nehrungsbildung in ihrer jetzigen Gestalt erst etwa um das Jahr 950 n. Chr. verlegt, und zwar bis dorthin, wo die hohe Düne südlich des Sandkruges endigt. Trotz dieser Berechnung ist die Nehrung aber aller Wahrscheinlichkeit nach nicht allmählich von Süden nach Norden angewachsen, sondern sie bildete sich durch die Ablagerungen gleichzeitig an verschiedenen Stellen. Ursprünglich erstreckte sich die Nehrung sogar über Memel hinaus bis etwa zur Holländischen Mütze, erst die in der Vorordenszeit erfolgte Bildung des Memeler Tiefs veränderte die Gegend dann hier vollständig. Noch bis in die Gegenwart aber kann man das Anwachsen der Nehrung beobachten, ist doch z. B., wie aus alten Karten hervorgeht, die Nehrung bis zur Süderspitze in den Jahren von 1771 – 1882 um etwa 850 m gewachsen, nachdem dieses vordem noch schneller geschehen sein soll, eine Erscheinung, die jener bei der Bildung des Pillauer Hakens zu vergleichen ist. Nach Wutzke verlängerte sich die Nehrungsspitze bis 1831 innerhalb 50 Jahren um etwa 600 m, trotz dieser Feststellungen hat sich aber wohl die Nehrungsspitze stets bis zu ihrer jetzigen Stelle erstreckt, es fand nur vor der Befestigung durch die Molen ein ewiger Wechsel in Abriß und Verlandung statt, veranlaßt durch die aus- und eingehenden Strömungen des Tiefes. Dieser Wechsel war mitunter so stark, daß z. B. 1729 gelegentlich eines gewaltigen Esganges 75 m von der Süderspitze fortgerissen wurden. Erst der Molenbau auf der Süderspitze gab dann dem Sand eine bestimmte quer zur Nehrung liegende Wachstums-Richtung und -Möglichkeit.

Die Richtigkeit der v. Wichdorffschen Theorie der Nehrungsentstehung kann durch die geologischen Untersuchungen als bewiesen gelten, denn diese zeigen, daß sowohl das Fundament des Haffes, wie auch jenes der Nehrung ein aus den Ablagerungen der Eiszeit entstandener Geschiebemergel ist. Dieser hat sich dem den Untergrund bildenden Kreidesockel aufgelagert, so z. B. der Rossittener Diluvialinsel in einer Stärke von mindestens 82 m; nicht unähnlich sind die Bodenverhältnisse bei Windenburg, wie auch auf der Strecke von Cranz bis Sarkau, wo überall der diluviale Boden über dem Meeresspiegel liegt. An allen anderen Stellen der Nehrung befindet sich die Höhenlage des Stärken bis 77 m erreichenden Geschiebemergels etwa 36 m, nur bei Preil mit 28 m unter dem Seespiegel. Diesen Stellen der Nehrung, die früher dauernde Verbindungen der Bucht mit der offenen See waren, finden wir als Ergebnis der erwähnten Sinkstoffe Torf- und Sandschichten aufgelagert, die gleichfalls die alten Tiefe ausfüllten und sich auch im Haff ausbreiteten.

Meeres- und Haffsand, Haffmergel und Torf bilden also die hauptsächlichsten Bestandteile der Kurischen Nehrung, sie lieferten das Material für ihren Aufbau bis zur Meereshöhe. Auf diesem derartig entstandenen Nehrungssockel dehnte sich dann der Flugsand der See aus und schuf die sich bald mit einer Pflanzen- und Baumwelt bedeckende Nahrungsplatte, wie sie, unter Fortdenkung der Dünen, noch heute besteht, hierdurch dem Menschen die Möglichkeit zur Ansiedlung auf ihr

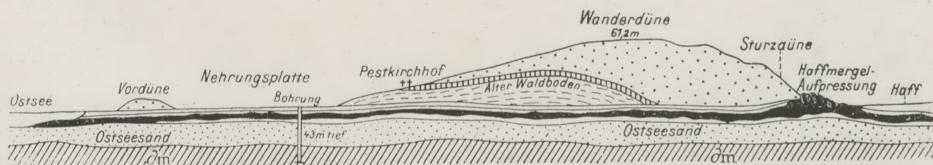


Die Entstehung des Kurischen Haffes und der Nehrung.  
Nach Berendt: Geologie des Kurischen Haffes.

gebend. In unlösbarem Zusammenhang steht also nach dem Angeführten die Entstehung der Nehrung mit jener des Haffes, des größten Süßwasserbeckens Deutschlands, dessen, wie auch der Verbindungen zwischen Haff und See an späterer Stelle gedacht werden wird. Durch diese Erklärung wird demnach die frühere Theorie über die Entstehung der Nehrung hinfällig: diese ist also kein Produkt angenommener Hebungen und Senkungen des Landes, sondern sie ist unter dem gleichen Ostseespiegel, wie er noch heute vorhanden ist, lediglich durch Uferströmungen entstanden.

Den Beweis, daß die Kurische Nehrung, wie wohl überhaupt alle Nehrungen, sich auf obige Weise bildeten, ergibt eine neuere geologische Feststellung Hess von Wichdorffs, die mir dieser noch vor ihrer Veröffentlichung persönlich bekannt gab. Er fand gelegentlich geologischer Aufnahmen in Masuren vor einigen Jahren an dessen größtem Binnengewässer, dem Spirdingsee, ausgezeichnete, modellartig schöne Nehrungsbildungen, die z. B. den nördlichen Zipfel dieses Sees, den Tuchlinner See, durch eine ausgeprägte Nehrung vom Spirdingsee abschlossen. Da die Entstehung dieser Binnen-Nehrungen durch Hebungen und Senkungen vollständig ausgeschlossen ist, da das Binnenland keinerlei Niveauschwankungen ausgesetzt war, so ist jeder Zweifel an der Entstehung dieser Sandbarren auf andere Art als durch Uferströmungen ausgeschlossen. Aber auch an der Ostseite des Haffes baute der durch den Wind bewegte wandernde Sand des Haffbodens vor den Strommündungen nehrungsartige Sandbarren auf, hierbei Wasserflächen abschnürend, die dann verlandeten und die jetzigen Niederungsmoore bildeten.

Immerhin dürfte die Auffassung Berendts von Interesse sein, umso mehr, da sie ja wie aus nebenstehender Tafel ersichtlich, in anderen Beziehungen wichtige Aufschlüsse über das Werden und Vergehen der in Frage kommenden Landschaft gibt. Nach Berendt folgte auf das erstmalige Ansteigen aus dem Meere eine Senkung um ca. 10—12 m unter den jetzigen Wasserspiegel, worauf die Meereswellen in Verbindung mit den diluvialen Inseln am Haff eine Sandbarre bildeten, die die Unterlage für die jetzige Nehrung wurde. In der hierauf folgenden Hebungsperiode stieg diese Sandbank dann aus dem Wasser empor, auf deren nunmehr trocken gelegter Oberfläche der lockere Sand sich zu Hügeln türmte. Bei der noch immer andauernden Hebung stieg auch der alte Diluvialboden in die Höhe und verhinderte die weitere Sandzufluss, so daß die Düne sich nach und nach mit einer reichen und dichten Pflanzenwelt bedecken konnte. Diese Hebung wurde dann aber wieder durch eine noch jetzt andauernde Senkung abgelöst, wodurch die Sandmassen wieder ein freies Spiel erhielten und die jetzigen Dünen bildeten.



Querschnitt durch die Kurische Nehrung.

An der Landesgrenze südlich von Nidden. / Maßstab 1:5000, stark verkürzt. / Der schwarze Strich ist das Haff-Mergellager.



~~X~~ Freigelegte Trockentorfschicht am Seeufer nördlich von Cranz.

Dâ was ein vil grôzer hagen  
von den Samen vor geslagen  
der was grôz unde dicke,  
dâ enwâren nicht cleine ricke,  
dâ wâren boume sô grôz,  
daz sint vil manchen verdrôz.  
Sie wâren sô gevellet,  
daz ez was gestellet,  
sam ez wêre ein bolewerc.  
Ez was ein ungevûgez werc,  
Daz von den Samen was gemacht.

Aus der livländischen Reimchronik (Ende des 13. Jahrh.).

## Die Oberflächengestaltung der Kurischen Nehrung.

Die Oberfläche der Kurischen Nehrung, die von den Winden glatt gehobelte Nehrungsplatte erhebt sich etwa 2–8 m über dem Wasserspiegel der Ostsee, sie ist also fast völlig eben. Der Charakter dieser Platte oder Palwe, wie hier derartige, von lockerem Seesand bedeckte, lose durch Humus verbundene und mit leichter Vegetation bestandene Flächen heißen, ist, soweit sie von den Dünen freigewehrt ist, ein steppenartiger, deren reicher Pflanzenwelt man es nicht ansieht, daß sich vor noch gar nicht langer Zeit ungeheure Sandmassen über sie fortgewälzt haben. Bohrungen auf der Nehrungsplatte haben nun ergeben, daß auf ihr Sandüberwehungen mit einer früheren Vegetationsperiode wechseln, von denen diese eine Trockentorfschicht hinterließ, die sich aus den abfallenden Nadeln der Bäume und der sonstigen Vegetation bildete. Mikroskopische Untersuchungen beweisen, daß der alte Nehrungswald neben Kiefern auch mit gemischttem Laubholz, namentlich mit Eichen, Eschen, Birken und Erlen, bestanden war. Die aus diesen Abfällen gebildete Torfschicht ist durch die über sie fortgegangene Sandmasse dann so stark zusammengepreßt, daß ihr Gewicht etwa das Vierfache des gewöhnlichen Torfes beträgt. Diese alte Waldschicht, der eigentliche Leitboden der Nehrung, hat übrigens die unangenehme Eigenschaft, daß sie den sich ihr aufgelagerten Sand leicht zur sogenannten Fuchserde, oder richtiger dem Ortstein verhärtet, der der Ausbreitung von Baumwurzeln ziemliche Schwierigkeiten bereitet und daher mit zur Ursache des auf der Nehrung besonders gefürchteten Baumbruches wird.

Bis in die neuere Zeit war man der Annahme, daß nicht nur eine, sondern sogar bis vier übereinanderliegende Torfschichten vorhanden seien, von denen man natürlich auch auf die entsprechende Zahl ehemaliger Vegetationsperioden schloß. Nach Hess von Wichdorff handelt es sich aber in diesen Fällen um eine Täuschung, indem es sich nicht um übereinander, sondern, bedingt durch die Terrainverhältnisse, hintereinanderliegende Schichten handelt. Auf dem hügeligen Boden der Urdünen wechselt eben naturgemäß auch die Höhenlage des Waldbodens und täuscht dann bei ihrem Abriß eine mehrfache Waldschicht vor, wie wir sie z. B. an der Begräbnisstelle Alt-Niddens, bei Pillkoppen und an anderen Stellen beobachten können. Besonders große Massen alten Waldbodens treten in einer Höhe von 20 m über dem Nehrungsniveau an der Westseite des Schafenberges bei Schwarzort zutage, wo sogar Baumreste von  $2\frac{1}{2}$  m Umfang festgestellt wurden.

Dieser alte Waldboden ist fast auf der ganzen Nehrung noch erhalten und man kann ihn meilenweit an der hohen Düne entlangziehend beobachten, wo er in Streifen



Alter Waldboden bei Pillkoppen (nur scheinbar übereinanderliegend).

von meist 5—50 cm Dicke zutage tritt und als schwarzer Krant bezeichnet wird. Es gibt jedoch auch Waldböden von wesentlich größerer Stärke, so z. B. jenen bei Cranz mit ca. 1,50 m, den man nördlich dieses Ortes an Abbruchstellen des Seeufers beobachten kann, wo er sich als dunkelbrauner Streifen deutlich von den gelben Schichten des Sandes abhebt (s. Abb. S. 8). Natürlich mußten erst unzählige Baumgenerationen zu Boden sinken oder den jeweiligen Nehrungsbewohnern für ihre wirtschaftlichen Zwecke dienen, ehe der alte Waldboden diese Stärke erhielt.

Bemerkenswert ist, daß man den alten Waldboden auch dort als vorhanden feststellen kann, wo der ihn überlagernde Dünensand aufgeforstet wurde, da die auf dieser Humusschicht gepflanzten Bäume durch ihr schnelleres Wachstum sich merklich von den nur auf reinem Sand kultivierten abheben.

Bedeutende Reste des alten Nehrungswaldes finden sich auch in der Nähe des Strandes an einigen Stellen in der See, sie bilden die eigenartige Erscheinung des sogenannten unterseeischen Waldes. Man hielt diesen durch Senkungen des Landes

in die See gelangt, während sein dortiges Vorkommen sich einfach aus Abbrüchen des Landes erklärt, bei denen die Bäume in die See und dann unter das Niveau der Schälung gelangten. Besonders deutlich treten derartige Baumreste bei Ostwinden zutage, sie finden sich aber nur dort, wo der Untergrund des Seebodens, wie auch der des anschließenden Landes, einen moorigen Charakter hat, in den die Baumreste durch die Schwere des auflagernden Sandes oder des Wassers hineingedrückt werden konnten. Aber auch die beobachtete Hebung des Wasserspiegels der Ostsee dürfte auf das Inwassergeraten des Baumbestandes von einiger Bedeutung sein, so geht z. B. aus Mitteilungen alter Cranzer Bewohner hervor, daß dort noch vor einer Reihe von Jahren ein größerer Tannen- und Ellernbestand am Strand vorhanden war, der dann von der See abgerissen wurde und unter Wasser kam. Das häufig von der See ausgeworfene Holz dieser Bäume wird von den Nahrungsbewohnern gerne geborgen und als Brennholz verwendet, obgleich es dabei einen ziemlich unangenehmen Geruch verbreitet. Fast die ganzen letzten Bestände des alten Nehrungswaldes erlitten aber das Schicksal der Versandung, von ihnen stammen die Baumreste, die sogenannten hohen Bäume her, deren Inneres völlig zu Mulf zerfallen ist, während Rinde und



Festgelegte Wanderdüne.  
Die bänderartigen dunklen Streifen zeigen den Verlauf des alten Waldbodens.

Wurzeln sich erhielten. Es bilden sich dann jene mit Sand gefüllten Röhren, in die man, wenn man zufällig auf eine solche tritt, leicht mit dem Fuße einsinkt. Die Wurzeln liefern ihres starken Holzgehaltes wegen manchen Ortschaften gleichfalls ein beliebtes Brennmaterial, bereits Henneberger weist auf die Reste der alten Kienbäume hin.

Einen gewissen Anhalt über das Alter dieses Urwaldbodens geben die auf ihm gemachten vorgeschichtlichen Funde, die zumeist der hier 3000—4000 Jahre zurückliegenden jüngeren Steinzeit angehören, hierdurch wurde die alte Nahrungsplatte auch für die Geschichtsforschung, und nicht nur für die heimatliche, von besonderer Bedeutung. Bei Schwarzort gefundene Scherbenreste wurden auf ein Alter von etwa 1500 Jahre geschätzt.

### Frühere Tiefe und See-Durchbrüche. Das Memeler Tief.

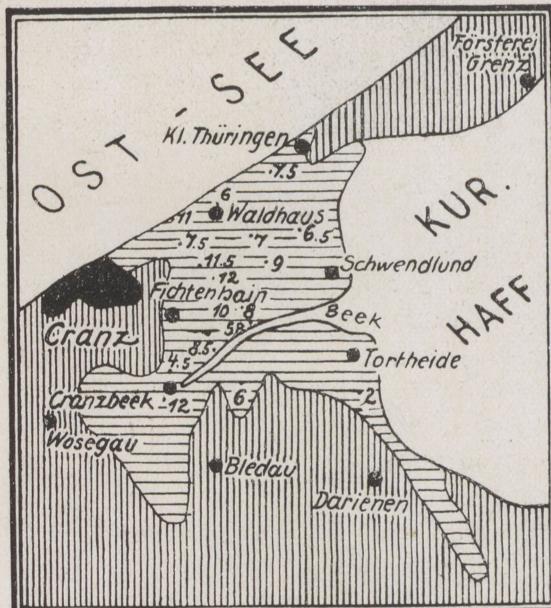
Die älteren Wasserverbindungen der Ostsee mit dem Kurischen Haff haben wohl wegen ihrer einstigen geringen Bedeutung für das Wirtschaftsleben in geschichtlicher Zeit bisher weniger Beachtung gefunden als jene des Frischen Haffes, trotzdem sie das Nahrungsgebiet sicher auch sehr stark beeinflußten. Hess von Wichdorff hat auch hier

mancherlei Irrtümer berichtigt, edoch scheinen die von ihm vertretenen Feststellungen noch nicht die endgültigen zu sein, und mancherlei Fragen harren hier noch der eingehenden Erforschung. Als sicher kann man wohl annehmen, daß vor dem Zusammenschluß der Nehrungsinseln, also vor dem Abschluß der Nehrungsbildung, alle offenen Stellen einen tiefartigen Charakter hatten und diese, ebenso wie die späteren Tiefe aus geschichtl. Zeit letzten Endes nur Verlängerungen der verschiedenen Mündungsarme der Memel waren.

Während Hess von Wichdorff der Kurischen Nehrung nur zwei Tiefe, das alte Cranzer Tief und das jetzige bei Memel zugesteh, sprechen alte Überlieferungen noch von weiteren Tiefen, ja sogar von deren sechs, die aber wohl zumeist nur als zeitweilige Durchbrüche oder gar nur als Überflutungen anzusehen sind. Ziemlich sicher erscheint von ihnen, neben dem Cranzer Tief, nur das Bestehen eines ehemaligen Tiefes in der Sarkau zu sein, denn auf dem Landtag des Jahres 1597 in Elbing, also in gar nicht so weit zurückliegender Zeit, stritt man sich über die „Zeyse des Tiefes in der Sarckaw“, die der Herzog für sich allein in Anspruch nehmen wollte. Danach bestand scheinbar, sei es auch nur vorübergehend, damals unter dieser Bezeichnung das Sarkauer oder sogar noch das Cranzer Tief, obgleich keine Karten oder sonstige Überlieferungen davon Kunde geben. Für ein Sarkauer Tief spricht das Vorhandensein eines Kolkes, wie derartige typische größere Wassertiefen an den Nehrungen und auch anderweitig genannt werden, und wie wir solche als Begleiterscheinung ehemaliger Tiefe auch bei der Frischen Nehrung antreffen.

Da nun die dauernd dem Abbruch ausgesetzte Nordküste des Samlandes einst bedeutend weiter nördlicher lag als die heutige Küste, worauf auch die Steinriffe im südlichen Haff und der sogenannte scharfe Grund in der See hinweisen, so ist in Verfolg dieser Linie auch ein etwa 8000 Jahre zurückliegendes Tief bei Sarkau sogar als höchstwahrscheinlich anzunehmen, dem man sogar die große Breite von ca. 1,6 km zuzusprechen glaubt. Dieses scheint demnach das überhaupt älteste Nehrungstief zu sein, das zunächst verlandete, dann aber aus irgendeinem Grunde später wieder befahrbar wurde. Wie schnell solche Tiefe verlanden können, sieht man z. B. an dem ehemaligen Balgaer Tief auf der Frischen Nehrung, das vor etwa 400 Jahren auch noch eine befahrene Schifffahrtsstraße war, von der jetzt nur noch wenige Merkmale seine einstige Bestimmung erkennen lassen.

Über die Beschaffenheit des ehemaligen, längst verlandeten Cranzer Tiefe sind wir durch die Forschungen von Berendt und die Bohrungen der Geol. Landesanstalt genau orientiert, weniger leider über seine einstige geschichtliche Bedeutung. Lag einst an ihm die in der Lebensbeschreibung des heiligen Ansgar 865 erwähnte Handelsstätte Selburg oder reicht gar, wie das Vorkommen von römischen Gold-



Diluviale Hochfläche / Ehem. Cranzer Tief

Karte des ehemaligen Cranzer Tiefe.  
Nach Hess von Wichdorff.

münzen in der Gegend vermuten läßt, die Geschichte des alten Cranzer Tiefes noch weiter zurück?—Als sicher ist wohl nur anzunehmen, daß sich an der Ausbuchtung des Cranzer Tiefes, dort wo etwa Wiskiauten liegt, einst eine Ansiedlung der Wikinger befand, worauf die Namen von Ortschaften, Funde von Waffen, Gewandfibeln und sonstigen Gegenständen nordischen Ursprunges hindeuten, und nach denen die samländisch-germanische Kultur hier wahrscheinlich ihren Hauptsitz hatte. Das Cranzer Tief wurde dann wohl so lange befahren, bis durch einen Durchbruch am Nordende der Nehrung das Memeler Tief entstand.

Wassermangel und Ablagerungen des Haffes verlandeten nach der Bildung des Memeler Tiefes die alte Schifffahrtsstraße bei Cranz und verwandelten sie schließlich in eine mit stattlichem Baumwuchs bestandene Moorfläche, die an ihren meist feuchten Rändern den Charakter eines Flachmoors, in ihrer Mitte aber den eines Hochmoors besitzt. Die Grenzen des Hochmoors liegen in der Linie Waldhaus—Fichtenhain, deutlich wahrnehmbar wird es als solches in dem nach Schwentlund zu gelegenen,

von Wasserräben durchzogenen Terrain. Das Hochmoor lagert unter dem unmittelbar darauf aufgeweichten Sand bis in die See hinein, die bei Sturm Stücke von ihm ans Land wirft. Daß der Torf in der See so tief liegt, hat, wie beim alten Nehrungswald, seine Ursache wohl darin, daß das gewaltige Gewicht des aufgeweichten Sandes den weichen Torf zusammenpreßte und unter das Niveau der See drückte.

Die Mächtigkeit des Cranzer Moors, das sich im Umfang mit der Größe des ehemaligen Tiefes



Dünenbildung in der Cranzer Plantage.  
Blick von Dumckes Höh' nach der See.

deckt, beträgt bei ziemlichem Wechsel in der Tiefe bis zu 12 m bei einer Breitenausdehnung von ca. 3 km; der unter dem Moore lagernde alte Seeboden hat eine solche von etwa  $1\frac{1}{2}$  m, ein übersichtliches Bild über seine ganze Lage gibt die umstehende Karte nach Hess von Wichdorff. Bereits die östlich gelegenen Häuser von Cranz sind auf dieser großen Moorfläche erbaut, die sich von hier nordöstlich bis zum Aussichtsturm Klein-Thüringen, dem geographischen Beginn der Nehrung, und südlich bis zur Cranzer Beek und darüber hinaus erstreckt.

Bis zur Verlandung des Tiefes in seiner jetzigen Gestalt, die auch heute noch nicht als abgeschlossen anzusehen ist, vergingen natürlich große Zeitabschnitte. Wie aus den vorgefundenen eingelagerten großen Baumresten hervorgeht, gab es

aber gewisse Stillstandsperioden, in denen das Moor einen urwaldartigen Charakter hatte; noch jetzt erinnern Teile des nach dem Haff gelegenen und nur bei längerer Trockenheit zu betretenden Elsenmoors an einen solchen Urwald. Die nach der See zu befindliche Seite des Moors hat durch die Sandaufwehungen ein völlig verändertes Aussehen erhalten; aber selbst diese Flugsandmassen wären kein Hindernis, daß hier durch Forträumung des Moors und mit verhältnismäßig geringen Mitteln im Notfall wieder eine ausgezeichnete Fahrrinne, ja selbst ein größerer Hafen entstehen könnten. Wirtschaftlich wird das Moor gegenwärtig, nachdem größere Waldteile für diesen Zweck niedergelegt wurden, sehr umfangreich zur Torfgewinnung ausgebeutet.

Trotzdem das Kurische Haff nun wohl bereits seit langen Zeitaläufen seinen Hauptabfluß im Memeler Tief hat, besteht selbst in der Gegenwart noch eine gewisse Gefahr für die gewaltsame Wiedereröffnung des alten Cranzer Tiefes durch die See. Seit etwa einem Jahrhundert verfolgt man daher besorgt das bis in die neuere Zeit mit etwa zwei Metern berechnete jährliche Vorrücken der See, dem heute nur



Seebuhnen an der Nehrung bei der Cranzer Plantage.  
Links das Wrack eines gestrandeten Schiffes.

noch eine Landbreite von etwa einem Kilometer gegenübersteht. Als erste Schutzanlage gegen diese Angriffe der See sind die in den Jahren 1812—1823 in einer Länge von 932 Ruten bei 10 Fuß Höhe und auf der Krone 50—60 Fuß Breite aufgeworfenen Seedeiche anzusehen, die dann bepflanzt wurden. 1897 schritt man zum Bau von Pfahlbuhnen mit Steinfüllung, die sich bis nördlich des Aussichtsturmes erstreckend, scheinbar auch mit Erfolg einen Stillstand des Seeuferabbruches bewirkten.

Die Gefahr für eine Wiedervereinigung von See und Haff kommt aber hier nicht nur von der See-, sondern auch von der Haffseite. Durch die Gewässer der Deime, der Gilge, des Nemonien und anderer Zuflüsse ist der Wasserspiegel des südlichen Haffes durchschnittlich immer 80 cm höher als jener der See; tritt nun durch zu Lande stehende Winde ein Rückstau ein, so erhöht er sich ganz wesentlich, gelegentlich des Orkans im Jahre 1818 sogar bis über einen weiteren Meter. Da nun in jenem Jahr, wie auch 1830, die See ebenfalls um einen Meter gestiegen war, vereinigten sich hier tatsächlich bereits für einige Tage See und Haff. 1874 brachte

das Haff derartig große Überschwemmungen bei Cranz, daß die Fischerkähne zwischen den Bäumen lagen, und gelegentlich des Hochwassers im Jahre 1889 standen große Teile des Waldes auf dem alten Tief unter Wasser. Sollten sich einmal diese Naturereignisse, denen der Mensch fast machtlos gegenübersteht, in längerer Dauer wiederholen, so könnten jene Befürchtungen sich bewahrheiten, die hier wie in Urzeiten ein Tief entstehen sehen, das natürlich jenem bei Memel ein Ende machen würde.

Die Erkenntnis, daß der Durchbruch eines neuen Tiefes, gleichviel an welcher Stelle, das Memeler Tief aufs äußerste gefährden müsse, war schon beim Orden vorhanden, denn sonst wäre die Sorgfalt, mit der man die Dammbrüche auf der Nehrung ausbesserte, kaum verständlich. Bereits 1404 heißt es im Tresslerbuch: „bei Wasserbruch den Leuten auf der Nehrung 12 M.“; 1441 waren Dammarbeiten bei Sarkau notwendig, und 1497 mußte das ganze Samland in der Sarkau dämmen; die Dämmung der See war damals allgemeines Landesscharwerk. 1509 heißt es wiederum: „die See geht bei Sarkau über die Nehrung ins Haff, die Leute aus den Aemtern Grünhoff, Schaaken und Labiau sollen es ausbessern.“ Die Gegend von Sarkau war und blieb demnach, da es die schmalste und auch niedrigste Stelle der Nehrung war, ein Schmerzenskind der jeweiligen Landesregierung. Der Ort dieser Durchbrüche oder richtiger wohl Überflutungen war der des alten Kaallandes, der damals fast einzigen unbewaldeten Stelle der Nehrung, von der 1594 Henneberger schreibt: „Ist auff der Curischen Nerung ein ort / hinter der Sarckaw / einer halben Meylen lang / lauter sand / niedriger denn die anderen örter / hat wenig Beume / derhalben man da viel zeunens ond themmens hat / auff das die offenbare See / in grossen sturmwinden nicht durch reisse / ond Samland omb Schacken ond Labiau / etc. verseuffe.“

Die bedeutendsten Schutzarbeiten scheinen dann jene des Jahres 1642 gewesen zu sein, bei denen alle Ämter von Tapiau bis Fischhausen eine Strecke von 1100 Ruten = ca. 4500 m dämmen mußten, jedem Amt war eine bestimmte Strecke zugewiesen.

Im Jahre 1680 wird wieder ein Durchbruch bei Sarkau befürchtet, man legte dagegen drei Strauchzäune an, „die der Wind ausfüllt“; die Aufsicht über die Arbeiten führte der Sarkausche Krüger. Das Holz sollte der Sarkauer Wald liefern, hiergegen wurde aber der Einwand erhoben, daß er der einzige vorhandene Ort sei, wo das von der Nehrung kommende Wild noch steht. Daß es an Schutzbauten in der Sarkau aber niemals gefehlt hat, geht bereits daraus hervor, daß schon in kurfürstlicher Zeit zum Schutz des Kaallandes ein regelrechter „Thambmeisterdienst zu Sarckau“ eingerichtet war.

Trotz dieser Aufsicht hören wir noch häufig von Durchbrüchen in „der Sarckau“, so ließ im Jahre 1708 der Memeler Oberst de Brion hier einen Wall schlagen. 1791 fand ein teilweiser Durchbruch etwa  $1/8$  Meile nördlich von Sarkau statt, ein damaliger Plan zeigt die Gegend zwischen Sarkau und den weißen Bergen stark überflutet; namentlich zwei Stellen, die noch heute als Großer und Kleiner Kolk bezeichnet werden, hatten am meisten unter dem Andrang der Wogen zu leiden. Am Kleinen Kolk bildete sich sogar scheinbar bereits eine feste Rinne, und Schilderungen aus jener Zeit bezeichnen die Gegend nördlich Sarkaus als zu zwei Dritteln von der See überflutet. Auch hier wurden schleunigst mit Sand bedeckte Strauchwerkfaschinen angelegt, die das Ärgste verhinderten und die noch jetzt ihren Schutzzweck versehen.

Aber noch oft wird geklagt, daß die Sarkau hart von der See leide, die hier das Erdreich ausreiße und sich dem Haff näherte. So mußten am 17. Januar 1818 wieder einmal die samländischen Dörfer zum Uferschutz herangezogen werden, da See und Haff zusammenflossen, und als in den zwanziger Jahren wieder Befürchtungen für einen Durchriß entstanden, wurden hier unter Leitung des Pillauer Hafenbausinspektors Wutzke, dessen Wirken überhaupt für den Schutz der samländischen Küste ein sehr segensreiches war, Dammarbeiten ausgeführt. In neuester Zeit durchbrach die See die Nehrung bei km 78 im Dezember 1895 und machte jeden Wagenverkehr an dieser Stelle unmöglich.

Die besondere Gefährdung dieser Nahrungsstelle erklärt sich damit, daß hier die Nahrungsplatte nur ganz wenig über den Wasserspiegel hinausragt und deshalb den Angriffen der See besonders stark ausgesetzt ist. Da der hierdurch veranlaßte jährliche Abbruch an dieser Stelle etwa 2 m beträgt und die Nehrung hier nur 400 m breit ist, kann man den Zeitpunkt des Zusammenfließens zwischen See und Haff mit einiger Sicherheit in absehbarer Zeit voraussehen, wenn es nicht gelingt, ihn durch besondere Schutzmaßregeln hinauszuziehen.

Aber noch so manche sonstige Nahrungsstelle dürfte zeitweilig überflutet gewesen sein, ohne daß es auch dort zu Tiefbildungen kam, und häufig wird von Störungen des Postverkehrs durch Überschlagen der See berichtet. Für die Orte eines solchen See-Einbruches werden z. B. die Stellen südlich Sarkaus, dort, wo ein kleines Rinnal an der Stelle der alten Posthalterei zum Haff fließt, ferner die faule Brücke, eine Waldschneise bei der Försterei Grenz, angesehen. Die Annahme, daß die Wasserflächen bei Rossitten Reste eines ehemaligen Tiefes seien, hat sich als irrig erwiesen, da diese durch hochstehendes Grundwasser entstanden sind. Auch südlich des Predinberges bei Rossitten, an der Stelle, die man auf alten Karten als Gausutte bezeichnet findet, soll einst die See „durchgegangen“ sein. So brach hier gelegentlich der großen Sturmflut des Jahres 1822 die See zwischen den Sandbergen zum Haff durch und machte jeden Verkehr unmöglich. Zumeist wird es sich aber bei diesen Überflutungen wohl um jene des Haffes gehandelt haben, dessen Wasserspiegel ja höher als jener der See liegt.

Wann sich das nördlichste aller Tiefen, das Memeler, auch Seegatt genannt, bildete, ist nicht nachweisbar, jedenfalls aber bestand es schon vor der Besitzergreifung Preußens durch den Orden, der zu seinem Schutze die Mümmelburg an Stelle der alten Preußenveste Klaipeda anlegte. Daß sich die Tiefe stets von Süden nach Norden verschieben, ist bei dem von Süden aus nördlich wandernden Sand ein ganz natürlicher Vorgang, auf dieser Wanderung verschüttet oder verlandet er einfach die auf diesem Wege liegenden Wasserverbindungen oder Tiefe. Da nun aber die in gleicher Richtung gehende Strömung des Haffes irgendwo einen Ausweg für dessen Wasser haben muß, so findet sie solchen in der Regel dort, wo ihr die Festigkeit des Landes den geringsten Widerstand entgegensezten, was wohl auf die früheren Landverhältnisse beim jetzigen Memeler Tief zutraf. Sollte einst auch das Memeler Tief in die Gefahr der Versandung kommen, in der es eigentlich immer schwebt, so würde sich das Haff, da eine noch weiter nördlich gerichtete Tiefbildung ausgeschlossen erscheint, vermutlich wieder am Südende der Nehrung bei Cranz oder Sarkau, den empfindlichsten Nahrungsstellen, einen Ausweg suchen.

Diesem Naturereignis vorzubeugen dienen die Molen des Memeler Tiefs, die den von Süden herangewälzten Sand nach Möglichkeit auffangen resp. verteilen

helfen. Um welche Massen Sand es sich hierbei handelt, zeigt die dem Tief vorgelagerte Sandbarre, die durch den ausgehenden Strom des Haffes sowie durch Baggerungen in Süd- und Norderplatte geschieden wird. Da diese sich aber nicht als ausreichend gegen die Gefahr einer Versandung des Tiefes erwiesen, schritt man, nachdem sich die Breite des Tiefes schon auf etwa 500 m verringert hatte, zu Schutzarbeiten. So legte man 1773 auf der damals noch völlig kahlen Nehrungsspitze Strauchzäune zur „Konservierung“ der Einfahrt an, die aber nicht standhielten. 1783 begann man mit dem Bau von zwei Molen, die jedoch 1791 gleichfalls wieder vom Wasser zerstört wurden. Später baute man dann feste Molen, von denen die nördliche mit der ganz bedeutenden Länge von 2150 m 1858 fertiggestellt war. Die südliche Mole am Nordende der Nehrung bei der Süderspitze wurde 1847—1861 ausgebaut, und zwar in einer Ausdehnung von 940 m; beide wurden dann in den Jahren 1874—1881 wesentlich verstärkt. Die Süderplatte zog sich früher weit in südlicher Richtung der Nehrung entlang hin, erst im Jahre 1772 schob sich der Sand in großen Massen am Nordende der Nehrung zusammen und veranlaßte damals den bedeutenden Landzuwachs, der in der Hauptsache die jetzige Süderspitze bildet.

Als am Ende der neunziger Jahre v. Jahrh. die Versandung des Tiefs wiederum bedenklich zunahm, da die Südermole nicht mehr die Sandmassen festhalten konnte, beantragte die Memeler Kaufmannschaft deren Verlängerung beim Staat, der auch bald mit dem Bau begann, so daß 1902 bereits 445 m fertig waren. Eine weitere Vergrößerung wurde durch den Krieg aufgehalten und ist jetzt natürlich eine Angelegenheit des litauischen Staates; wie weit er die Wünsche Memels erfüllen kann, wird die Zukunft lehren.

Den Gesamtflächenraum der Nehrung hat man vor einigen Jahrzehnten mit ca. 1439 qkm errechnet, diese Zahl dürfte aber infolge der dauernden Veränderung der Nehrungsplatte heute wohl nicht mehr ganz zutreffend sein.



Die Nehrungsplatte nördlich von Pillkoppchen.  
Im Hintergrund rechts der bepflanzte Potschberg.

## Die Zerstörung des alten Nehrungswaldes.

Alle älteren Karten sowie Überlieferungen berichten übereinstimmend, daß die Nehrung früher bis auf wenige Unterbrechungen völlig mit Wald bestanden war; eine derartige unbewaldete Stelle war das kahle Land oder Kaalland, wie es auf der ältesten Nehrungskarte von Henneberger heißt, nördlich von Sarkau. Diese starke Vegetation wurde natürlich erst dann möglich, als jene Ur- oder Parabel-dünen, deren Reste wir bei Nidden und Schwarzort noch sehen, auf der Nehrungsplatte zum Stillstand gekommen waren. Noch zur Zeit des Ordens war der Nehrungswald so dicht, daß jener diesen Wald „lüftete“ und aus den Baumstämmen Verhaue auf der Nehrung anlegte; immerhin suchte aber schon der Orden den Nehrungswald zu schützen. Auch in den späteren Waldordnungen der Jahre 1578, 1615 und 1624 blieb man um sein Bestehen besorgt, heißt es doch damals vom Sarkauer Wald, „daß dieser gehegt werden soll, da er durch übertriebene Holzung beinahe ganz verhauen sei“. Ebenso wurde bei Verschreibungen in jener Zeit die Waldnutzung auf der Nehrung ausdrücklich der Landesherrschaft vorbehalten. Diese Bestimmung geschah aber wohl mehr mit Rücksicht auf den Wildbestand der Nehrung, die als Jagdrevier bei jener einst besonders beliebt war.

Dem Schutz des Waldes dienten die sogenannten Wildnisbereiter, deren einer z. B. 1620 in Sarkau wohnhaft erwähnt wird; 1669 hatte der Rossittener Burggraf die Waldaufsicht, unter dem zwei Waldwarte standen. Der Sarkauische Wald war damals einer der ganz wenigen gehegten Wälder, eine Bezeichnung, die sich noch heute für manchen kleineren Wald erhalten hat. Der sechs Meilen lange Wald von Sarkau bis Nidden aber war der „Große Sarkauische Wald“, von dem es damals heißt, daß er nichts als kleine und neue Tannen hat, darnach wurde er auch schon forstlich bewirtschaftet.

Fast scheint es, als ob die Neubesiedlung der Nehrung um die Mitte der Ordenszeit mit einer Ursache für die Zerstörung des alten Nehrungswaldes wurde, wenigstens soweit hierfür Menschenhände in Frage kommen, denn dauernd beschwerte man sich in damaliger alter Zeit über die Widerspenstigkeit der Nehrungsbewohner, die allen Anordnungen Trotz entgegensezten, überall im Wald Feuer anmachten und hierdurch Brände verursachten. Auch über Ausholzungen durch den stets geldbedürftigen Großen Kurfürsten wird geklagt, diese aber sollen erfolgt sein, damit sich die Schweden nicht auf der Nehrung festsetzen konnten. Unerwiesen ist, daß Friedrich der Große ihren Waldbestand an zwei Juden verkauft, die die Nehrung dann auch sofort abgeholt haben sollen; als sicher ist nur anzunehmen, daß die Verheerungen im nördlichen Nehrungswald durch die Russen in den Jahren 1756—62 ziemlich stark waren. Diese hatten sich namentlich im nördlichen, ziemlich holzarmen Ostpreußen festgesetzt, wodurch die Nehrung für sie die gegebene Holzquelle wurde. So mußte Schwarzort Bauholz

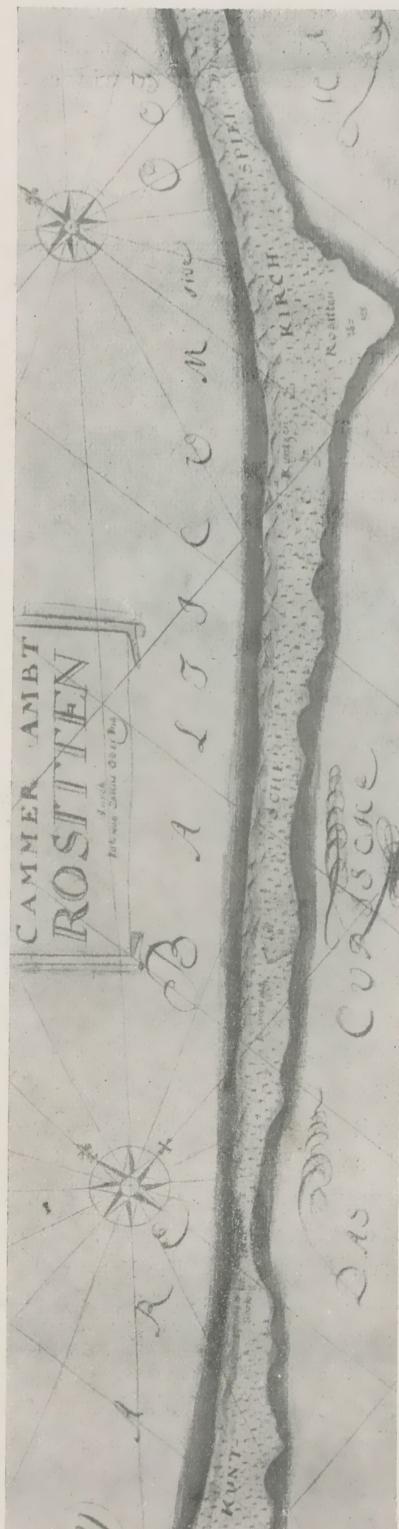


Die Nehrung  
von Sarkau bis Nidden.  
Nach der ältesten Nehrungskarte  
von Henneberger um 1585.

für Reisekähne liefern, dann forderte man Holz für hundert zu armierende flach-

gehende Galeeren für das Haff, ferner schlug man Bäume als Brennholz und zum Verkauf. Die Gumbinner Kammer wies daher 1756 beim russischen Gouvernement darauf hin, daß mit der Abholzung auch eine drohende Versandung der Nehrung verbunden sei. Die Verwüstungen waren aber scheinbar schon so groß geworden, daß die Forstverwaltung nach dem Abzug der Russen die Nehrung, da an kostspielige Aufforstungen nicht zu denken war, fast völlig aufgab. Daß der Wald unmittelbar bei Schwarzort sich so gut erhielt, wird dem Umstand zugeschrieben, daß der hier wohnende Forstbeamte ihn persönlich nach Möglichkeit vor den Russen schützte, die Aufsicht blieb hier auch später so streng, daß sogar das Lesen der Kienäpfel verboten war. 1807 haben aber dort einquartierte Russen doch wieder größere Waldbestände fast mutwillig zerstört.

Im allgemeinen muß aber der Nehrungswald schon lange vor der Russenzeit, wie aus den umfangreichen Versandungen der Dörfer hervorgeht, sehr gelüftet gewesen sein, waren doch um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eigentlich nur noch Rossitten und Schwarzort vor dem Sand gesichert. Die Regierung hatte die Gefahr auch rechtzeitig erkannt und tat alles, um die Wälder auf der Nehrung zu erhalten, aber der Verbrauch durch die Bewohner hatte diese schon so verkleinert, daß man sogar das Holz für die Schulbauten um 1740 schon aus den Forsten jenseits des Haffes herbeiholte. Einen großen Nachteil für den nördlichen Nehrungswald bildeten die Holzlieferungen für die bis nach Tilsit hin wohnenden, zum Holzbezug berechtigten Deputanten; diese wurden schließlich 1830, als nicht mehr viel zu verderben war, abgefunden. Noch mancherlei andere Ursachen trugen zur Zerstörung des Waldes bei, so seine Benutzung als Viehweide der Nehrungsdörfer, der Verbiß des Waldnachwuchses durch den früher starken Wildbestand der Nehrung, Abfraß durch die Nonne und durch Teerschwelereien, wofür man bei Preil noch die Spuren eines Weilers entdeckte. Die Funde von Holzkohlenresten dürften auf das in jedem dritten Jahre übliche Abbrennen des Heidekrautes zurückzuführen sein, worunter natürlich gelegentlich auch der Baumbestand litt.



Karte der südlichen Nehrung.  
Nach v. Collas, um 1700.

Doch alle diese Ursachen wurden nicht so bedeutungsvoll wie das unheilvolle Wirken der Natur, die die größte Schuld an der Zerstörung des Nehrungswaldes trägt. Bald bedeckte sie diese, bald jene Waldstücke mit Sand, die dann erst nach Jahrhunderten, ja, vielleicht nach noch größeren Zeiträumen von diesem freigewehrt wurden. Wohl versuchten Menschenhände stets dieses zerstörende Wirken nach Möglichkeit aufzuhalten, umso mehr, da die Vernachlässigung des Nehrungswaldes weit größeren Schaden nach sich ziehen kann als die einstigen unbedachten Abholzungen. Leider kann man wegen Geldmangel und schließlich auch wegen zurückgegangener Arbeitsleistungen dem heutigen jungen Wald jetzt nicht mehr den gleichen Schutz gewähren wie vor dem Kriege. Trotz möglichster Pflege, namentlich der angehägerten Vordüne, dringen die Sandmassen zur Zeit an vielen Stellen von der See her ungehindert in den Wald, auf den sie sich wie ein gefräßiges Raubtier stürzen und in ihm alles Leben ersticken.

Bald ragen nur noch die Baumwipfel als kleine Büsche aus dem Sand hervor, während die unteren Zweige längst abgestorben sind, wofür wir ein leicht zugängliches Beispiel in den versandeten Kiefern am Blocksberg bei Schwarzort haben. Bewundernswert ist hierbei der durch den Luftreichtum des Sandes unterstützte Lebensmut der Bäume, mit dem sie bis zum letzten Augenblick ihre Wurzeln in die Höhe verlegen, selbst die Stämme bemühen sich, durch schnelleres Wachstum dem fast immer unentrinnbaren Ende zu entgehen. Versandet nun ein ganzer Waldteil, so nennt man eine derartige Stelle zutreffend einen Baumfriedhof. Von den Bäumen leistet die Eller der Verwitterung den größten Widerstand, während das Holz der Nadelhölzer ziemlich schnell unter dem Sand zerfällt.



Darstellung der Versandung eines Waldes durch die Wanderdüne (Schwarzort um 1865).

Nach einer Zeichnung von Penner.

Besonders schnell geht die Versandung dort vor sich, wo der fliegende Dünen-sand auf Waldlücken trifft, die ihm dann nach mehreren Seiten Angriffsflächen bieten. Auch die rauen klimatischen Verhältnisse Ostpreußens wirken beeinträchtigend auf den Wald, so zeigen z. B. die der See zugekehrten Baumreihen die unbarmherzige Wirkung der Westwinde, sie bleiben niedrig und krüppelhaft, und erst etwa von der sechsten Baumreihe ab beginnt das normale Wachstum. Nicht selten bringen auch Baumflechten die Bäume zum völligen Absterben. Den Hauptbestandteil des Nehrungswaldes hat also die Natur in ewigem Kampfe, dem letzten Endes auch der



Alter Nehrungswald bei Schwarzort.

Mensch ohnmächtig gegenübersteht, selbst zerstört. Wohl vermag dieser die Versandung zu hemmen, verhindern kann er sie schließlich doch nicht, und so wird wohl der Wechsel zwischen Wald und Sand auf der Nehrung für alle Zeiten ein dauernder bleiben.

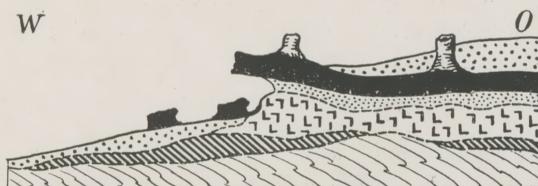
Urkundlich belegt sind Versandungen bereits im sechzehnten Jahrhundert, und über den nördlichen Nehrungsabschnitt berichtet das Memeler Beständnisbuch aus dem Jahre 1722, daß sich hier Fichten- und Tannenbauholz, an einigen Orten auch Ellern, Eschen und Eichen befinden, „jedoch seien schon große Sandberge darauf“. Auch alte lettische Flurnamen der Nehrung deuten auf einstige starke Eichenbestände

hin. Abgeholzt ist hier nachweisbar überhaupt nur der Waldbestand an der Südspitze bis höchstens eine Meile nördlich von Schwarzort, selbst an dem heute so öden Grabszter Haken wird 1780 noch starker Waldbestand erwähnt. Von 1770 bis 1794 verschwand dann der Wald von Karwaiten, auch hieran trug, wie der damalige Memeler Erzpriester ausdrücklich betont, kein Mensch die Schuld. Noch um 1800 waren auf der Nehrung größere Waldbestände, so am Birschtwischen Eck und südlich von Pillkoppen vorhanden. Der Wald bei dem früher im Mittelpunkt der nördlichen Nehrung liegenden Negeln, in dem auch ein Unterförster wohnte, versandete von 1836—54, und schließlich blieben nur noch die alten Forstparzellen von Nidden und Schwarzort übrig. Bei dieser Ortschaft fielen dann um 1860 weitere Eichen mit 400, ja sogar mit 600 Jahresringen dem Sandflug zum Opfer, und Nidden lieferte noch 1828 zwei bis dreihundertjährige Kiefernstämmen nach Cranz zum Verkauf. Abgesehen von diesen einzelnen Ausnahmen war aber die Versandung der nördlichen Nehrung schon um das Jahr 1818 beendet.

Auf dem südlichen Teil der Nehrung gehörte der Wald von Sarkau bis Rossitten zur Herrschaft Bledau, deren damaliger Besitzer von Korff, da die wenigen übriggebliebenen Bäume bei Sarkau dem Sandflug nicht standhielten, bei Friedrich dem Großen die Erlaubnis zu ihrer völligen Abholzung beantragte. Immerhin zeigen Karten aus jener Zeit noch große Teile dieser Gegend bewaldet; so stand auch hier noch ein etwa 10 km langer Waldstreifen zwischen Sarkau und Lattenwalde, dessen letzter Rest dann die jetzt auch überwehte Baumgruppe des Runden Baumes bei km 78 war; die auf den abgeholzten Stellen angelegten Saatfelder versandeten dann schließlich ebenfalls. Da auch der Forstfiskus sich um diesen ihm nunmehr völlig wertlos erscheinenden Teil der Nehrung nicht mehr kümmerte, so war die mit Beginn des siebenjährigen Krieges einsetzende endgültige Vernichtung des alten Nehrungswaldes auch auf der südlichen Nehrung beendet. Erst als dann Verluste kultureller und wirtschaftlicher Werte, wie jene der Versandung des Kurischen Haffes und der Nehrungsorte zu befürchten waren, erwachte wieder das Staatsinteresse und man begann mit der Festlegung der zerstörenden Wanderdünen, die schließlich eine der großen Kulturtaten des alten Preußen wurde.

### Veränderungen und Abbrüche der Nehrungsplatte.

Wenig Beobachtung schenkte man bisher den Veränderungen der Nehrungsplatte, die sich zwar langsam, aber doch mit ziemlicher Sicherheit erheblich nach Osten verschiebt. So stellte man fest, daß die jährlichen Abspülungen durch die See auf der Strecke von Preil bis Pillkoppen etwa 0,40 m, von Pillkoppen bis Alt-Lattenwalde 1,87 und von dort bis Cranz 0,96 betragen; noch stärker sind sie mit etwa 2 m bei Sarkau. Auch bei Cranz betrug früher das Vorrücken der See etwa 2 m jährlich, so daß die Stelle des alten Kurhauses heute weit in der See liegt. Die Angriffe gerade auf die Wurzel derartiger Landzungen sind übrigens eine allgemein beobachtete Erscheinung, ein Blick auf die Karte zeigt denn auch deutlich, wie schmal die Nehrung in ihrem südlichen Teil ist, während sie nach Norden an Breite



Aufbiegung des alten Waldbodens am Wingkap nördlich von Perwelk.



zunimmt; den geringsten Landverlust zeigt der nördliche Nehrungsabschnitt, wo an der Spitze sogar eine Zunahme zu konstatieren ist.

Auffallend groß ist der Abriß des Seeufers bei Rossitten. Nach Feststellungen des dortigen Konservators Möschler betrug dieser von 1905—22 beim dortigen Rettungsschuppen etwa 70—80 m, so daß dieses Gebäude jetzt dicht an der Seekante steht (s. Abb. S. 41). Daß die bisher wieder ans Tageslicht gekommenen Begräbnisstätten aller verschütteten Nehrungsorte jetzt zum mindesten in der Mitte der Nehrung, meist sogar näher zur See wie an der Haffseite liegen, ist als ein weiterer Beweis für die allmähliche Verschiebung der Nehrungsplatte nach Osten anzusehen, denn sicher lagen die Dörfer mit ihren Friedhöfen wohl wie noch heute stets in unmittelbarer Nähe des Haffufers. Die gesamte Breite des Abrisses und die hierdurch im Laufe der Zeiten nach ihrer Entstehung bedingte Verschiebung der Nehrung nach Osten hin läßt sich nicht nachweisen, sie muß jedoch ziemlich erheblich sein. Vielleicht gibt der Steilabfall in der See hierfür einen Anhalt, denn es erscheint nicht sicher, daß dieser nur Produkt der Wellenwirkung ist. Die Ursache des Abbruches selbst haben wir in der von Westen kommenden Küstenströmung zu suchen, während sein Umfang von der jeweiligen Widerstandsfähigkeit des Nehrungssockels an den betreffenden Stellen abhängt.

Man sollte nun meinen, daß der Landverlust auf der Seeseite automatisch durch Zuwachs auf jener des Haffes wieder gutgemacht wird. Dieses trifft aber nur auf jene Stellen zu, wo Sandeinwehungen der Dünen oder durch die Schwere der Dünen verursachte Aufpressungen des Haffbodens die Nehrung nach dem Haff zu verbreitern. An Strecken, wo dieses nicht der Fall ist, konstatiert man sogar erhebliche Rückgänge, hervorgerufen u. a. durch den durch Sandeinschüttungen immer höher werdenden Wasserspiegel des Haffes, ferner durch Uferströmungen, die namentlich am Nordende der Nehrung einer Verbreiterung nach der Haffseite nicht förderlich sind.

Trotzdem geht man wohl nicht fehl, wenn man das Vorkommen von bearbeitetem Bernstein an der nördlichen Nehrung im Haff auf derartige Landabspülungen zurückführt, die einst auch dort befindliche Wohnstätten unter Wasser setzten und deren Reste wir in diesen Bernsteinfunden zu erblicken haben.

Dieser an der Ostseite der Nehrung durch das Höherwerden des Haffwasserspiegels, namentlich aber durch Uferströmungen verursachte Landabbruch wird seit langer Zeit mit Besorgnis verfolgt. Nachdem er sich, namentlich in den neunziger Jahren, für die Ortschaften Nidden, Preil und Perwelk fast katastrophal entwickelte, — verschwand doch z. B. in Nidden das ca. 60 m breite und gegen 2 km lange, zum Kartoffelanbau verwendete Vorland, und in Perwelk mußten verschiedene Gebäude zurückgesetzt werden, — griff endlich der Staat ein. Nach langjährigen Verhandlungen baute er in den Jahren 1896—98 zunächst zum Schutze Niddens zehn, und dem von Perwelk acht Steinbuhnen, die sich im allgemeinen auch als zweckentsprechend erwiesen; ihnen folgten 1905 für Perwelk zwei und für Preil drei weitere Buhnen. Die Zwischenräume der Buhnen wurden durch Rohr- und Binsenfelder bepflanzt, eine sehr beschwerliche Arbeit, da man zu ihr weit ins Haff hineingehen muß.

Das Jahr 1906 brachte den drei genannten Ortschaften trotz der Buhnen wieder große Landverluste, wobei auch die Eisverhältnisse die Zerstörungen unterstützten. Ferner wurden einige 1907 von den Niddenern selbst gebaute Buhnen schon im nächsten Winter durch das Eis zerstört. Der strenge Winter 1922 beschädigte dann wieder die Schutzbauten, nachdem schon 1918 die Häfen von Nidden und Schwarzort stark gelitten hatten, so daß in Nidden heute etwa zehn Fischergrundstücke sowie die Dorfstraße stark gefährdet sind.

Eine eigentümliche Erscheinung brachte der Bau der Molen des Niddener Hafens, da sich durch diese die Strömung dort stark versetzt und zu einer Gefahr für die Gebäude Purwins, des nördlichen Niddens, wird. Wie stark der Strom hier wirkt, geht daraus hervor, daß das 1916 von gefangenen Franzosen, später Russen aus einer abgetragenen Düne in einer Breite von 30 m angeschüttete Vorland in  $1\frac{1}{2}$  Tagen wieder fortgerissen wurde, ferner drei Hausgrundstücke in Gefahr kamen. Jetzt hat man zum Schutz des Ufers an dieser Stelle Rohrplantagen angelegt, die aber durch hineingetriebenes Vieh teilweise stark beschädigt wurden. Die Einsicht über dieses törichte Verhalten wird den Anwohnern wohl erst dann kommen, wenn das Wasser wieder in ihren Häusern steht.

Aber auch in Rossitten macht sich der Landabbruch dauernd deutlich bemerkbar, nur hat er hier bisher noch nicht die unangenehmen Begleiterscheinungen ausgelöst wie bei den obengenannten Orten. Scheinbar weniger stark war der Landverlust auf der Haffseite der Nehrung vor der Bepflanzung der Wanderdünen, da deren ins Haff gewehte Sandmassen den Verlust fast immer wieder ausgleichen, was jetzt natürlich nur noch für die nicht festgelegten Strecken zutreffend ist.

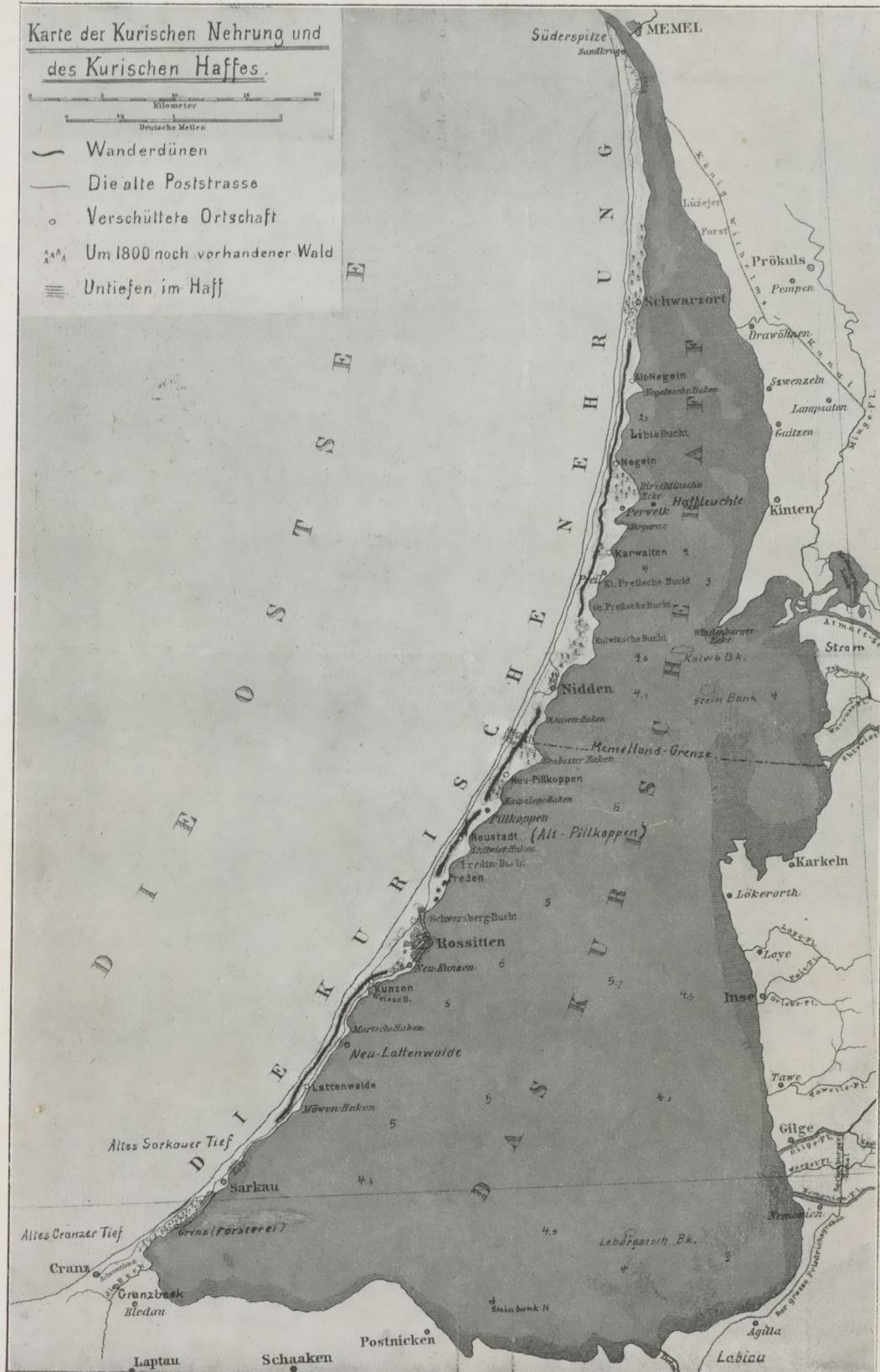
Eine gewisse Gefahr bildet das Problem des Steigens des Wasserspiegels auch für die anliegenden Festlandsgebiete des Kurischen Haffes, wo bereits große Landstrecken im Osten und Süden überflutet sind und worauf u. a. auch das Unterwassergeraten der Reste des Rossittener Schlosses zurückgeführt wird. Auch diese Frage glaubte man durch die Senkungstheorie lösen zu können, während sie in der Hauptsache wohl auf der feststehenden Tatsache beruht, daß sich der Wasserspiegel der östlichen Ostsee dauernd erhöht, dem auf der schwedischen Seite ein Landzuwuchs gegenübersteht. Des weiteren kommt die dauernde Verflachung des Haffbodens durch die Ablagerungen der in das Haff mündenden Flussläufe, namentlich aber durch die Sandeinwehungen von den Wanderdünen, hinzu, die so bedeutend sind, daß man eine völlige Zuschüttung des Haffes in ca. 550 Jahren berechnete, wenn jene nicht zum wesentlichen Teile aufgeforstet worden wären; für das nördliche Haff würde sogar schon die Hälfte des vorhandenen Sandes der anliegenden Dünen genügt haben, um es in 220 Jahren zuzuschütten. Hätte man die Dünen gegenüber der Windenburger Ecke nicht rechtzeitig festgelegt, so wäre dieser Haffteil, umso mehr da die ins Haff gewehten Sandmassen sich dort sehr schnell verteilen, vielleicht heute schon festes Land. Auch die an der Nehrung fließende Fahrinne nach Memel ist noch jetzt in dauernder Gefahr, durch den nördlich von Perwelk und Preil ins Haff getriebenen Dünensand zu versanden. Aber trotz der Festlegung der Dünen schreitet der Aufstau des Haffes langsam fort, und große Strecken Ackerlandes, Bollwerke und Pflasterungen aus neuerer Zeit befinden sich bereits unter Wasser; dort aber, wo Landzuwachs festgestellt wird, handelt es sich ausnahmslos um Schwemmland.

Enge mit dem Steigen der Wasserspiegel der See und des Haffes hängt auch das Steigen des Grundwassers der Nehrungsplatte zusammen, das sich zumeist schon in 0,50–1 m Tiefe findet, wobei es sich entsprechend dem Profil der Nehrung in deren Mitte bis etwa 5 m uhrglasförmig über den Seespiegel hinaus erhebt. Dieser günstige, die Anpflanzungen auf der Nehrungsplatte ungemein fördernde Grundwasserstand ist an manchen Stellen, wie z. B. in den Birken- und Erlenplantagen bei Perwelk, namentlich aber im Bruchland bei Rossitten, so hoch, daß hier mit einer weiteren Vermoorung zu rechnen ist. Einen Überfluß an Grundwasser bringen namentlich die Hochwasser des Frühjahrs, womit auch die dann besonders starke Erscheinung des Triebsandes im Zusammenhang steht.

Karte der Kurischen Nehrung und  
des Kurischen Haffes.

0 10 20 Kilometer  
Deutsche Meilen

- Wanderdünen
- Die alte Poststrasse
- Verschüttete Ortschaft
- ▲ Um 1800 noch vorhandener Wald
- Untiefen im Haff





Blick auf die Hohe Düne bei Nidden, von der Seeseite gesehen.

Es gibt nichts Totes auf der Welt,  
Hat alles sein' Verstand.  
Es lebt das öde Felsenriff,  
Es lebt der dürre Sand.

Hermann Löns.

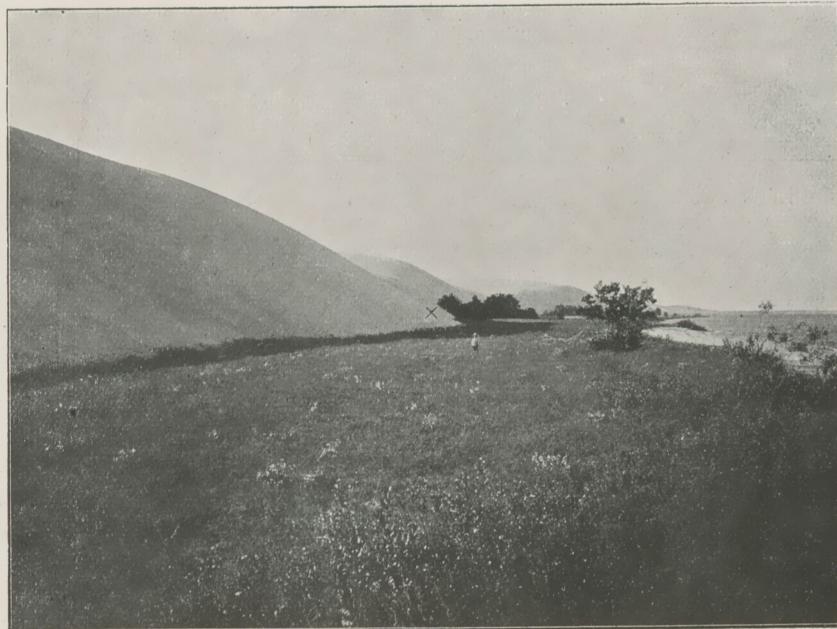
## Die Wanderdünen der Kurischen Nehrung.

Wer die Wunderwelt der Kurischen Nehrungsdüne nicht aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, wird sich nur schwer einen Begriff von ihrer Großartigkeit und ihrer weltenfremden Einsamkeit machen können. Nach den lieblichen Landschaftsbildern des benachbarten Samlandes wird die von Sarkau bis nahe Memel sich hinziehende Dünenkette zu einem geradezu erschütternden Ereignis. Virchow, der einst diese Wanderdünen mit den Sandwüsten des oberen Nils verglich, sagte von ihnen, „daß er noch nie den Kampf des Menschen mit dem Wüsten-sand so nahe gesehen hätte wie auf der Kurischen Nehrung“. Nicht mit Unrecht kann man diese Dünen in ihrem unaufhaltsamen Vorwärtsdrängen aber auch mit Gletschern vergleichen, nur daß für sie der Wind die bewegende Ursache ist. Den Ursprung des Wortes Düne will man im keltischen „dun“ erblicken.

Drei Dinge sind die Grundbedingungen für die Dünenbildung der Kurischen Nehrung: der Sand, der ihr von der Ostsee zugeführt wird, und der sie so recht zu einem Kinde dieses Meeres macht; der Wind, der den Sand an das Ufer wirft und ihn von dort weiterführt, ferner die Pflanzenwelt, die den Sand zunächst bindet und dadurch erst die Bildung der Dünen ermöglicht. Der Ostseesand selbst ist das Aufbereitungsprodukt der im Wasser anstehenden Oligozänbildungen, ferner der in der Eiszeit nach hier getragenen Glacialablagerungen nordischen Ursprunges. In ihm finden wir alle diejenigen Materialien vertreten, die uns aus den nordischen Geschiebe-

blöcken bekannt sind, wie den Feldspat, Quarze, Granit und die dunklen Körnchen des Magnet-Eisenerzes. Am häufigsten sind mit etwa 95 % die hellen, weißen Quarzkörner, die dem Sand seine Farbe geben, der Granitgneis liefert die roten Sandteile. Im ganzen besteht der Ostseesand aus 22—24 Arten Mineralien, unter denen das dunkle Magnet-Eisenerz mit etwa 1/2 % vertreten ist, man kann dieses leicht mittels eines Magneten herausziehen, leider ist die Aufbereitung für die Praxis zu kostspielig. Vorbedingung für die Ablagerung von Sanden ist aber stets eine Flachküste, wie sie in diesem Falle die Kurische Nehrung bietet, ferner das nahe Vorkommen einer Steilküste, deren Abbröckelungen das entsprechende Material für den Sand liefern, und wie wir sie für die Nehrung im samländischen Ufer finden.

Die Fortbewegung des Sandes durch die Küstenströmung von seiner Herkunftsstelle bis zur Ablagerungsstätte nennt man Küstenversetzung. Die Abbruchteile der alten Samlandsküste wurden also, wie noch heute, durch die Seeströmung nach



Sturzdüne auf dem Haffweideland bei km 75 im Jahre 1917.

Osten getragen, lagerten sich als Barre vor die alte Bucht, dem jetzigen Kurischen Haff, und nach vollendetem Nehrungsbildung auf diese hinauf. Die von der Pommerschen Küste herkommende Küstenströmung trifft zunächst scharf auf die samländische Westküste, wird dort zurückgestoßen und gewaltsam um die Brüsterorter Spitze nach Osten zur Nehrung gedrückt. Die Wanderung des Sandes mit diesem Küstenstrom ist nun eine der interessantesten Erscheinungen unserer Küste, an der man ganz deutlich beobachten kann, wie der Sand durch die meist aus Nordwesten kommenden Winde in südöstlicher Richtung schräg auf den Strand geworfen wird, um dann, jedoch senkrecht, zur See zurückzufließen. Auf diese Weise wird der Sand in ewiger Zickzackbewegung bis zur Nehrung getragen, die er in der Wanderdüne überschreitet, um sich dann ins Haff zu stürzen und schließlich am Ostufer des Haffes angeschwemmt zu werden, womit seiner Wanderung ein vorläufiges Ende bereitet ist. Jedes Sandkörnchen, das einst an der Küste des Sam-

landes oder gar noch weiter entfernt sich bildete, hat auf diese umständliche Weise seinen Weg von dort durch die See und dann über die Nehrung zurückgelegt, bis es schließlich im Haff seine vorläufige Ruhestätte fand.

Bereits bei seiner Wanderung in der See können wir, wie jeder Strandbesucher weiß, auf dem Meeresboden die gleichen durch den Wind verursachten Sandwellen beobachten, wie wir sie später auf der Wanderdüne in den Rippelwellen wiederfinden, nur daß die in der See sich bildenden wesentlich größer sind, wodurch die Tiefen und Untiefen in der Nähe des Ufers entstehen. Der Sand der dem Ufer zunächst liegenden Sandwellen wird dann von der Brandung auf den Strand geworfen, von der Sonne oder vom Wind getrocknet, und ist nun zur Wanderung bereit. Hieran wird er aber vorläufig durch die Vordüne gehindert, die die sich bildende Sintflut des Sandes auffängt. Vielleicht war das Fehlen einer solchen vor etwa zweihundert Jahren die Ursache des Entstehens der Nehrungswanderdüne.

Schon in weit zurückliegenden Zeitaltäufen und noch ehe der Mensch die Nehrung besiedelte, machte die Nehrung eine ähnliche Versandungsperiode durch, wie wir sie gegenwärtig erleben. Die damals noch völlig ebene Nehrungsplatte konnte den Sandmassen aber noch kein Hindernis entgegenstellen, und so entwickelten sie sich nicht zu einem geschlossenen Dünenwall, sondern sie bildeten quer zur Nehrung liegende Höhen und Täler, wie wir solche noch auf alten Karten gezeichnet finden und von welcher Dünenform auch noch das alte Beständnisbuch der Nehrung spricht. Diese Dünen sind die ursprüngliche Form der wandernden Nehrungsdünen, sie waren sicher schon vor Tausenden von Jahren vorhanden, denn sämtliche auf der Nehrung gemachten steinzeitlichen Funde sind bisher auf dem Boden des auch diese Dünen bedeckenden alten Waldes gemacht worden, sie existierten also schon, ehe die Nehrung besiedelt wurde.

Diese Urdünen der Nehrung, auch Parabeldünen genannt, wurden dann von großem Einfluß auf das jetzige Dünenprofil, da sie an vielen Stellen die Unterlage für die jetzige Wanderdüne bilden. Wir finden Reste dieser Urdünen auch noch in ursprünglichem Zustand erhalten vor, so im alten Schwarzorter Wald und im Wäldchen nördlich von Nidden, wo sie der alte Nehrungswald vor einer Neuüberschüttung schützte; riffartig hervorspringende Reste dieser Urdünen kann man auch an einigen Punkten seewärts der Wanderdüne beobachten. Die Höhe dieser ersten Wanderdünenformation der Nehrung war schon eine recht bedeutende, ohne natürlich jene der jetzigen Düne zu erreichen, deren Mächtigkeit natürlich wesentlich durch die unter ihr liegende Urdüne unterstützt wird. Als offenbleibend ist wohl die Frage anzusehen, wie die Bewaldung der doch schließlich in gleicher Art wie die jetzige Wanderdüne entstandenen Urdüne vor sich ging. Da jene sich kaum von selbst mit einer Vegetation bedecken wird, kommt man fast zur Vermutung, daß auch bei jenen frühesten Dünen bereits Menschenhände bemüht waren, sie durch Bepflanzung unschädlich zu machen. Jedenfalls blieben die Urdünen sich bis in die neuere Zeit in ihrer Beschaffenheit gleich und die jetzige Versandung der Nehrung ist erst ein neuzeitlicher Prozeß.

Durch lange Zeiten bildeten diese mit dichtem Wald bedeckten Urdünen gewissermaßen einen Endzustand der Nehrungsentwicklung, auf der sich nun der Mensch ansiedeln konnte, wenn auch anzunehmen ist, daß bereits dieser alte Wald, ebenso wie der jetzige, durch Sandeinbrüche zu leiden hatte. Katastrophal wurde die Lage für die Nehrung erst dann, als sich die durch den Wald an der See aufgehaltenen Hauptmassen des Sandes ungebändigt auf den Weg machen konnten und hierdurch eine förmliche Revolutionsperiode für die Nehrung einleiteten. Diese



ungeheuren Haufen Sandes lagerten sich dann bei ihrer Wanderung den Urdünen auf und füllten die zwischen ihnen liegenden Täler aus. Alter und neuer Dünensand wirkten nun vereinigt und gemeinsam an der Zerstörung des alten Nehrungswaldes und der Ortschaften; die Urdüne aber, unter deren Schutz die Bewohner sich einst angesiedelt hatten, wurde nun für sie zu einer dauernden Gefahr.

Nach den uns überlieferten wenigen Aufzeichnungen zu schließen, sind scheinbar erst wenige Jahrhunderte vergangen, seit die Wanderdüne in der jetzigen Gestalt ihr verderbliches Wirken gegen den Nehrungswald und die Dörfer der Nehrung begann. Ruhelos wurde hierdurch das Leben ihrer Bewohner, eine Ortschaft nach der anderen fiel dem Sand zum Opfer, und fast nur noch in der Sage leben die verschütteten Ortschaften Lattenwalde, Kunzen, Preden, Neustadt, Karwaiten und Negeln fort. Keine Spur ist von ihnen geblieben als die gebleichten Knochen ihrer einstigen Bewohner auf den freigewehrten alten Begräbnisplätzen, sie allein geben Kunde



Freigewehrter Friedhof von Kunzen.

von der zerstörenden Gewalt der wandernden Düne. Völlig verklungen aber sind die Namen jener alten Siedlungen, die sicher auch schon vor der Eroberung Preußens durch den Orden einstmals auf der Nehrung existierten.

Wann und an welcher Stelle die jetzigen Wanderdünen ihre Wanderung begonnen haben, ist nicht nachweisbar, wahrscheinlich begann sie aber erst im achtzehnten Jahrhundert, da die Dünen, wenn dieses früher der Fall gewesen wäre, sonst längst im Haff liegen würden. Zunächst lagerten die vom Meere ausgeworfenen Sandmassen vor dem sie auffangenden Nehrungswald, um dann in kleineren Haufen in diesen einzubrechen. Dort türmten sich die Sände mit der Zeit immer höher, erstickten den Baumbestand, setzten sich dann schließlich als geschlossene, ungeheure Düne in Bewegung, um dann, verstärkt durch nacheilende Sande, alles ihnen auf ihrem grauvollen Wege Entgegentretende restlos zu vernichten. Die jetzigen Wanderdünen haben also, abgesehen von den Urdünen, ihre Mächtigkeit in der Hauptsache bereits bei dem Beginn der Wanderung besessen und nicht erst in der

Periode der Fortbewegung erreicht. Flugsand wird natürlich schon zu jeder Zeit in den Nehrungswald eingeweht worden sein, gegen den sich aber die Bäume bis zu einem gewissen Grade selbst schützten, schließlich verteilte er sich auch auf die ganze große Nehrungsfläche; erst als der Wald zerstört war, hatten die Sande ein freies Spiel.

Die durchschnittliche Höhe der Düne auf der Kurischen Nehrung ist etwa 30—40 m. Auf dem südlich von Sarkau bis Rossitten streichenden Wall steigt sie aber in der Nähe der letzteren Ortschaft auf etwa 50 m, um dann auf der weiteren Strecke bis Nidden in dem festgelegten Petschberg bei Pillkoppen auf 62,3 m zu kommen; eine ähnliche Höhe hat auch die Hohe Düne südlich von Nidden. Nördlich von Nidden erreicht sie dann mit dem 66,3 m hohen Wetzkeskrugberg ihre überhaupt bedeutendste Erhebung auf der Nehrung. Diese Angaben sind jedoch durchaus nicht feststehend, da starke Winde die Düne in einigen Tagen um 1—1½ m abtragen resp. erhöhen können. Die Breite des Dünensockels



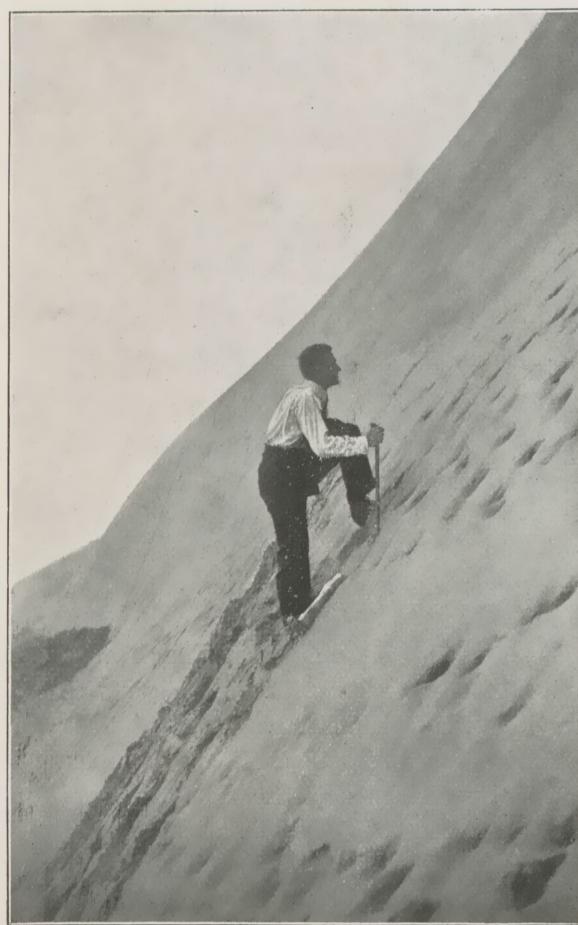
Sturzabhang der Hohen Düne südlich von Nidden.

schwankt zwischen 300—900 m, dieser ist also im Mittel etwa 600 m breit. Die Neigung auf der Windseite beträgt ca. 8°, auf der dem Haff zugekehrten Abfallseite aber bis 30°. Diese Steilwände bis 60 m Höhe mit ihren glatten Sandflächen bieten von unten gesehen einen großartigen Anblick, sind aber außerordentlich ermüdend zu ersteigen.

Die Wanderung des Dünensandes erscheint auf den ersten Blick eine zum Strande rechtwinklige zu sein, tatsächlich erfolgt sie aber, da die Nehrung in nord-östlicher Richtung verläuft, infolge der Westwinde zumeist rein östlich, die Sande werden also im spitzen Winkel über die Nehrung getrieben. Ebenso wandern sie auch ganz ungleichmäßig schnell an den verschiedenen Stellen fort. Das Fortschreitungsgesetz selbst ist natürlich für sie das denkbar einfachste: die Winde schieben den am Nehrungsfeuer gesammelten Sand vor sich her, dann wird er vom Fuße der Düne, wo das Ausblasen des Sandes am heftigsten ist, auf die Düne emporgetragen, passiert den Dünenkamm und rollt dann die meist wie mit einem Messer scharf abgeschnittene Dünenkante herab, um schließlich den Steilabhang hinunterzu-

rutschen, da den Körnern ein eigentlicher Zusammenhalt fehlt. Dieses beruht auf dem absoluten Mangel an bindendem Staub und tonigen Teilen, jedes Sandkörnchen bildet also für sich einen selbständigen Körper. Beachtenswert ist, daß die Sandkörnchen auf ihrer Wanderung aber je nach ihrem Gewicht eine gewisse Sortierung erhalten, was auf die Verschiedenheit des zerriebenen Gesteins zurückzuführen ist. Da grober Sand viel langsamer als feiner wandert, so sondert er sich daher auf der Wanderung von diesem ab und bildet mit seinem Material selbständige Sandwellen.

Die Wanderung der Düne kann man am besten auf dem Kamm der Düne stehend beobachten, über den der Sand bei entsprechendem Wind bis in Manneshöhe getrieben wird. Eigenartig wirkt das förmliche Hinauffließen des Sandes zur Höhe, wobei der Beobachter schon in einigen Minuten mit einer dicken Sandschicht bedeckt wird. Auf dieser Westseite der Düne liegt der durch den Wind herangepreßte Sand natürlich bedeutend fester als auf dem Kamm. Die sich hier bildenden Unregelmäßigkeiten entstehen entweder durch natürliche Hindernisse, wie durch den alten Waldboden oder dadurch, daß der stellenweise feuchtere Sand dem Abwehen größeren Widerstand leistet. Ein gleichfalls schönes Schauspiel bietet auch das Hinabwehen des Sandes über die Dünenkante, wobei man mitunter den Eindruck erhält, als wäre die ganze Düne in Rauch gehüllt. Bekannt ist das feine silberne Klingen des fliegenden Sandes, das durch das Aneinanderreiben des Sandes in der Luft entsteht.

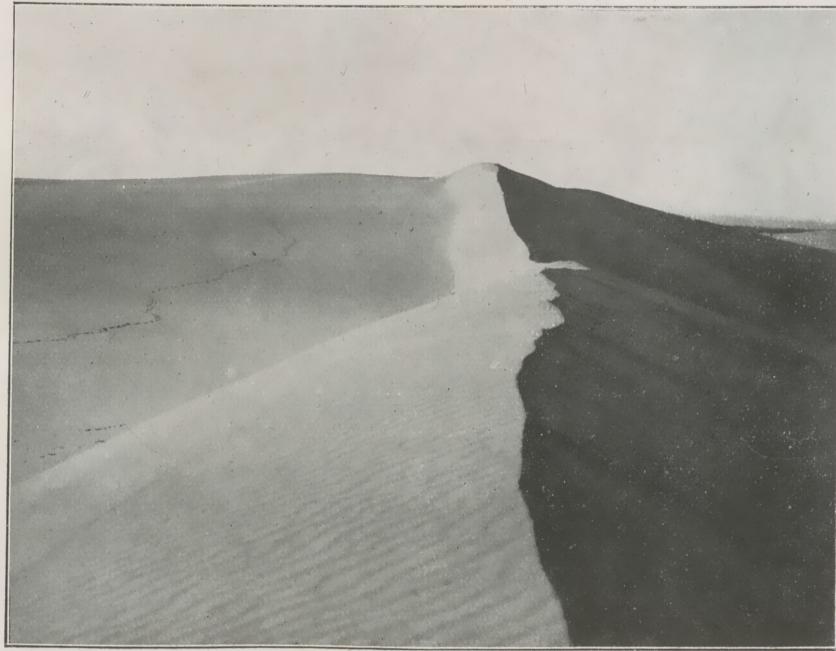


Aufstieg zum Dünenkamm über die Abfallseite.

Die Schnelligkeit der Dünenwanderung hängt natürlich von der Masse des zu bewegenden Sandes und von der Stärke der Winde ab. Hohe Dünen wandern langsamer als niedrige, die unter Umständen schon von einem kräftigen Sturm fortgeweht werden können, namentlich wenn der Dünensand durch anhaltende Dürre besonders leicht beweglich geworden ist, wo ihn dann schon die leisesten Winde in Bewegung setzen können. Natürlich können auch sonstige Zufälligkeiten auf die Wanderung der Düne einwirken, so daß solche durchaus verschieden ist. Im allgemeinen hat man ihren jährlichen Durchschnitt mit 5,65 m errechnet, bei Schwarzort betrug sie aber z. B. in 24 Jahren nur 80, und bei der alten Ortsstelle Lattenwalde in gleicher Zeit sogar nur 15 m, dafür ist die Wanderung der Düne an anderen Stellen, namentlich dort, wo Hakenbildung sich zeigen, eine wesentlich größere. Nach Messungen von Berendt verbreitert sich auch stetig die Dünenbasis, die zwar nach der Haffseite um die obigen Zahlen breiter

wird, auf der Nehrungsplatte nach der Seeseite hin aber nur etwa 4 m jährlich abweht. Nach Berendts Angaben wandert die Düne also in etwa hundert Jahren um ihre eigene Breite, und im gleichen Zeitabschnitt ist also mit ihrem wahrscheinlichen Verschwinden zu rechnen, da sie ja das Haff bereits fast überall erreicht hat. Die heute noch vorhandenen, voraussichtlich nicht mehr zur Aufforstung kommenden Wanderdünen der Kurischen Nehrung sind also nur noch eine vorübergehende Erscheinung, deren Existenz unseren Nachkommen vielleicht einst wie ein kaum glaubhaftes Wunder erscheinen wird, wenn nicht die immer gewaltiger anwachsende Vordüne die ihr von Menschenhand angelegten Fesseln abwirft und als eine neue Wanderdüne aus dem tückischen Hinterhalt hervorbricht. Immerhin dürfte dank der staatlichen Fürsorge für die Nehrungsortschaften eine mehrhundertjährige Ruhepause in ihrer Bedrohung durch den Sand eingetreten sein, vorausgesetzt, daß sich das Walten der Natur nicht schließlich doch stärker als alle menschlichen Berechnungen erweist.

Die Wanderung der Düne würde noch weit schneller sein, wenn sie nicht durch zeitweilig aus Osten kommende Winde gehemmt würde, bei deren längerer Dauer ganz eigenartige Dünenbilder entstehen können. Diese Ostwinde lagern nämlich das Profil der Absturzstellen dahin um, daß, umgekehrt, der Sand an der steilen Abfallseite hinaufgeweht wird und auf dem Kamme sich zu ganz scharfgratigen, bis 4 m hohen Wällen anhäuft. Ja, es entstehen hierbei sogar durch den von der Hohen Düne abgewehten Sand auf der Nehrungsplatte ihr vorgelagerte niedrige Paralleldünen, die natürlich dem ersten Weststurm wieder zum Opfer fallen. Auch der meist mit den Westwinden eintretende Regen, nach dem sich manchmal ein leichter durch Kleinalgen verursachter Schimmer auf dem sonst völlig vegetationslosen Dünensand zeigt, bindet den Sand und verhindert sein Fortschreiten, ohne dieses natürlich ganz unterbinden zu können.



Dünenkamm bei anhaltendem Ostwind.

## Begleiterscheinungen der Wanderdüne.

Die dem Namen nach weitaus bekannteste Nebenerscheinung der Wanderdüne ist der vielen Nehrungswanderern zum Schreckgespenst gewordene Trieb- oder richtiger Schwimmsand, von dem man annehmen kann, daß die Furcht vor ihm vielfach sogar abschreckend auf den Besuch der Wanderdüne einwirkt. Der Trieb-sand ist aber doch lange nicht so schlecht als sein Ruf; die ihm geschenkte Be-achtung verdient er jedoch durch seine merkwürdigen geologischen Eigenschaften.

Da der Trieb-sand zumeist nur am Fuße der Wanderdüne und dort auch nur an der zur See gelegenen Seite als ein Streifen vegetationslosen Sandes vorkommt, so war es naheliegend, daß man diese Stellen früher für ein Produkt der aus der Wanderdüne abfließenden Regenwässer hielt; obgleich die starke Undurchlässigkeit des Dünensandes eigentlich schon von vornherein gegen diese Theorie hätte sprechen müssen, trifft man doch auf der Düne schon in geringer Tiefe den feuchten Sand. Nach dieser von Passarge und anderen vertretenen Auffassung nahm man an, daß das von der Düne aufgefangene Regenwasser durch den Druck der Dünenlast springquellartig aus



Trieb-sandstelle. (Nach einer Zeichnung von L. Krafft.)

dem Boden gedrängt wird und den über sich befindlichen Sand in Schwebé hält. Diese Theorie gewann noch dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß tatsächlich die Trieb-sandstellen nach reichlichem Regen mehr schwimmenden Sand enthalten als in Hitzeperioden, wo sie fast trocken liegen und der harten Oberfläche wegen dann leichter passierbar sind.

Es steht jedoch nunmehr fest, daß der Trieb-sand nicht durch Abfluß von der Düne, sondern durch Auftrieb des Grundwassers entsteht, und zwar stets dann, wenn die Menge des durch Regen zusickernden Wassers größer ist als die Absickerung. Soecknick bringt seine Entstehung in folgende Formel: „Trieb-sand entsteht dann, wenn der durch hydraulischen Druck aufgelockerte Sand vom nachdringenden Wasser mit derjenigen Geschwindigkeit durchflossen wird, die hinreicht, um die Fallbeschleunigung des Sandes im Wasser aufzuheben.“ Solger erklärt das Entstehen des Trieb-sandes damit, daß der Regen auf den nur wenig über dem Meeresspiegel liegenden Grundwasserspiegel durchsickert, dort sich staut, wodurch ein empor-drängender Grundwasserstrom entsteht, der zumeist dann den unmittelbar am Fuße der Düne lagernden Sand in Trieb-sand verwandelt. Nach Hess von Wichdorff sind die

Triebstandstellen bis fast auf den Grundwasserspiegel von den bindenden Humus- und Flugsandschichten befreite Nahrungsstellen, die völlig unter dem Einfluß des Wasserstandes von See und Haff stehen. Fällt dieser, so sinkt auch das Wasser unter den Triebstandstellen, und sie werden trockengelegt, ebenso umgekehrt. Als Beweis dieser Theorie wird das Vorkommen von Trieb sand auch an anderen Stellen, also nicht nur bei der Hochdüne, angeführt, nur daß diese Stellen infolge ihrer Feuchtigkeit sich durch Selbstansammlung bald zu Erlen- und Birkenhainen entwickeln, womit das Erscheinen von Trieb sand dort von selbst aufhört, wie überhaupt die Vegetation einen gewissen Einfluß auf das Verschwinden des Triebandes hat. Von mancher Seite wird auf das Vorhandensein förmlicher Triebstandadern hingewiesen, jedoch dürfte wohl nur die jeweilige Bodenbeschaffenheit die Bildung derartiger schwimmender Sandstellen begünstigen. Immerhin besteht die Möglichkeit, daß die Triebstandstellen stets die gleichen bleiben und nur der mehr oder minder darübergewehte Sand sie als veränderlich erscheinen läßt.

Außer dem am Westabhang der Düne vorkommenden schwimmenden Sand, der allein als der eigentliche Trieb sand zu bezeichnen ist, da er sein Entstehen dem Auftrieb der Bodenfeuchtigkeit verdankt, gibt es noch andere Arten des schwimmenden Sandes. So ist ungleich gefährlicher als der meist harmlose Trieb sand bei der Hohen Düne jener am Seeufer, wo sich namentlich bei Westwinden durch Eindringen des Seewassers schwimmende Sande bilden, in denen ein tieferes Einsinken leicht möglich ist, ja man kann vermuten, daß die älteren Nachrichten über Unglücksfälle Reisender durch Trieb sand zumeist durch die bei wiedrigem Wind gefährliche Küstenströmung der See entstanden sind, mußten doch die Postwagen früher manchmal unmittelbar in der Seeschälung fahren. Der schwimmende Sand am Fuße des Steilabfalles der Düne ins Haff ist überhaupt kein Trieb sand im obigen Sinne, sondern mehr ein sandiger Sumpf, entstanden durch Sandeinwehungen in das Haff oder in vorhandene Wasserlachen; diese hören auf zu bestehen, sowie sie genügend mit Dünensand gesättigt sind, der Nahrungsbehörner nennt derartige Stellen Lunken. Gelegentlich kommen auch Triebstandstellen selbst zwischen den Dünen vor. Möge die Art des schwimmenden Sandes aber sein wie sie will, unter Umständen kann er dem unachtsamen Wanderer in jeder Form zum mindesten unbequem werden, denn das Gefühl des Versinkens ist keineswegs angenehm.

Die bemerkenswertesten Triebstandstellen trifft man zwischen Nidden und Schwarzort, namentlich bei Preil und Perwelk an, also auf dem am wenigsten begangenen Nehrungsteil; auf dem südlichen Abschnitt sind solche bei den Strandkilometern 53, 59, 60, 73, 78 und 79. Auch an den Rossittener Dünen, wie am Pawel-, am Runden und am Schwarzen Berg finden sich, namentlich im Frühjahr, vereinzelte Triebstandstellen.

Unter den beglaubigten Unglücksfällen durch schwimmenden Sand hat jener einen historischen Hintergrund, bei dem der russische Bote, der die Kunde des Sieges von Belle-Alliance nach Petersburg brachte, sich dadurch verspätete, daß seine beiden Pferde im Sande stecken blieben und die Beine brachen. Bekannt ist auch der Unfall Kotzebues, dessen Wagen in den Trieb sand geriet und ausgegraben werden mußte. Verbürgt ist die Nachricht von dem am 22. Dezember 1824 erfolgten Versinken eines 29 jährigen Hamburger Reisenden, namens Müller, mit seinem mit vier Pferden bespannten Wagen zwischen Nidden und Schwarzort. Damals herrschte ein großer Sturm, und der durch das Hochwasser verursachte Trieb sand machte die wohl am Strande stattgefundene Reise gefährlich; den Reisenden hat man nie gefunden, wohl aber Pferd und Wagen. Um jene Zeit verunglückten auch ein Postillon im Trieb sand, nur sein Pferd konnte sich retten, und ferner vor den

Augen ihrer Gefährtinnen ein junges Memeler Mädchen, auch von ihm hat man nie mehr etwas gesehen.

In das Reich der Fabel gehört die Erzählung von dem Fund eines Pferdegerippes, in dessen Verlängerung das Skelett eines Menschen mit ausgebreiteten Armen gelegen haben soll, sie ist vermutlich die Erfindung eines Sarkauers, der sie einem Reisenden aufband, und die nun als Triebandschrecken noch heute spukt. Tatsächlich passiert ist aber der hier abgebildete Unfall des Königsberger Photographen Gottheil, der am Predinberg bei Rossitten photographieren wollte und an einer sonst nicht befahrenen Stelle im Triebandsand versank. Diese Begebenheit wurde das Vorbild für eine früher des öfteren wiedergegebene photographische Aufnahme, für deren Zweck ein überfindiger Lichtbildner sogar ein im Triebandsand steckengebliebenes Gefährt eingrub.

Der Charakter des schwimmenden Sandes ist natürlich stets der gleiche, nur die Ursachen sind, wie oben angeführt, verschiedener Art. Berendt bestimmt ihn dahingehend: „daß er eine Mengung von Wasser und Sand ist, in der die einzelnen Sandkörner derartig verschiebbar sind, daß die gegenseitige Reibung durch dazwischen trentendes Wasser ganz oder fast völlig aufgehoben wird, hierdurch weichen sie leicht dem Druck eines schweren Körpers, nach dessen Fortfall sie wieder zusammenfließen.“



Ausgraben eines im Triebandsand versunkenen Pferdes.  
Aufnahme von Gottheil, Königsberg.

Der Eintritt des Wassers in den Sand wird noch dadurch erleichtert, daß die Sandkörner ihrer runden Form wegen stets gewisse Zwischenräume beim Nebeneinanderliegen freilassen, die sich dann mit Wasser füllen und den Sand bis zu einem gewissen Grade schwimmend halten.

Die Triebandsandstellen sind infolge ihrer dunkleren Färbung sowie der stets vegetationslosen Oberfläche meist sofort kenntlich, man kann dadurch einem Versinken in ihnen leicht aus dem Wege gehen. Daß sie gerade am Westabhang der Dünen so häufig auftreten, findet seine Erklärung darin, daß die Winde hier besonders stark einwirken können und dadurch bis 50 m breite Auswehungsmulden entstehen. Jedenfalls ist eine Lebensgefahr mit ihrem Betreten kaum verbunden, da der Triebandsand selten tiefer als 50—60 cm ansteht, wenngleich Zweck auch 1,50 m tiefe Stellen, ja sogar solche von mindestens 3,30 m in der Nähe des Schafenbergischen Hakens südlich von Schwarzort erwähnt. Bemerkenswert ist, daß Triebandsandstellen sogar in einer Höhe von 7—10 m über dem Meeresspiegel festgestellt sind, und zwar kommen sie zumeist im Frühjahr vor. Ist man über die Sicherheit der be-

treffenden Stelle im Zweifel, so genügt Prüfung durch Hineinsticken eines Stockes; das wiederholte Einstoßen von Stangen soll überhaupt den Sand zu Boden sinken lassen, es ist eine Vorsichtsmaßnahme, die auch von den Nehrungsbewohnern angewendet wird. Der mehrmals gehörte Vorschlag, die Triebsandstellen durch Warnungstafeln zu kennzeichnen, ist natürlich bei ihrem fortwährenden Wechsel ein Unding.

Im allgemeinen ist die Nehrungsplatte zwischen der Wanderdüne und dem jungen Sandwall der Vordüne an der Meeresküste zu einer ebenen Platte abgewehlt; natürliche Hindernisse, wie Baumstubben, Reste des alten Nehrungswaldes usw., haben aber doch des öfteren kleinere Sandmassen vor der Wanderdüne festgehalten, welche sich dann zu größeren oder kleineren Hügeln auftürmten. Derartige Sandhaufen werden nach dem lettischen *kupstas* = kleine Erhöhung als Kupsten bezeichnet. Diese Kupsten kommen an manchen Nehrungsstellen besonders häufig vor, so vom Möwenhaken bis südlich von Rossitten, ferner nördlich von Perwelk, so daß man hier von förmlichen Kupstendünenlandschaften sprechen kann. Sie ver-



Kupstenlandschaft zwischen Rossitten und Sarkau.

leihen der Nehrungsplatte dort einen eigenen Reiz und drücken ihr eigentlich erst den richtigen Wüstencharakter auf. Die Kupsten können aber auch durch nachträglich auf die Nehrungsplatte übergewehten Sand entstehen, nachdem die Hohe Düne schon lange vorangewandert ist. Außer den Dünengräsern hat das Kupstenterrain keine Vegetation, während sich sonst dieses Gebiet der Zwischendüne fast sofort nach dem Abzug der Wanderdüne mit einer reichen Pflanzenwelt bedeckt. So vermehrt sich vegetativ auf ihr besonders leicht die Schwarzerle, die aber auch, da überaus dankbar, hier gepflanzt wird. Fast messerscharf aber hebt sich von dem Gebiet der Zwischendüne die hohe Wanderdüne ab.

Da hohe Dünenschnitte langsamer als niedrige wandern, so eilen diese oft dem Kern voraus, sie biegen sich an den Seiten gewissermaßen um und gestalten dann die betreffende Düne sickelartig. Namentlich bei isoliert liegenden Einzeldünen kann man diese halbbogenartige Form beobachten, erwähnt möge als typisches Beispiel der Schwarze Berg bei Rossitten sein. War eine derartige Düne noch bewaldet,

so siedelte sich der Nehrunger unter ihrem Windschutz mit besonderer Vorliebe an, Nidden und Schwarzort liegen z. B. deutlich erkennbar im Kern einer solchen Sichel- oder Zirkusdüne. Manchmal sollte aber gerade eine derartige Düne der Verderb der Ortschaft werden, so wurde das alte Kunzen von einer solchen umfaßt und verschüttet. Die Wissenschaft nennt diese Dünenform nach einer in Turkestan dafür üblichen Bezeichnung auch Barchan.

Das schnellere Fortschreiten niedriger Dünenflügel führt auch an manchen Stellen zur Bildung von DurchrisSEN oder Windkehlen, derartige besonders bekannte Dünentäler sind das etwa 200 Schritte breite Dünentor bei Pillkuppen und



Der Schwarze Berg bei Rossitten (Typ einer Sicheldüne).

das sogenannte Tal des Schweigens südlich von Nidden. In gewissem Zusammenhang hiermit steht die Bildung der weit ins Haff vorspringenden Haken oder auf kurisch: Rags. Auch sie entstehen weniger durch den Sand des massiven, seine Sandmassen mehr geschlossen zusammenhaltenden Dünenwalles, sondern durch die flacheren, sich von der Kette gelösten Einzeldünen, über die der Wind frei hinwegstreichen kann, und die hierdurch leichter das Material für die Haken abgeben.



Windkehle bei Nidden (Tal des Schweigens).

Dadurch bilden sich diese Haken im allgemeinen schneller als die Düne sonst wandert. So manche Einzeldüne ist auf diese Weise völlig im Haff verschwunden, sie hat sich dort, wie der Nehrunger sagt, ersäuft.

Während der Sand der Hohen Düne, nachdem er das Weidevorland am Haff zerstört hat, meist wieder einen schmalen Streifen Vorland bildet, haben die hauptsächlich am mittleren Nehrungsabschnitt liegenden Haken eine recht bedeutende Ausdehnung. Vielfach wachsen die Haken jährlich um 5 – 8 m, die bei Nidden aber nur noch um etwa 2 m, da die nördlich der Nehrung entlang streichende Strömung dort einer Hakenbildung nicht günstig ist, auch Baggerungen zur Tiefhaltung der Fahrstraße den Sand rasch fortschaffen. Die südlicher liegenden Haken wachsen wesentlich schneller, umso mehr, da sie auch die Abspülungen des Haffufers mit auffangen. So verlängert sich der Grabszter Haken jährlich um etwa 13 m, der Caspalegehaken bei Pillkoppener bei dem die Einwirkung des Pillkoppener Dünentores deutlich in Erscheinung tritt, um etwa 12 m. Die Haken sind fast immer völlig kahl oder doch nur mit geringer Vegetation bestanden, sie bilden den Hauptzammelplatz der vielen Tausende von Haffmöwen. Ein eigenartiges Bild bieten die Haken mitunter im Winter, da sich dann die Sandmassen dem Hafffeis auflagern, um nach dessen Abschmelzen im Haff zu versinken. Mitunter entstehen hierdurch gemeinsam mit den Aufwehungen des Sommers auf den Haken sogar Dünusbildungen im kleinen, wie man solche z. B. auf dem Grabszter Haken beobachten kann.

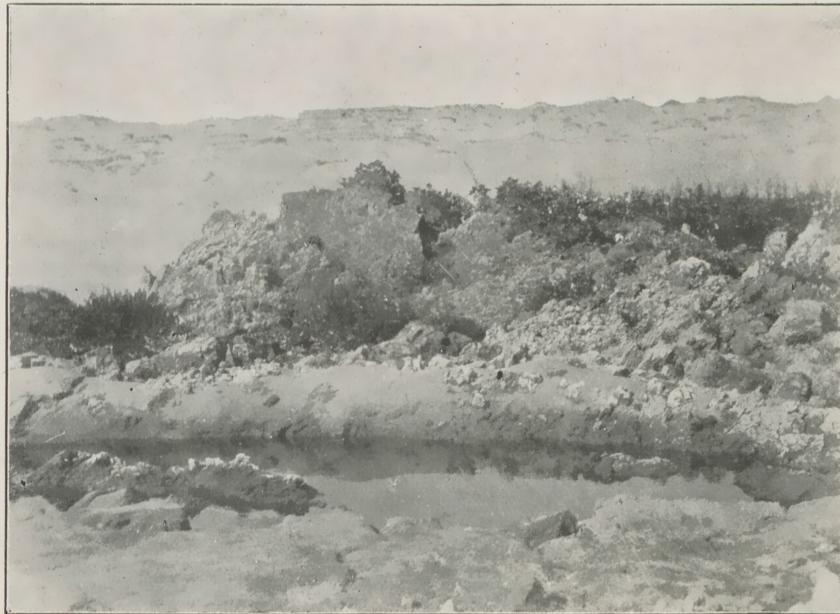
Eine andere eigentümliche Erscheinung auf der Haffseite der Wanderdüne ist die durch den ungeheueren Sanddruck verursachte Aufpressung des Haffmergel, im Volksmund „Glumssack“ genannt, die natürlich nur dort erfolgen kann, wo Mergel in genügender Menge vorkommt. Tritt nun die Düne bis unmittelbar an das Haff heran, so erhöht sich natürlich der Druck, und es entstehen dann Aufpressungen bis 5 m Höhe.



Haffmergel-Aufpressungen am Fuße der Sturzdüne südlich von Nidden.

Interessant ist die Flora dieser Aufpressungen, die besonders Pestwurz, Sandroggen und Huflattich aufweist; für den Geologen bemerkenswert sind die in ihnen eingeschwemmten Reste diluvialer Flora und Fauna. Neuere Vorkommnisse haben bewiesen, daß derartige Aufpressungen aber auch durch katastrophale Dünenzusammenstürze erfolgen können. Diese sind den Nehrungsbewohnern schon lange bekannt und werden von ihnen, da sie unter schauerlichem Donner erfolgen, als Erdbeben bezeichnet. Vermutlich sind der Zusammensturz innerer Hohlräume, oder auch am Fuße des Dünenzurzhanges austretende Quellen, namentlich nach langer Trockenheit, die Ursache dieser mitunter gewaltigen Naturerscheinung.

Ein besonders großer Dünenzurz war der vom 5. Juli 1922, wobei die kahle Sturzdüne etwa  $5 \frac{1}{2}$  km südlich von Schwarzort in stufenförmigen Absätzen niedergebrach und eine weite kreisförmige Nische an der Rutschstelle hinterließ. Die Masse des ins Haff geschleuderten Sandes führte zur Bildung einer fast 3 m hohen Flutwelle, die für die Fischer zum Verlust sämtlicher in der Nähe ausgestellten Netze führte.



Düneneinsturzstelle bei Schwarzort, 1922.

Freundlichere Empfindungen erwecken auf der Oberfläche des Dünensandes die hübschen Erscheinungen der Wellenfurchen oder Rippelmarken, so benannt nach dem englischen Forscher Lyell, der sie als ripplemarks ansprach. Vor dem Winde hergetrieben bewegen sich die lockeren Sandanhäufungen gleich den Wellen des Wassers sichtbar fort, sie entstehen aber nur bei gleichmäßiger, schwacher Luftströmung, nach deren Aufhören sie stabil werden und dann der Dünenoberfläche ein sehr reizvolles Aussehen verleihen. Die Breite und Höhe dieser Sandwellen wechselt je nach Größe und Schwere der Sandkörner, je kleiner diese, desto kleiner auch die Sandwellen und umgekehrt; meist beträgt der Abstand voneinander ca. 10 cm. Überhaupt findet unter dem Einfluß des Windes eine gewisse Sortierung des Sandes in verschiedene Korngrößen statt, woraus sich auch das Vorkommen von breiten, violetten Rippelmarken und Streifen erklärt, die aus zusammengetriebenen, besonders schweren Knollensanden, meist Granit oder Magneteisensand, bestehen. Schwache Winde treiben aber nur die leichten Sand-

körner vorwärts, erst Stürme reißen auch die schweren Körner mit sich fort. Wir finden also bei der Bildung dieser Sandwellen die gleichen physikalischen Grundbedingungen sich auswirken, wie bei der Entstehung der Wasserwellen, nur daß das Meer sich wieder glättet, während die Sandwellen bei eintretender Windstille in der zuletzt gehabten Form liegenbleiben, auch erreichen sie, bedingt durch das Material, nicht die Höhen jener. Im allgemeinen gelten Rippelmarken als die Vorboten günstigen Wetters, man schreitet dann über sie wie über die Wellen eines feststehenden Gewässers, nur daß man hier noch tagelang die wie eine Verunstaltung wirkenden Fußspuren des Wanderers erblickt, bis auch sie von stärkeren Winden verweht werden. Überhaupt markiert sich die geringste Unebenheit oder das Vorhandensein andersfarbiger Gegenstände auf dem reinfarbenen Dünensand in erstaunlichster Weise. Häufig findet man auf der Düne auch die durch Blitzschlag entstandenen und aus geschmolzenem Dünensand bestehenden sogenannten Blitzröhren.

Eigenartig ist der Aufenthalt auf der Düne bei starken Winden oder Stürmen. Abgesehen davon, daß dann, wie in der echten Wüste, ein Atmen fast zur Unmöglichkeit wird, so verursachen auch die meist aus Quarzen bestehenden Körner durch die gegenseitige Reibung in der Luft ein an das Klingen ferner Silberglocken erinnerndes Geräusch.

Das großartigste Schauspiel in der Dünenwelt bietet aber doch der fortwährende Wechsel der in der reinen Luft hier doppelt leuchtenden Farben, in der Hauptsache gebildet durch den blauen Himmel und den gelben Sand; treten hierzu noch das silberne Aufleuchten der Wellen des Haffes und der See, die violetten Töne der Wolkenschatten sowie das Grün der Nehrungspalwe, so findet man des Staunens kein Ende. Ganz anders wiederum ist die Wirkung der Düne im Winter, wenn sich die Sonne in den Schneekristallen spiegelt und Lichteffekte hervorruft, die das Herz auf das tiefste bewegen. Eigenartig ist, daß bei Frost in den Dünen auflagernden Schneeschicht dann auch Spalten entstehen, die jenen im Eise des Haffes gleichen. So mancher Künstler hat sich schon bemüht, diese wunderbaren Farbenschönheiten der Kurischen Nehrung im Bilde festzuhalten, um dann schließlich vor lauter Bewunderung das Malen gänzlich zu vergessen.



Düne mit Wellenfurchenbildung.



Der aufgeforstete Petschberg bei Pillkoppen mit Ephas-Höh'.

Deutsch sein, heißt eine Sache um ihrer selbst tun.

Richard Wagner.

## Der Dünensbau auf der Kurischen Nehrung.

Fast restlos war der alte Nehrungswald zerstört, ehe sich der Staat zu Schutzmaßnahmen für die auf das äußerste gefährdeten Nehrungschaften entschloß. Es scheint, daß diesbezügliche Versuche bereits vor einigen Jahrhunderten gemacht worden sind, jedenfalls will man mit solchen die Namen der längst verschütteten Ortschaften Lattenwalde und Stangenwalde, wie auch den von Preden (präde = Kiefer) in Verbindung bringen, in denen man Anklänge an neugepflanzten Wald findet, sichere Nachrichten sind darüber aber nicht erhalten. In der Hauptsache galten aber wohl die in älterer Zeit auf der Nehrung betriebenen Dünensiedlungen mehr dem Schutz gegen Durchbrüche der See als den Aufforstungen. Unter Friedrich dem Großen berichtet die Königsberger Domänenkammer auf die Anregung des Königs vom Jahre 1768, daß alle Sandflächen besamt werden sollen: „daß Billionen Pflanzen angebaut wurden, die ohne Ausnahme ein freudiges Wachstum beweisen“. Der König nahm diesen Bericht aber mit dem skeptischen Vermerk entgegen: „ist alles ser feyn und löslich zu lesen, wenn es nur nicht wider wirt gelogen seyndt“.

Einen wirklichen Fortschritt im Dünensbau brachte erst der Danziger Krahnsinspektor Sören Biörn, ein Nordschleswiger, der, wie für den zu Danzig gehörenden Teil der Frischen Nehrung so auch für die Kurische Nehrung eine von ihm ausgedachte Methode zur Dünensiedlung mit Sandgras in Anregung brachte, die dann auch zur Ausführung angenommen wurde. Auf der Kurischen Nehrung wurde mit ihr 1803 Sörens Sohn betraut, der die Anpflanzungen dann auch, nur unterbrochen durch die Kriegsjahre, bis 1829 leitete, dann aber, da seine Leistungen nicht befriedigten, pensioniert wurde. Bereits im Jahre 1800 hatte jedoch schon die Regierung verfügt, daß man dem bevorstehenden Untergang der Dörfer Sarkau, Kunzen und Rossitten mit aller Macht entgegenarbeiten solle; für Kunzen kam der

Befehl jedoch zu spät und das ältere Pillkoppen hatte man schon vordem aufgegeben. Es war aber nicht allein die Sorge um die gefährdeten Nehrungsortschaften, die die Regierung zu Taten aufrüttelte, sondern es stand auch das Bestehen des Memeler Tiefes, der Nehrungsstraße und das schließliche Aufhören der Haffischerei durch Versandung des Haffes in Frage; Probleme, die wohl auch spätere Generationen immer wieder beschäftigen werden.

Die Tätigkeit des jungen Sören beschränkte sich im allgemeinen auf die Be-pflanzung einiger besonders gefährdrohender Dünen mit Sandgräsern, die Anlage von Plantagen, wie der bei Cranz, und auf den Baubeginn der Vordüne; eine Festlegung der Wanderdüne im heutigen Sinne kam noch nicht in Frage. Von diesen Arbeiten erwies sich die Anlage der Vordüne später als die wichtigste, denn noch heute fällt ihr die überaus bedeutsame Aufgabe zu, die Nehrung vor der erneuten Überflutung durch den Dünensand zu bewahren. In ihr fand der Sand seinen ersten Bezwinger, sie wurde der eigentliche Sandfang und durch sie wurden die großen Dünen von der sie immer wieder erneut mit Material versehenden Quelle los-gelöst, so daß sie ihren Weg nunmehr als abgeschlossene Sandmassen antreten mußten.



1914 neu angelegte Vordüne bei Rossitten.

(Die frühere Vordüne stand vordem dicht an dem linksstehenden Pfahl, vor diesem ein ca. 60 m breiter Strand. Jetzt steht der Pfahl bereits in der Schälung.)

Der Charakter der Vordüne ist im allgemeinen noch der gleiche wie vor hundert Jahren. Ursprünglich bildete ihre Grundlage ein einfacher, etwa 10 m von der Seeschälung angelegter Fangzaun aus Flechtwerk, jetzt hat man ihren Bau systematisch dahin erweitert, daß man zwei etwa 2 m von einander stehende Reisigzäune in einer größeren Entfernung vom Strande anlegt, zwischen denen dann zunächst der von der See landeinwärts gewehte Sand liegen bleibt. Nachdem sich daraus ein runder Wall gebildet hat, errichtet man auf dem aufgewehten Sandwall wieder zwei Fangzäune. Ist auch diese zweite Zaunanlage überweht, so setzt die überaus wichtige Beplanzung mit Sandgräsern ein, für die die Pflanzen jenen Stellen entnommen werden, wo sie im Überfluß wachsen. Die Strauchzäune haben eine Höhe von ca. 70 cm, wichtig ist das genaue Einhalten gleicher Höhe und einer geraden Linie, da hiervon die zukünftige gleichmäßige Entwicklung der Vordüne abhängt.

Für die Anhägerung der Vordüne kommen ausschließlich Sandgräser, und zwar in erster Linie der Helm oder Strandhafer (*ammophila arenaria*) und der Strandroggen (*Elymus arenarius*) in Betracht. Diese Pflanzen stellen die geringsten Ansprüche an die Feuchtigkeit des Bodens, ja sie verkümmern sogar an solchen Stellen, wo diese zunimmt.

Diese Grasarten sind aber auch dadurch besonders wertvoll, daß ihre Wurzeln in große Tiefen gehen und daß sich ferner ihre horizontal kriechenden Grundachsen oft über große Flächen verbreiten und so den Sand mit binden helfen. Sie tragen somit durch das Auffangen und Festhalten des Sandes zum Wachstum der Vordüne unendlich bei und sind die Vorläufer der weiteren Dünenvegetation. Bepflanzt wird die Vordüne in Längsreihen, denen sich auf der Seeseite solche in die Quere in Abständen von ca. 2 m anschließen, so daß die Gräser netzartig zu stehen kommen. Auf der Landseite werden die Sandgrasbüschel in Reihen, die quer zur Längsrichtung der Düne verlaufen, gepflanzt. In der Regel ist die ganze Arbeit in einem Sommer beendet, worauf im nächsten Jahr nur noch eine Ergänzung der Bepflanzung eintritt. Zur Pflanzung der Sandgräser bedient man sich eines besonders geformten keilförmigen Pflanzspatens, mit dem man Löcher in den Sand sticht und hierauf in ein solches mehrere Pflanzen nebeneinander einsetzt. Einen nicht unwesentlichen Helfer hat der Mensch in der Vogelwelt, deren Exkremeute die Samen der verschiedenen Pflanzenarten zur Vordüne tragen. Pestwurz und Sanderbse werden von Dünenbaubeamten nicht gern gesehen, da sie die gleichmäßige Ausformung der wachsenden Vordüne behindern.

Nachdem sich die Vordüne durch dieses Erhöhen der Strauchzäune zu einem beträchtlichen Umfang entwickelt hat, wächst und bepflanzt sie sich nun von selbst, indem der Seewind ihr immer neue Sandmassen zuführt und das Sandgras immer wieder hindurchwächst. Auf diese Weise ist die Vordüne zu einem stellenweise bis 20 m hohen und 200 m breiten mächtigen Sandwall angewachsen, der allein schon durch seine



Pflanzung von Sandgräsern auf der Vordüne.

ungeheure Ausdehnung von Cranz bis Memel eine eindrucksvolle Sehenswürdigkeit der Nehrung bildet. Im allgemeinen ist die Vordüne aber 8—10 m hoch und 40—80 m breit.

Doch nicht allein der erste Ausbau der Vordüne erfordert unendliche Mühe und Sorgfalt, sondern auch ihre stete Instandhaltung und Pflege, die eine überaus wichtige, jedoch recht undankbare Aufgabe ist. Besonders junge Pflanzungen sind überaus empfindlich gegen Beschädigungen aller Art, die namentlich durch ihr Betreten entstehen, schon ihre geringfügigste Verletzung kann unter Umständen bei Stürmen die Ursache für größere Zerstörungen werden. So ist leider zur Zeit die Vordüne an vielen Stellen völlig zerrissen und ihr Zustand daher teilweise so besorgniserregend, daß man nach einigen Jahrzehnten an Stelle der Vordüne vielleicht Wanderdünen von beträchtlicher Höhe an der Seeküste finden könnte, die dann von neuem die Nehrung unter sich begraben würden, wenn dem nicht energisch entgegengearbeitet werden würde.

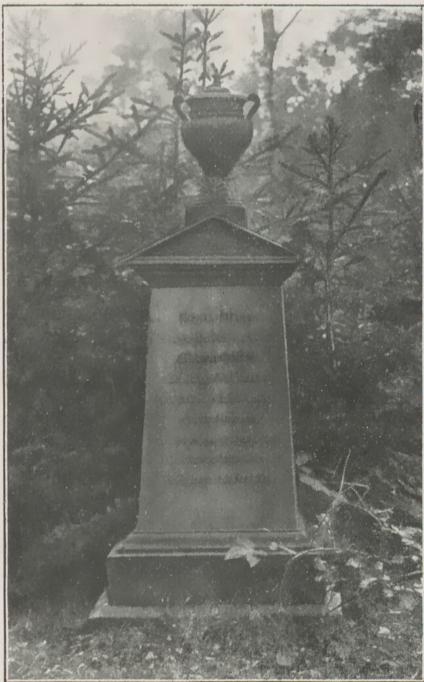
Die Instandhaltung der Vordüne, für die die aus Osten kommenden Winde von Vorteil sind, ist unter anderen auch eine der Hauptbedingungen für die Erhaltung der Pflanzungen der Wanderdünen. Zu diesem Zweck sind besondere Dünenaufseherstellen eingerichtet und zwar für den preußischen Nehrungsanteil in Sarkau und Rossitten, die dem Wasserbauamt in Labiau unterstehen; für den Memeler Bezirk sind Dünewärterei in Nidden, Preil, Erlenhorst und Süderspitze mit der Inspektion in Schwarzort. Ursprünglich war der ganze Dünenbau der Memeler Hafenbauinspektion unterstellt, da er in seinem Anfangsstadium mehr technischer Art ist und seine forstliche Bedeutung erst dann erhält, wenn die Kulturen eingewachsen sind. Dieser Fall trat 1903 ein, damals kam die Dünenbauverwaltung der Nehrung zur neugegründeten Oberförsterei Rossitten, während sie jetzt für den nördlich an das Memelland abgetretenen Teil unter der Oberförsterei Klooschen steht. Von diesen Dünenaufsehern werden Arbeitskolonnen von etwa je 10—30 Personen gebildet, die dauernd mit der Ausbesserung der Vordüne beschäftigt sind, eine Arbeit, die den Nehrungsbewohnern einen annehmbaren Nebenverdienst gewährt. Zumeist werden hierfür, wie für alle Arten der Dünenbepflanzung weibliche Arbeiter beschäftigt, die für diese verhältnismäßig leichte, dafür aber sehr entbehrungsreiche Arbeit am ausdauerndsten sind. Vielfach wurden die Arbeiten auch im Akkord ausgeführt.

Mit dem Bau der Vordüne hatte man 1805 begonnen. 1829 waren etwa 29 km, also bis 7 km hinter Sarkau, fertig und 1830 wird die Arbeit unter der neuen Leitung von Senftleben, dem Nachfolger Sörens, als in gutem Fortschreiten geschildert. Die Vordüne sollte aber nicht nur als Sandfang, sondern auch als Schutz gegen die See dienen, denn 1835 heißt es, daß die Dünenbauten soweit beendet seien, daß Durchbrüche nicht mehr zu befürchten sind, es trat daher in der Anlage der Vordüne eine lange Pause ein. Bis 1864, dem Ende der Wirksamkeit Senftlebens, waren erst 29,110 km fertig, denen von 1872—75 weitere 15,763 km folgten. Erst die darauffolgenden Jahrzehnte brachten ihre völlige Fertigstellung.

Da es erwiesen ist, daß sich der ganze Seesand in ständiger Bewegung nach Osten befindet, so erscheint es sehr zweifelhaft, ob die Vordüne auf die Dauer ihren Zweck wird erfüllen können; sollte dieses einmal nicht mehr der Fall sein, so wird auch der mit unendlicher Mühe geschaffene junge Nehrungswald wieder das Opfer neu entstehender Wanderdünen werden. Vielleicht nur der rechtzeitige Bau von Pfahlbuhnen, die senkrecht zum Strand stehen, also in gleicher Richtung wie die Wellen zurückfließen, und wie sich solche u. a. bei Cranz (s. S. 13) als Sandfang so gut

bewährt haben, dürften dann die Kurische Nehrung vor neuer Versandung schützen. Da derartige in Abständen von etwa 50 m und einer Länge von ca. 70 m weit ins Meer gehende Buhnen aber bereits vor dem Kriege gegen 5000 Mark kosteten, so würden die etwa 1800 erforderlichen Buhnen heute Summen erfordern, die wohl auf Generationen hinaus nicht aufzubringen sind.

Gleichzeitig mit dem Bau der Vordüne hatte man neben den notwendigsten Arbeiten zum Schutz der Nehrungsorte von Cranz aus mit der Aufforstung der an der See befindlichen Seite der Nehrungsplatte begonnen, ebenso legte die Memeler Kaufmannschaft seit 1810 Pflanzungen zum Schutz des Memeler Hafens auf dem Nordende der Nehrung, das ihr 1836 völlig vom Staat überlassen wurde, die sogenannte kaufmännische Plantage an, es waren, soweit nachweisbar, die ersten Maßnahmen zur Bekämpfung des Flugsandes der Nehrung. Erlaubte es der Grundwasserstand, so pflanzte man Laubbäume, besonders Erlen und Birken, für sandige Stellen wählte man Kiefern; die Weidenbäume der Plantagen haben sich meist ohne besonderes Zutun von selbst entwickelt. Diese Pflanzungen oder Plantagen waren 1829 gleichfalls bis hinter Sarkau fertig, als die immer größer werdende Gefahr der Versandung einzelner Nehrungsdörfer Veranlassung gab, sich zunächst ihrer anzunehmen. So pflanzte der schon genannte Plantageninspektor Sentleben die etwa  $9\frac{1}{2}$  km lange Rossittener Plantage an, auch befestigte er die dortige Wanderdüne mit Sandhafer.



Grabstätte des  
David Kuwert in Nidden.

Arbeit, die später sein Sohn und der Staat fortsetzten. Nach seinem 1827 erfolgten Tode wurde Kuwert in der von ihm angelegten, noch heute eine Freude der Besucher Niddens bildenden Plantage begraben, sein Grabstein trägt die ehrende Inschrift: „Primus incepit Niddensem tristem solitudinem his silvae arboribus arbustare“, d. h.: „Er begann als Erster die traurige Niddener Einöde mit den Bäumen dieses Waldes zu bepflanzen“. An der Stelle ist auch der Sohn Kuwerts begraben, der 1828 als Postverwalter an die neue Poststraße auf dem Festlande nach Mehlawischken kam; dort 1856 starb und auch in Nidden beigesetzt sein wollte.

Um die Mitte der sechziger Jahre kam auch Pillkuppen, nachdem Alt-Pillkuppen schon 1839 durch den Hirschbudenberg verschüttet war, in die Gefahr der Versandung. Da setzte sich der bewährte Erforscher der Nehrung, Berendt, für dieses ihm ans Herz gewachsene Dorf ein und erließ einen seine Wirkung auch nicht

verfehlenden Warnruf für dessen Erhaltung, obgleich er selbst eigentlich die bisherigen Dünenbepflanzungen als gänzlich unzulänglich und vergeblich erkannt hatte. Jedenfalls beschloß die Regierung daraufhin eine weitgehende Aufforstung der Wanderdünen und es erscheint als günstig, daß ihr von Beginn an in Ephä, dem Forstschutzbeamten der Memeler Kaufmannschaft ein Mann zur Verfügung stand, der sich den ihm gestellten Aufgaben in hohem Maße gewachsen zeigte und in dem wir auch den eigentlichen Bezwinger der Wanderdünen zu erblicken haben. Der 1828 in Goldap geborene Ephä trat sein Amt im Jahre 1864 an, hatte zunächst noch seinen Amtssitz in Cranz, erst 1876 zog er nach Rossitten, wo er bis zum 1. April 1903 als Düneninspektor wirkte, nebenbei aber auch noch allerlei sonstige Ämter verwaltete. Von seinen 56 Dienstjahren hatte Ephä, als er am 16. September 1904 starb, fast 40 Jahre hindurch die ganze Kraft der von ihm so geliebten Nehrung gewidmet.

Ephä arbeitete in der ersten Zeit noch nach dem älteren Pflanzungssystem, das im Sandgras noch das Allheilmittel sah. Wohl hatte man schon seit 1873 verschiedene



Kiefernbesteck einer Kiefernplantage mit Strauchbedeckung  
auf stark geneigter Wanderdüne.

andere Versuche gemacht, aber erst 1877 ging man zur Anlage von Strauchzäunen, auch Besteck genannt, über. Der Oberforstmeister Müller führte dann die Ballenpflanzung ein, die später ständig durch Gerhardt und Bock verbessert wurde, und die den Vorzug hat, daß die Dünen möglichst schnell fest werden. In diesen in Königsberg wirkenden Männern haben wir daher die Begründer des modernen Dünenbaues, und zwar nicht nur desjenigen auf der Kurischen Nehrung zu erblicken, denn die Methode wurde schließlich für so vorbildlich gehalten, daß ihre Einführung auch für die Dünen im fernen Südwestafrika bevorstand, die jedoch durch den Kriegsausgang nicht mehr zur Ausführung kommen sollte.

Diese ganze Dünenbepflanzung soll aber nur die erste Voraussetzung für den eigentlichen späteren Hochwald sein, für den man die gewöhnliche Kiefer (*Pinus silvestris*), als den Zukunftsbaum ansieht. Erst wenn diese Bäume mit ihren Wipfeln wieder

über die Nehrung rauschen, wird der alte Nehrungswald in der Weise entstanden sein, wie ihn unsere Vorfahren erblickten; erst dann hat der Mensch die zumeist durch seine Sorglosigkeit entstandene Wanderdüne endgültig besiegt.

Nach der jetzigen eine langjährige Erfahrung voraussetzenden Methode wird die zu bepflanzende Düne zunächst vorgerichtet, indem man Unebenheiten nach Möglichkeit ausgleicht, dabei sich des Windes als Helfer bedienend. Dann wird diese zur Beruhigung mit Reisig belegt und in Abständen bis zu 4 m, also in Quadrate von 9 bis 16 qm, eingeteilt, die durch ein etwa 30 cm hohes Strauchwerk aus Kiefernreisig oder Rohrstengeln ausgesteckt werden, welches den Zweck hat, die jungen Pflanzen nach Möglichkeit vor den auswehenden Winden sowie dem Sandflug zu schützen. Verwitternd gibt dann diese Anlage, die sich so lange hält, bis die jungen Kiefern eingewachsen sind, mit das Material zur Bildung der erforderlichen Humusschicht, auf der sich schon nach 2—3 Jahren eine leichte Grasnarbe zeigt. An besonders gefährdeten Stellen, wie auch an steilen Abhängen wird das Besteck entsprechend dichter angelegt, trotzdem vernichten Wind und Wetter oftmals die Arbeit mehrerer Jahre. Für die Pflanzung selbst hebt man in Abständen von einem Meter

Löcher von 30—40 cm Tiefe aus, in die man als Nährboden für die junge Pflanze einen Spatenstich Lehm oder Haffschlick schüttet, worauf man die jungen Kiefern einsetzt. Nachdem man die ganze Anlage mit Kiefernreisig, das man den Zweigen des Besteckes entnimmt, bedeckt und die benötigten Wege durch Lehm oder Schlick festgelegt hat, ist die Arbeit fertig. Die derart bepflanzte Düne bedarf aber noch dauernder Beobachtung und Ergänzung etwa eingegangener Kiefern.

Den für die Dünenbepflanzung besonders geeigneten Baum entdeckte man nach mancherlei Versuchen fast durch Zufall in der Bergkiefer oder Latsche, auch Legföhre (*pinus montana*), und zwar in der Abart der „Hakenkiefer“ (*uncinata*). Sie

wurde der Retter in der Not, da sie sich neben ihrer Anspruchslosigkeit weniger in die Höhe als besonders stark in die Breite entwickelt, so findet man z. B. auf der zum Niddener Leuchtturm hinaufführenden Düne Exemplare, die bereits jetzt einen Flächenraum von etwa 50 qm bedecken. Allerdings ist das Wachstum der Latsche ein recht langsames, und 10 Jahre nach ihrer Pflanzung erreicht sie meist erst eine Höhe von 50 cm. Die benötigten Bäumchen wurden seiner Zeit in ca. 25 hierfür bestimmten Förstereien gezogen und kamen erst dann, 1—3 jährig, zur Verwendung; mitunter, so bei der steilen Düne bei Pillkoppen, benutzte man zur Anpflanzung auch Weidenstecklinge.

Die erste Arbeit Ephas war die Bepflanzung des Bruchberges bei Rossitten in den Jahren 1877—82, gleichzeitig wurde damals auch die Schwarzorter Düne, zusammen etwa 200 ha, festgelegt. Nachdem diese Arbeiten fertig waren, wollte die Regierung die erforderlichen großen Mittel zum Schutz der weiteren in Gefahr befindlichen Dörfer Pillkoppen, Preil und Perwelk nicht mehr bereitstellen, sondern deren Bewohner unter vorteilhaften Bedingungen lieber anderweitig ansiedeln. Diese schlügen aber aus Anhänglichkeit an die Heimat alle verlockenden Anerbieten aus und baten aufs dringlichste um Festlegung der ihre Häuser schon aufs schwerste



Berg- oder Hakenkiefer  
(*pinus montana*).

bedrohenden Dünen. Nachdem mittlerweile noch der Urbo-Kalns und der Angiu-Kalns bei Nidden zum Schutz dieser Ortschaft von Gerhardt festgelegt waren, folgte in den Jahren 1887—91 im letzten Augenblick die Bepflanzung der bereits drohend über Pillkoppen hängenden, 61 m hohen gewaltigen Düne des Petschberges. Sie war wohl die bedeutendste Festlegung der Nehrung überhaupt, und mit Recht hat man ihren höchsten Punkt „Ephas-Höh“ benannt. Die Kosten dieser schwierigen Aufforstung betragen etwa  $1\frac{1}{2}$  Millionen Mark.

Die Festlegung der Dünen zwischen Preil und Perwelk wurde seit 1897 betrieben. Für die Strecke von Schwarzort bis zu den 1870 vom Staat übernommenen Anpflanzungen der kaufmännischen Plantage auf der Süderspitze wurden 1881 Anpflanzungspläne aufgestellt. Seit 1891 sind hier, gleichfalls unter der Leitung von Gerhardt und von der Süderspitze aus beginnend, die Dünen in einem Umfange von 2500 ha aufgeforstet. Für diesen Zweck legte man zur Beförderung des für die Pflanzungen erforderlichen Schlickes eine Transportbahn an, die ihn aus dem



Befestigung der Wanderdünen durch Bepflanzung mit Kiefern.

Memeler Hafen an die betreffenden Stellen fuhr. Statt der Strauchzäune aus Kiefern verwendete man hier auch Rohr aus den nahen Haffufern und anstatt des Deckreisigs sogar Lumpen und Getreideabfälle, ebenso wurde hier teilweise die gewöhnliche Kiefer gepflanzt. Auch diese Festlegung kostete etwa  $1\frac{1}{2}$  Millionen Mark. Im allgemeinen berechnete man die Kosten für einen Hektar Pflanzung mit ca. 500 Mark, so daß ein Bäumchen etwa 9 Mark kostete; an besonders schwierigen Stellen stiegen die Beträge aber bis 1500 Mark für den Hektar, trotzdem man sich nach Möglichkeit der billigen Arbeitskräfte der Strafgefangenen bediente.

Unterbrochen wird die festgelegte Dünenkette durch Wanderdünengebiete von 13 km Länge zwischen Sarkau und Rossitten, wo eine Aufforstung nicht so dringlich erscheint, da hier die Wanderdünen keine Ortschaften und Kulturland gefährden, vielmehr ins Haff abzuwandern im Begriffe sind; ferner durch die 5 km lange Düne zwischen Rossitten und Pillkoppen, die ihre Fortsetzung in der 8 km langen Wanderdüne bis Nidden findet, der wohl überhaupt eindrucksvollsten Stelle der Nehrung. Die letzte Wanderdünenkette ist die zwischen Perwelk und Schwarzort mit  $9\frac{1}{2}$  km Länge.

Sie alle sollen wegen zu hoher Kosten nicht aufgeforstet werden, daher können sich, bis ihr Sand im Haff verschwunden sein wird, noch Generationen von der Gewalt des mordenden Sandes überzeugen.

An dieser Stelle mögen noch einige Nachrichten über die staatliche Regelung des Forstwesens auf der Nehrung Platz finden. So verstand die südliche Nehrung von Cranz bis Nidden um 1620 dem Wildnisbereiter in Sarkau, 1697 führte diesen Jägertitel aber der Rossittener Burggraf, in dessen Person daneben auch die eines Verwalters des Forst- und Domänenamtes vereinigt waren. 1729 wurde Cranz der Sitz des Wildnisbereiters, 1804 kam aber die Verwaltung des „Königl. Cranz'schen Forst“, zu der auf der Nehrung damals die Unterförstereien in Grenz, Sarkau, Kunzen und Nidden gehörten, nach Rossitten zurück. Wahrscheinlich war aber der Wohnsitzwechsel des leitenden Forstbeamten noch häufiger, denn um das Ende des 18. Jahrhunderts wird in Rossitten ein Förster für die ganze Nehrung genannt, der sein Gehalt von 132 Talern aus dem Amt Althof im Memelschen erhielt. Als dieser dann 1798 nach Cranz versetzt wurde, waren auf der Nehrung nur noch Unterförster, auch Waldwärter genannt, in Rossitten, Neu-Pillkoppen und Negeln; Kunzen und Nidden waren wegen Versandung überflüssig geworden. Die Waldungen der nördlichen Nehrung gehörten zeitweilig zum Memeler Amt, so gab es bis 1734 auch einen Wildnisbereiter zu „Mümmel“, dann gehörten sie, mit Forsthäusern in Preil und Nidden, später zur Oberförsterei Klooschen. Um jene Zeit wurde die Amtsbezeichnung des Wildnisbereiters in den Titel als Förster und 1785 in den eines Oberförsters geändert.

Am 1. April 1903 kam der größte Teil der Waldungen der Nehrung zur neu-gegründeten Oberförsterei Rossitten, unter der sich nunmehr Förstereien in Rossitten, Pillkoppen, Nidden und Schwarzort befanden, die beiden letzteren zur Revierförsterei Schwarzort gehörend. Der jetzige Memelsche Anteil umfaßte 1913 insgesamt 6213 ha, davon waren 1875 ha aufgeforstet, während 2775 ha noch aufzuforsten waren, den Rest bildeten Weideflächen und nicht zur Bepflanzung bestimmte Dünen. Der zum Kreise Fischhausen gehörende Anteil beträgt 3980 ha, von denen ca. 1000 ha aufgeforstet sind; zu beachten ist jedoch, daß außer diesen Flächen noch etwa 1680 ha Wald auf der südlichen Nehrung von Cranz bis km 79 liegen, die zur Revierförsterei in Cranz resp. der Oberförsterei Fritzen gehören. Bis zur Bildung des Bezirkes Rossitten wurden von Cranz noch ca. 780 Morgen Wald des Niddener Belaups mit verwaltet.

Durch die Gründung der Oberförsterei Rossitten wurde zunächst der Hauungsplan des Baumbestandes auf der Nehrung ungünstig beeinflußt, da vordem das von der Verwaltung angeforderte Holz mehr von den außerhalb der Nehrung liegenden Forsten aufgebracht wurde. Hierunter litten namentlich am Anfang dieses Jahrhunderts die schönen Schwarzorter Bestände, und die Angelegenheit führte sogar zu einer Besprechung im preußischen Landtage, in der der damalige Landwirtschaftsminister v. Podbielski zusagte, daß der Staat die Umgebung von Schwarzort in Zukunft dauernd als Park bewirtschaften werde.

Ganz neuerdings wird aus Gründen der durch die überaus ungünstige Finanzlage des Staates erzwungenen Sparsamkeit die Oberförsterei Rossitten als solche wieder eingezogen und der Preußen verbliebene Teil des Rossittener Reviers als Revierförsterbezirk der Oberförsterei Fritzen angegliedert. Dementsprechend werden ab 1. April 1924 nur noch die preußischen Revierförsterbezirke Cranz mit der Försterei Grenz und Rossitten mit der ausgebauten Hilfsförsterstelle Pillkoppen auf der Nehrung liegen.

## Aus der Pflanzenwelt der Kurischen Nehrung.

Da die Oberfläche der Kurischen Nehrung zumeist aus unfruchtbarem, nährsalz-losem Dünensand besteht, dem hierzu noch die Fähigkeit abgeht, den einmal erhaltenen Regen auch nur kurze Zeit auf der Oberfläche zu halten, so möchte man hieraus eigentlich auf ihre fast völlige Vegetationslosigkeit schließen. Dieses trifft aber nicht zu, denn die Nehrung besitzt als trefflichen Ersatz einen auffallend hohen Grundwasserstand, aber auch die Verdunstungen der beiden großen sie umgebenden Gewässer führen der Pflanzenwelt die benötigte Feuchtigkeit in bedeutendem Umfange zu. Gefahren für die Nehrungspflanzen bilden dagegen die dauernd auf sie einwirkenden starken Winde mit den von ihnen mitgeführten und an sie geschleuderten Flugsanden, besonders aber das schnelle Austrocknen des einmal aufgefangenen Wassergehaltes, verursacht durch den im Sommer oft glühendheißen Dünensand. Die Natur hat aber auch dagegen den erforderlichen Ausgleich geschaffen, indem sie den Pflanzen eine hervorragende Anpassungsfähigkeit an die gegebenen Verhältnisse verlieh, die man auf der Nehrung besonders gut beobachten kann und nur auf das höchste bewundern muß.

Betrachten wir zunächst die Pflanzenwelt der Vordüne und die des ihr verwandten Kupstenterrains, so finden wir, daß sie in der Hauptsache auf Niederschläge angewiesen ist. Diese verschwinden aber schnell wieder durch Verdunstung oder Wegsickerung, so daß bei längerer Trockenheit auf der Oberfläche meist nur noch 2 – 5 % Feuchtigkeit übrig bleiben, trotzdem der Dünensand bis 27 % Wasser aufnehmen kann. Um diesem Übelstand zu entgehen, treiben namentlich die Sandgräser ihre Wurzeln oft viele Meter in die Düne hinein, bis sie den feuchten Sand erreichen, der ihnen erst eine möglichst gleichmäßige Wasserversorgung gewährleistet. Dieses können die Wurzeln ungefährdet tun, da der lockere Dünensand mit seinem Gesamtvolumen von 55 – 75 % die nötige Luftzufuhr zuläßt, so daß sie selbst in diesen Tiefen noch den erforderlichen Sauerstoff zu lebhafter Atmung vorfinden. Dieser Luftreichtum des Sandes dient übrigens den Pflanzen auch bei Sandüberschüttungen als Rettung, da er es ihnen, wenigstens bis zu einer gewissen Grenze, ermöglicht, auch dann noch am Leben zu bleiben; zu Hilfe kommt ihnen in diesen Fällen dann noch die Eigenart, daß die an der Oberfläche liegenden Wurzelknoten sich dort nach jeder Überschüttung wieder aufs neue bilden. Auffallend ist das besonders schnelle Wachstum der Dünenpflanzen nach anhaltendem Regen, da der Sandboden ihnen dann weit mehr als jeder andere Boden die Möglichkeit zur kräftigen Entwicklung gibt.

Noch fesselnder aber sind die ökonomischen Vorrichtungen der Pflanzen zur Erhaltung der einmal errungenen Feuchtigkeit. So rollen sich z. B. die Blätter der Gräser bei Trockenheit röhrenförmig völlig zusammen, wobei die die Spaltöffnungen tragenden Unterflächen in das Innere zu liegen kommen. Andere Dünenpflanzen beschränken sich wieder in der Größe ihrer Blätter, oder diese haben in ihrer überaus dichten Behaarung einen wirksamen Schutz gegen Verdunstung. Diese wirkt bei den Nehrungspflanzen gleichzeitig auch ausgleichend gegen Wärme, aber auch gegen Kälte, wofür sie als ausgesprochene Sommerflora recht empfindlich sind. Beachtenswert ist auch das fleischige Aussehen mancher Dünenpflanzen, wie z. B. des Mauerpfeffers. Dieses röhrt daher, daß die Wasserspeichergewebe durch den Salzgehalt der Luft besonders stark ausgebildet werden; andere Pflanzen haben wiederum förmlich lederartige Blattoberflächen. Auffallend ist die bläuliche Färbung vieler Dünenpflanzen, als typisches Beispiel sei die Stranddistel genannt, sie entsteht durch eine starke Wachs-

ausscheidung der betreffenden Pflanze, die dazu noch die Eigenschaft besitzt, deren innere Feuchtigkeit gegen die auf der Düne besonders stark reflektierende Sonne zu schützen. Schließlich möge auch noch die große mechanische Festigkeit der Pflanzenblätter, die ein Zerreissen oft recht schwierig machen, sowie die Elastizität der Dünenspflanzen gegen die starken Nahrungswinde erwähnt sein. Alle diese Eigenschaften haben zum Teil zu auffallenden Veränderungen der Pflanzen gegenüber ihren Artgenossen auf dem Festlande geführt, so daß bei einer Anzahl Pflanzengattungen der Nahrung völlig neue Arten entstanden sind. Beachtenswert ist ferner noch, daß vielfach auch eine vegetative Vermehrung stattfindet, d. h. daß viele Nahrungspflanzen sich nicht nur durch Selbstansammlung verbreiten, sondern daß vom Winde losgerissene Pflanzenteilchen anderweitig wieder Wurzel fassen.

Neben den zur Erhaltung der Vordüne so wichtigen Sandgräsern finden wir außer der auf der ganzen Nahrung sehr häufig vorkommenden Stranddistel auch sonst alle Dünenspflanzen vertreten, die uns als ständige Begleiter der deutschen Ostseeküste bekannt sind. Hierzu gehören u. a. die Strandmiere, das Salzkraut, die den Boden häufig dicht bedeckende Dünenerbse, der Meerstrandhuflattich, das namentlich auf dem aufgepreßten Haffmergel geschlossen auftretende Pestwurz und die sich gleichfalls mit dem so dürftigen Boden begnügende schöne Nachtkerze.

Eine der Vordüne gleichende, jedoch weit reichere Flora weist die Zwischendüne oder Nahrungspalwe auf, deren Fortkommen in der Hauptsache durch den hohen Stand des Grundwassers erleichtert wird, das fast überall auf der Nahrung in einer Tiefe von  $1/2$  bis 1 m vorkommt. Neben den reinen Dünenspflanzen finden wir hier u. a. das Dün-Habichtskraut, die Dünengräser, in großen Mengen den für die Nahrung typischen flockigen Bocksbart, den Meersenf, den Mauerpfeffer, das Katzenpfötchen, den Schaf- und den roten Schwingel, die Bergnelke, den Wundklee, das überall mit großen Blüten vertretene Stiefmütterchen, die Zwerg- und Ackerwinde, die duftende Strandnelke (*Epipactis rubiginosa*), eine Orchideenart, ferner das Silbergras neben verschiedenen grauen Mosen. Auf der Palwe gedeiht aber auch schon das liebliche Weidenröschen, der Sanddorn, die Strandbuche und die gegen Versandungen sehr widerstandsfähige und aus ihnen bald wieder hinauswachsende Strandweide. Auf der Nahrungsspitze treffen wir sogar die aus Amerika nach hier verschleppte silberschimmernde, breitblättrige Ölweide, das wohlriechende Leinkraut, die Mehlprimel und das interessante Schleierkraut an. Reste aus der Zehnjahrtausende zurückliegenden Eiszeit sind die kriechende Bögge, die schwarze Krähenbeere, das einblütige Birnkraut und der Sand-Tragant.

Dieser auf der Nahrung gar nicht vermuteten reichen Pflanzenwelt drückt nun jede Jahreszeit ihren besonderen Charakter auf und gibt ihr jenes zumeist farbenprächtige Aussehen, das dem Auge des Wanderers die erwünschte Abwechslung gegen das eintönige Gelb des Dünensandes bietet. Im Frühjahr sind es die weißen Blüten des Pfefferkrautes, des Hirtentäschchens und des Hornkrautes, die in Verbindung mit denen des Tausendgüldenkrautes, dem hübsch in Moosteppich gebetteten, stark duftenden Wintergrün oder Moosauge und dem großen Flächen bedeckenden Stiefmütterchen die Nahrungsfläche in hohem Maße beleben.

Zur vollen Farbenschönheit entwickelt sich die Nahrungsflora aber erst in den Sommermonaten vom Juni bis zum August, denn dann blühen der Bocksbart, das Frauenflachs, das Katzenpfötchen, die Seemannsplatterbse mit ihrer Schmetterlingsblütentraube, der Quendel oder Tymian, der Sand-Tragant und viele andere

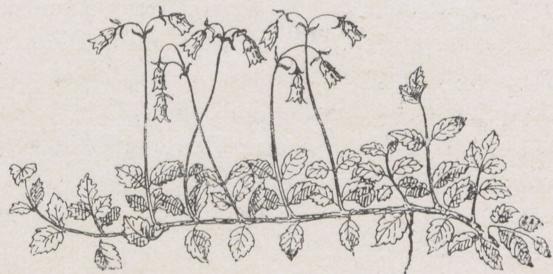
Pflanzen, bis dann gegen den Herbst hin diese ganze durch Birkengruppen und Erlenbüsche unterbrochene Farbenpracht von den braunen Sandgräsern der Segge und Schmölle abgelöst wird. Auffallend gering sind die Heidekrautbestände der Nehrung, die einst wohl deren Leitpflanze war und die die früher auf ihr stark betriebene Bienenzucht ermöglichte; die wandernden Dünen wurden auch ihnen zum Verderben.

Den botanischen Stolz der Nehrung haben wir jedoch in den alten Nehrungswäldern zu suchen und zwar zunächst in der erst 1865 im Sarkauer Walde entdeckten zierlichen Orchidee „*Gymnadenia cuculata* Rich.“, die dort neben einer Stelle bei Rastenburg ihr alleiniges Vorkommen in Deutschland hat. Gleichfalls bei Sarkau, hauptsächlich aber im Schwarzorter Wald treffen wir, dem Moosteppich aufgelagert, die auch jener Zeit, in der sich das Eis vom Festlande zurückzog, gehörende *Linnaea borealis*, auch Moosrande, Moosglöckchen oder nordische *Linnaea* genannt. Das Stämmchen dieser Pflanze ist fadenförmig und weitreibend, die Blätter bleiben immer grün, die zahlreichen, einen zarten Vanilleduft aushauchenden Blüten sind glöckchenartig, weiß gefärbt mit innen blutroten Streifen. Ein Vorteil für diese, auch staatlich geschützte botanische

Seltenheit ist es, daß sie vom Vieh verschmäht wird. Weitere Waldbewohner sind die Farnkräuter, die Wald-Erwe und der rankige hellgrüne Bärlapp, auch Schlangenmoos genannt, der dem Nehrungser zum Binden von Grabkränzen dient.

Es ist selbstverständlich, daß alle Arten des Nehrungsbodens durch ihre verschiedenen Vegetationsbedingungen auch ihre besondere Flora haben, so kommen z. B. auf den Grünlandmoorstrecken des Kupstenterrains das weißflockige Wollgras, verschiedene Binsenarten und Quecken neben dem bleichgelben Torfmoos vor. Völlig abweichend hiervon ist wiederum die Flora des Cranzer Moors, unter der zwar die Sumpfzergbrombeere vorherrscht, die daneben aber auch mehrere Arten der seltenen fleischfressenden Pflanzengattung des Sonnentaus, der *drosera*, aufweist, die mit ihren behaarten Blüten kleine Insekten festhalten, sie durch ihren Pepsin gehalt auflösen und dann verdauen. Die starke künstliche Entwässerung weiter Moorstrecken, durch die das Wasser des Hochmoors neuerdings zum Stillstand kam, hat das Pflanzenbild teilweise verändert. Diese trocken gelegten Stellen sind jetzt mit Porst, Wollgras, der roten Moosbeere, namentlich aber mit Heidekraut bestanden und heben sich durch diese Flora leicht kenntlich von jener des Hochmoors ab. Reich ist auch das Pflanzenleben auf dem alten Tongrund des Haffes und der See.

Unter den Pflanzen niederer Ordnung ist an erster Stelle die fast überall vorkommende unheilvolle Schmarotzerpflanze der Bartflechte zu nennen, die den Bäumen wohl ein malerisches Aussehen verleiht, ihnen aber auch einen Teil der auf der Nehrung doppelt stark erforderlichen Lebenskraft aussaugt. Von Pilzen sei noch der feine nach Knoblauch duftende *Mouseron* genannt, wie überhaupt die ganze Nehrungsflora meist stark duftend ist.



Moosrande (*Linnaea borealis*)

# Die Gewässer bei der Kurischen Nehrung.

Mit weißen Wellen spielt der Strand,  
Als hätt' er nie den Sturm gekannt.  
Und oben von den Dünen her  
Ein stiller See das weite Meer.  
Die Welt fernum voll Leid und Klag'! —  
Und hier der frühlingshelle Tag.

Carl Lange (Strom aus der Tiefe.)

## Das Kurische Haff in seiner jetzigen Gestaltung.

Das Kurische Haff, dieses Staubecken aus der Abschmelzperiode der letzten Eiszeit, ist mit seinem Flächeninhalt von rund 1620 qkm das größte aller deutschen Süßwasserbecken. Etwa 900 qkm von ihm entfallen auf den preußischen Anteil, während der Rest jetzt zum Memelgebiet gehört. Seine Gestalt ist die eines spitzen Dreiecks, dessen Grundlinie mit 45 km Breite zwischen Sarkau und Nemonien liegt, während die Höhe von Süden nach Norden 95 km beträgt. Der es erstmalig erwähnende Ordenschronist Dusburg nennt es um 1320 das *recens mare curonicum*, später heißt es auch *curonum stagnum*, erst der spätere Chronist Marburg sagt 1412 von ihm: „das Cheurisch hab um 1375 das grosse vrische habe wirt genannt, nach dem bischtom czu Kurlant aber auch das Kursche hap.“ Die Benennung als Frisches Haff war jedoch kein Eigennamen, sondern man verstand darunter ehemals allgemein derartige Wasserbecken mit nicht salzhaltigem, also frischem Wasser, nach dem nordischen *fresk* = ungesalzen. Ebenso stammt das Wort Haff, neu-dänisch *hav*, aus dem Nordischen und bedeutet ein vom Meer abgeschnittenes Süßwasserbecken.

Früher wurde der nördliche Teil des Kurischen Haffes, und zwar mit einer gewissen Berechtigung, auch als „die Mümmel“ angesprochen, ist doch nicht nur dieser Teil, sondern das ganze Haff fast ausschließlich ein Sammelbecken der verschiedenen Memelmündungen, für welches die Wasser der Deime und anderer Zuflüsse nur bei südlichen Winden von einiger Bedeutung werden. Diese Flussläufe sind es, die dem Kurischen Haff seine Eigenschaft als Süßwasserbecken geben, woran auch jene Stauwinde nichts ändern, die zeitweilig das Wasser der See durch das Memeler Tief in das Haff drücken, da eine Vermischung der völlig verschiedenartigen Wasser gar nicht oder nur in ganz geringem Maße stattfindet.

Die zahlreichen Zuflüsse schufen dem Haff aber gleichzeitig auch seinen Boden, der fast durchgängig aus grauem Schluff und Moder besteht, im nördlichen Abschnitt des Haffes aber stark mit Sanden überlagert ist, die von der Nehrung hineingeweht oder durch das Tief eingedrungen sind.

Bemerkenswert sind die großen Steinblöcke im Haff, die aus den umfangreichen Geschiebemergellagern, dem Schluff, ausgespült wurden; so berichtet man von einem solchen von ca. 4 m Länge und 2 m Breite, der einst durch die Macht des Eises 100 m weit aus seiner Lage an das östliche Haffufer gedrückt sein soll. Die Tatsache, daß die Rossittener Gegend und die gegenüberliegende Windenburger Ecke den gleichen hochanstehenden diluvialen Boden haben, wurde Veranlassung zu jener Annahme, daß vor nicht zu lange zurückliegenden Zeiten eine Landverbindung zwischen diesen beiden Punkten bestanden hat, die noch dadurch bestärkt wurde, daß sich südlich von Windenburg eine Steinbank, die Stadt genannt, befindet. Nach Feststellungen Bezzembergers bei den Haffischern, die fast jede Stelle des Haff-

bodens genau kennen, dürfte dieses jedoch, da sich sonst keinerlei Geschiebeblöcke auf dieser Strecke befinden, sehr unwahrscheinlich sein. Natürlich ist nicht ausgeschlossen, daß auch diese Flächen einstmals vor Einbruch des Meeres diluviales Festland waren. Immerhin wurde diese Überlieferung die Ursache zu nachstehender hübscher Sage: In Nidden wohnte einst eine Riesin, die ihren in Windenburg wohnenden Liebhaber oft besuchte, da sie den Weg dorthin zu Fuß zurücklegen konnte. Da das Ufer bei Windenburg aber sehr sumpfig war, verband sie sich mit dem Teufel und veranlaßte diesen, um die Stelle gangbar zu machen, einen Sack mit Steinen hinüberzuschaffen, während sie selbst eine Schürze voll Dünen-sand tragen wollte. Unglücklicherweise hatte aber der Sack ein Loch, und da die Riesin auch den Zipfel der Schürze losließ, fielen die Steine und der Sand unterwegs in das Haff und bildeten das Steinlager, das sich quer über das Haff ziehen soll.

Am bedeutendsten ist das große Steinlager im südlichen Teil des Haffes in der Richtung Labiau — Sarkau, von dem bereits Henneberger schreibt, „daß ein böser Ort im Kurischen Haff hinter Labiau sei, da dann oftmals Schaden geschieht,“ diese Steinbank liegt an der Deimemündung. Aber auch im Sarkauschen Winkel ist die Schiffahrt durch dort lagernde Steine ziemlich gefährlich. Daß wir in dieser Anhäufung von Granitblöcken wohl Reste des einstigen Meeresufers zu vermuten haben, wurde bereits an anderer Stelle erwähnt.

Die Tiefe des südlichen Haffes schwankt zwischen 3 — 7 m, während sie im nördlichen, etwa durch die Linie Nidden — Windenburg bezeichneten Teil, durch die reichlichen Sandzufuhren nur 1,05 — 3 m, ja an einzelnen Stellen sogar nur 0,5 m beträgt. Um diesem, für die Schiffahrt sehr großen Übelstand abzuhelpfen, baggerte man hier früher dauernd, wodurch es, unterstützt durch die Strömung, gelang, der Nehrung entlang eine Wasserrinne von 3 — 4 m Tiefe zu schaffen, die nach der Nehrung zu durch rote und nach dem Haff hin durch schwarze Tonnen bezeichnet wird. Bei diesen Baggerungen wurden seinerzeit bei Schwarzort auch die bedeutenden Bernsteinfunde gemacht, in deren Verfolg dann hier Tiefen bis 10 m entstanden. Schließlich schritt man aber doch, zur Umgehung dieses für die Schiffahrt unangenehmen Haffabschnittes, in den Jahren 1863 — 73 zum Bau des König-Wilhelm-Kanals. Im allgemeinen sind die Tiefenangaben für das Haff infolge der dauernden Veränderungen sehr schwankend, die wirklichen Untiefen sind aber den Fischern durchaus vertraut und von ihnen auch mit Namen bezeichnet.

Bekannt ist die sich am Ostufer des Haffes entlangziehende flache Randzone mit ihrer 1 — 3 m hohen, steil abfallenden Böschung, von dem Fischer „krantas“ genannt. Dieser krantas ist jedoch nicht, wie bisher angenommen wurde, das alte Ufer der einstigen Meeresbucht, sondern er ist nach Hess von Wichdorff einfach dadurch entstanden, daß die Wellentätigkeit des Wassers entsprechend große Sandmassen am Ufer ablagerte und hierdurch diese Untiefen schuf, eine Erscheinung, die sich übrigens bei allen Binnengewässern wiederholt. Dieser Uferrand ist auch nicht festliegend, sondern gleichfalls ziemlich starken Veränderungen ausgesetzt, wofür verschiedene Ursachen, namentlich aber die Windverhältnisse bestimmend sind.

Besonders stark macht sich das Steigen des Haffwasserspiegels an der östlichen, fast unmerklich in die Niederung übergehenden Haffseite bemerkbar. Dort vor hundert Jahren errichtete Bauten liegen heute weit im Haff, und zahlreiche im Wasser stehende Baumstübben geben Kunde von den großen Landverlusten durch dieses Gewässer. Jetzt zieht sich zum Schutz gegen Überschwemmungen durch Stauwinde oder Hochwasser der Niederung, dem Haff, sowie den Strommündungen ein Schutzdeich

entlang. Im allgemeinen ist der Wasserspiegel des Haffes nur verhältnismäßig geringen Schwankungen unterworfen, die durchschnittlich im Maximum etwa 0,85 cm betragen, trotzdem aber völlig hinreichen, um das dem Haff anliegende Land auf weite Strecken unter Wasser zu setzen. Die höchsten Wasserstände sind im März/April zu beobachten, wenn das Eis des Memelstromes aufgeht, und durch Verstopfung des Memeler Tiefes nicht genügend schnell abfließen kann. Aber auch der Rückstau durch das Tief bei dauernden Weststürmen veranlaßt zumeist Hochwasser. Den niedrigsten Wasserstand hat das Haff in der Regel im Juli.

Naturgemäß ist im Winter das Kurische Haff auch die größte Eisfläche Deutschlands, die für den Haffischer zur Ausübung der Winterfischerei eine Existenzfrage bildet. Das Haff friert hierbei mit Grundeis zu, wobei sich auf dem Grunde des Wasserbettes kleine Eisnadeln und dünne scharfkantige Scheiben bilden, die von der dauernden Bewegung des Wassers an die Oberfläche gezogen werden, wo sie sich schließlich aus einer breiartigen in eine kompakte Masse verändern und nun die



Überschwemmung in Rossitten durch Rückstau des Haffes.

Eisdecke des Haffes bilden. Tritt der Frost unmittelbar und überraschend auf, so kann namentlich für die auf dem Haff befindlichen Fischerboote die Lage recht bedenklich werden, und so manches Mal konnten diese mit ihren Besatzungen nur unter großen Schwierigkeiten wieder an das Land gebracht werden. Als günstig ist es dann noch zu betrachten, wenn die in Not geratenen Fischer den Heimweg über das Eis zu Fuß nehmen können.

Am sichersten ist die bei stillem Wetter sich bildende Eisdecke, die dann, wenn kein Schneefall eintritt, eine ungeheure herrliche Eisbahn abgibt. Ist das Wetter dagegen beim Zufrieren des Haffes stürmisch, so entstehen offene Stellen, auch Windwocken genannt, die namentlich dann, wenn sie mit einer dünnen Eis- oder Schneedecke überlegt sind, recht gefährliche Menschenfallen bilden; hierauf geratende Schlitten sind meist unrettbar verloren. Weniger gefährlich sind die den Fischer oft zu meilenweiten Umwegen zwingenden Eisrisse oder Rhüten. Sie entstehen bei strengem, die Eisdecke zusammenziehenden Frost, der unter donnerähnlichem,

meilenweit zu hörendem Knallen das Eis zum Bersten bringt. Diese Eisspalten frieren nur schwer wieder zu, sie sind aber eine Lebensnotwendigkeit für die Fische, die sonst unter der festen Eisdecke ersticken müßten; auch hier hilft sich also die Natur durch ihre ewigen Gesetze wieder von selbst. Die Risse haben eine Breite bis zu 2 m, werden jedoch mit dem Nachlassen des Frostes schmäler.

Den Hafffischern, aber auch ihren Pferden sind die Rhüten wohl vertraut, schmälere Risse im Eise werden einfach übersprungen, wobei die besonders lange Schlittendeichsel eine gute Vorbeugungsmaßregel ist. Kommen die Pferde trotzdem ins Wasser, so gelingt es meist, nachdem man ihnen bis zur Rettung als Beruhigung die Luft durch eine Schlinge abgeschnürt hat, sie hinauszuziehen. Um die Blutzirkulation im kalten Wasser zu beleben, ritzt man sie wohl auch in die Ohren.

Recht gefährlich kann die Eisdecke des Haffes im Frühjahr nach ihrem Aufbrechen den Nehrungsortschaften werden. Dieser Eisaufbruch erfolgt gewöhnlich durch den Eisgang der Memel, der dem Haff im Frühjahr den hohen Wasserstand bringt, durch den die meist recht starke Eisdecke von unten in die Höhe gedrückt



Aufgeschobene Eisberge auf dem Kurischen Haff.

wird, wobei sich die Schollen aufeinanderschieben. Der Aufbruch kann auch dann erfolgen, wenn sich das Eis in dem verhältnismäßig schmalen Memeler Tief zusammenstaut oder ganz festsetzt, wodurch dann gleichfalls Hochwasser entsteht, das bei eintretenden Westwinden das Haffeis sogar in die Strommündungen hineindrückt und dort hochragende Eisberge bildet, die auch auf die Temperatur erkältend wirken. Oft wird das Eis sogar über die Ufer des Haffes und der Flüsse geschoben und gefährdet hierdurch die Gebäude, die man dann durch das Anlehnen von glatten Stämmen zu schützen sucht, an denen das Eis hinaufgleitet, worauf es von den Bewohnern zerschlagen wird. So bildete das Eis vor einigen Jahren in Preil bis 10 m hohe Berge, es drang in die Wohnungen und Ställe, und das ganze Dorf glich einem ungeheueren Eishaufen.

Wirken im Frühjahr Fluß- und Haffwasser, Sturm und Regen, Sonnenschein und Frost zusammen, so wird das Betreten des Eises für die Anwohner des Haffes zumeist für längere Zeiten zur Unmöglichkeit, diese Periode ist die des sogenannten Schaktarps. Es kommt dann vor, daß die Nehrungsorte oft wochenlang ohne

Verbindung über das Haff sind, umso mehr da die an der Nehrung fließende Strömung das Eis an ihren Ufern von unten her noch besonders stark verringert. In solchen Fällen mußten schon Nahrungsmittel durch Eisbrecher den Nehrungsortschaften zugeführt werden. Schlimm ist es auch, wenn plötzlich aufgehender Eisgang die Fischer auf dem Haffeis trifft und die ins Treiben gekommenen Eisschollen ihnen die Rückkehr ins Heimatdorf verwehren, sie überlassen dann ihr Schicksal der sie tragenden Eisscholle und sind froh, wenn sie, oft weit von der heimatlichen Hütte entfernt, wieder festen Boden gewinnen. Auch die Netze können bei derartig schnellen Witterungsumschlägen oft nur mit Lebensgefahr geborgen werden.

Berüchtigt ist das Haff bei stürmischem Wetter, da die sich kurz brechenden Wellen die Schiffahrt auf ihm recht unangenehm machen, bereits alte Schriftsteller bezeichneten es als „Wildes Hab“. Zur Sicherung der Schiffahrt und zur Umgehung der besonders unangenehmen Stellen legte man dem Haff parallel laufende Kanäle an, so im Süden den 1689—97 erbauten Großen-Friedrichs-Graben, nachdem bereits der Orden von 1414—22 hier an einem Kanal baute. Im Norden wurde zur Umgehung der Windenburger Ecke von 1863—73 der 25 km lange Kaiser-Wilhelm-Kanal angelegt.

Des weiteren sorgte man für eine gute Befeuerung des Haffes. So sind auf der Nehrung besonders bemerkenswert die Haffleuchte von Rossitten, sowie der 1900 in Benutzung genommene eiserne Leuchtturm auf dem Birschtwin'schen Eck gegenüber dem Pferdehaken bei Perwelk. Ferner sind noch Leuchtfelder an verschiedenen Stellen der Ost- und Südküste des Haffes vorhanden, sie alle brennen auch im Winter, wo sie den Fischern zur Orientierung auf dem Eise dienen. In direkter Verbindung mit der Seewarte in Hamburg stehen die Sturmwarnungsstellen in den Haffortschaften.

Der Umfang des Kurischen Haffes beträgt ca. 161,948 ha. Von diesen entfallen auf die Kreise: Fischhausen 42,720, Königsberg 15,233, Labiau 32,018, Niederung 23,460, Heydekrug 23,949 und Memel 24,568.



Haffleuchte bei Perwelk.

## Die Ostsee.

So vertraut die Nehrungsfischer mit dem ihren Ortschaften benachbarten Haff sind, so wenig Sympathie haben sie für die See, der sie stets mit einer gewissen Scheu gegenüberstehen; die See bleibt für den Nehrunger stets, und zwar mit einer gewissen Berechtigung, mit etwas Bösem und Unfreundlichem verbunden. Der Grund hierfür ist aber nicht nur in dem umständlichen Weg von den Fischerhütten zum Strand zu suchen, kamen doch einst sogar die Fischer aus Pommern und noch von weiter hierher, um an der Nehrungsküste den Hering und den Lachs zu fischen, sondern in den zahlreichen Opfern, die die See fortdauernd unter den Nehrungsfischern fordert. Hierzu kommt noch, daß der Seeboden, namentlich in dem mit vielen Geschieben bestreuten Abbruchland an der südlichen Nehrung, recht unangenehm für die Netze ist. Die Wassertiefe in der Nähe der Nehrung ist nur gering und der Steilabfall setzt erst in ziemlicher Entfernung vom Lande ein.

Die Ostsee wie auch das Haff sind Überreste jenes gewaltigen Gewässers, das sich vor Jahrtausenden aus den Tau- und Stauwassern des abgeschmolzenen



Packeis der Ostsee an der Nehrungsküste.

Inlandeises auf dem alten Gletscherboden bildete, und das einst in größerer Höhe hier das ganze Land bedeckte. Entsprechend dem Schmelzwasser des Eises war dieses Meer ursprünglich ein Süßwasserbecken, das seinen Salzgehalt erst dann erhielt, als sich der Sund bildete und das Wasser der Nordsee sich mit dem dieses Wasserbeckens vermengte. Noch jetzt ist der Salzgehalt mit etwa 0,7° in diesem Teile der Ostsee der geringste dieses Binnenmeeres; nicht unwesentlich beeinflußt ihn hier die Nähe des Pillauer und des Memeler Tiefs, aus denen bei entsprechender Windrichtung der ausgehende Strom das Haffwasser in die See hinausdrückt. Wenn sich nun auch die Wasser der Haffe nur wenig mit jenem der See verbinden, so schwächen sie auf die Dauer doch den Salzgehalt wesentlich ab. Dieser geringe Salzgehalt ist auch die Ursache, daß die See an der Nehrung in strengen Wintern verhältnismäßig leicht zufriert, man kann dann die zumeist aus zusammengedrängtem Pack- und Schiebeis bestehenden großen Eisfelder bis weit an den Horizont beobachten. Diese Eismassen drücken

dann auch das Steingeröll auf die Ufer, wodurch der sogenannte Winterstrand entsteht, der im Sommer sonst fast ausschließlich mit reinem Sand bedeckt ist.

Die Farbe des Ostseewassers ist meergrün, wechselt jedoch aus bisher unbekannten Gründen sehr leicht, so färbt es sich z. B. bei Stürmen gelblich; vielleicht sind die Küstenströmungen, die verschiedene gefärbte Wassermengen mit sich führen, hierauf von Einfluß. Diese selbst besitzen eine große transportierende Kraft und bewegen sich bei entsprechenden Winden mit einer Geschwindigkeit bis zu 7,5 km in der Stunde vorwärts. Springen diese Winde plötzlich um, so entsteht durch die sich entgegenarbeitenden Strömungen das sogenannte Kribbelwasser oder die „Sucht“, jener gefährliche Zustand, bei dem die beweglichen Sandmassen dem Badenden sehr unheilvoll werden können.

Von geringer Bedeutung ist das Vorkommen des Bernsteins an der Nehrung, der eigentlich nur dann gefischt wird, wenn ihn die Küstenströmung aus dem Bernsteinlager an der samländischen Westküste hierher transportiert, immerhin sind mitunter



Der um Weihnachten 1921 an der Küste bei Schwarzort gestrandete  
Seeleichter „Bremen“.

schon ziemliche Mengen Bernstein an der Nehrung geborgen. Sie steht in Bezug auf dieses wertvolle Produkt schon seit Ordenszeiten unter staatlicher Aufsicht, und sogenannte Bernsteinknechte waren früher in jedem größeren Nehrungsdorf bestellt.

Weniger Abneigung gegen die Ostsee hat der Nehrunger hinsichtlich der Schiffsstrandungen an seiner Küste, die in dieser Beziehung eine der am meisten gefürchteten Stellen der Ostsee ist. Nur selten sieht man daher ein Fahrzeug seinen Kurs an der Kurischen Nehrung nehmen und dann auch nur in beträchtlicher Entfernung, denn wenn die Schiffe bei Sturm und Stromversetzung an die Nehrung gedrückt werden, sind sie zumeist auch verloren. Unendlich lang ist die Unglückschronik der Kurischen Nehrung, und zahlreiche Schiffsgallionen und sonstiges Schiffsgerät bei den Fischerhäusern zeigen von der Häufigkeit der Strandungen, die man bis zum Jahre 1896 mit einer jährlichen Durchschnittszahl von drei Schiffen berechnete. Geschichtlich bemerkenswert ist die Strandung von 40 Schiffen, die gelegentlich des 13jährigen polnischen Krieges dem Orden aus Livland zur Hilfe

kommen wollten, aber an der „Kurischen Seite“ verloren gingen, ferner das Unglück im Jahre 1863, in dem gelegentlich der zweiten polnischen Revolution aus Malmö kommende Legionäre auf der Nehrung zu landen versuchten, wobei aber ein Boot kenterte und 26 Leichen ans Ufer geworfen wurden. Auch sonst werden des öfteren die Leichen Schiffbrüchiger an die Nehrung getrieben, die dann ihr Seemannsgrab auf den Friedhöfen der Nehrung finden.

Herrschend andauerndere Stürme, so ist häufig der ganze Strand mit Ladungen herrenlosen Gutes bedeckt, das entweder aus Strandungen herrührt oder als Deckslast abgespült wurde. Diese Güter und Schiffsreste liegen dann zunächst einige Zeit zur Verfügung des Eigentümers, um dann, wenn sich ein solcher nicht meldet, versteigert zu werden. Hierfür besteht unter den Nehrungsbewohnern ein stillschweigendes Übereinkommen, dahingehend, daß niemand den von einem Interessenten gewählten und entsprechend mit Namen beschriebenen Gegenstand bei der Versteigerung überbietet. Vorbei ist seit langem jene alte Zeit des Strandrechts, in der es hieß:



Zwischen Sarkau und Rossitten angeschwemmter Schwertwal.

„Wenn Gott den Strand segnet“ und in der alles Angespülte von der Landesherrschaft als Eigentum beansprucht wurde, was natürlich zu großen Unterschlagungen seitens der Strandbewohner führte.

Bemerkenswert ist, daß es in neuerer Zeit mehrfach gelang, gestrandete Schiffe bald wieder abzuschleppen, so z. B. das mit Waren für Danzig bestimmte Memeler Schiff „Gasoline“, das Ostern 1922 an der Nehrung strandete. Der nebenstehend abgebildete große Seeleichter „Bremen“ wiederum lag weit über ein Jahr am Schwarzorter Strande, doch trugen hieran Unstimmigkeiten über die Zahlung der Kosten für die Abschleppung die Schuld. Als Sonderheit wird aus einem früheren Jahrhundert das Antreiben eines toten Sägewesches an die Nehrung gemeldet, während der im Bilde wiedergegebene gestrandete Schwertwal, ein sonst nur in nördlichen Meeren vorkommender Meersäuger, vor einigen Jahrzehnten bei Rossitten strandete.

Gar oft wurde die Nehrung gelegentlich kriegerischer Verwickelungen blockiert, und anlässlich des Weltkrieges war das Antreiben von russischen Seeminen nichts.

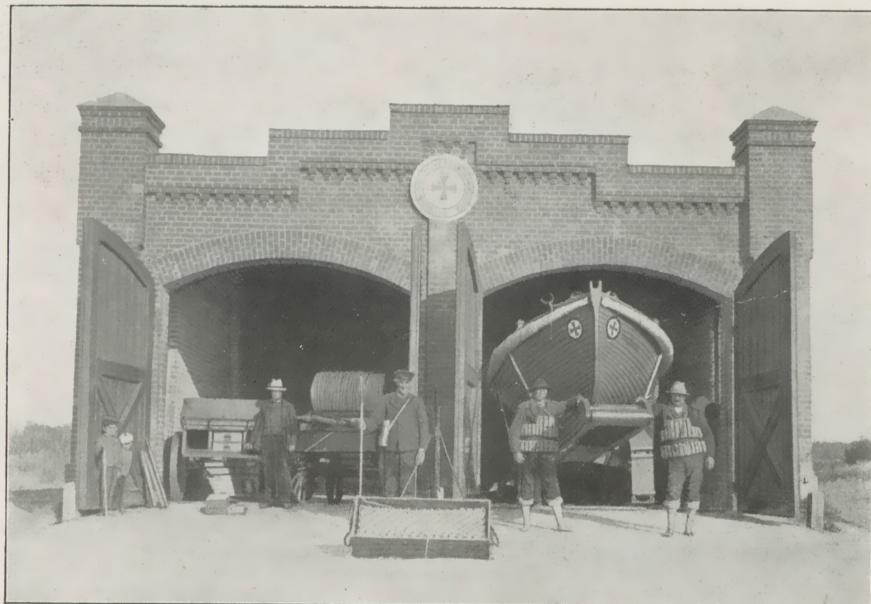
seltenes. Eigenartig ist die Nachricht aus dem Jahre 1781, daß damals in Schwarzort eine Kavallerieabteilung stationiert war zwecks Beobachtung eines verpesteten Schifffahrtsweges an die Küste,

während feststehende Feuer den sicheren Hafen oder das richtige Fahrwasser bezeichnen. Kommt nun aber doch einmal ein Schiff an der Nehrung in Seenot, so sind die aus reinster Nächstenliebe errichteten Stationen zur Rettung

Schiffbrüchiger die Helfer in der Not; für die Küstliche Nehrung kommen solche in Cranz, Rositten, Nidden, Schwarzort und auf der Süder spitze in Betracht.



Der Leuchtturm in Nidden.



Station des Vereins zur Rettung Schiffbrüchiger in Nidden.

Die heutige Zeit ist für manch einen Schicksalsstunde. Heute heißt es, offen bekennen, daß ein Deutscher nicht nur auch eine Heimat hat, sondern daß er sie auch haben will und sich durch keine Gesetze und Abmachungen entreiben läßt, was ihm von Gottes und Rechts wegen gehört.

Johannes Dziubiella-Lötzen.

## ZWEITER ABSCHNITT.

### Aus der Geschichte und Kulturgeschichte der Kurischen Nehrung.

Reicher wie jede andere Gegend Norddeutschlands ist die Kurische Nehrung an Funden aus der früheren Kulturperiode der jüngeren Steinzeit, sie geben davon Kunde, daß dieser einsam liegende Streifen Landes bereits etwa 2000 Jahre v. Chr. bewohnt war. Aber nicht nur vereinzelte Wohnstätten waren damals auf der Nehrung, sondern Hunderte von Fundstellen auf dem alten Nehrungsboden beweisen, daß hier größere Menschenmengen in Siedlungen beisammen lebten. Der Mensch jener Zeit verstand schon das Flechten und Weben, den Ackerbau und die Brotbereitung, selbst Schmuckgegenstände waren, wie die geschnitzten Bernsteinarbeiten aus jener Zeit beweisen, und wie man solche sowohl auf der Nehrung wie in ihrer Nähe im Haff fand, ihm nicht unbekannt. Diese Bernsteinbearbeitungen gelten sogar als die Uranfänge der Skulptur im nördlichen Europa.

Besonders zahlreich waren bisher die vorgeschichtlichen Funde auf der Strecke von Pillkoppchen bis zum Grabszter Haken, an Gefäßscherben namentlich bei Pillkoppchen und bei Nidden am Lepas-Kalns, an den roten Waldbergen und am Niddener Haken. Auf der südlichen Nehrung waren Fundstellen bei Sarkau, schon Henneberger berichtet hier von solchen, bei denen der Wind den Sand forttrieb und allerlei Urnen, Bernsteinkorallen, Angeln und anderes freiwehte, des weiteren machte man hier im Jahre 1748 Funde; auch am Predinberg bei Rossitten entdeckte man u. a. steinzeitliche Wohnstätten. Unter den an diesen Plätzen gefundenen Gegenständen befinden sich besonders Hausgeräte aus Stein, wie zumeist aus Hornblende bestehende Steinäxte, ferner Schleifsteine, Netzsenker, Mahlsteine und Kornquetschen; bemerkenswert häufig sind Pfeilspitzen und Schneidewerkzeuge aus Feuerstein, seltener Arbeiten aus Knochen. Daß der Bernstein bereits bei jenen Urbewohnern geschätzt wurde, beweist der Fund einer mit unbearbeitetem Bernstein gefüllten Urne.

Die zahlreichen sonst auf der Nehrung gefundenen Urnen dienten hier dem häuslichen Gebrauch und nicht auch zu Beisetzungen, ist es doch eins der hauptsächlichsten Kennzeichen jener Steinzeit, daß die Verstorbenen in Gräbern beigelegt und nicht wie in späteren Perioden verbrannt wurden. Da derartige Be-



Steinzeitliche Bernsteinfigur.  
(Geolog. Museum, Königsberg.)

gräbnisstellen aber bisher nur ganz vereinzelt auf der Nehrung gefunden wurden, so haben wir darin vielleicht die Möglichkeit zu erblicken, daß diese schon in frühester Zeit, wie dann später noch bis vor einigen Jahrhunderten, nur von nomadisierenden Stämmen zur Zeit des Hauptfischfanges aufgesucht wurde. Fast gänzlich verlorengegangen sind, wenn solche überhaupt vorhanden waren, auf der Kurischen Nehrung die Spuren der auf die Steinzeit folgenden Entwicklungsperioden, und erst für die Zeit des Überganges vom Heiden- zum Christentum lassen sich wieder Bewohner auf der Nehrung nachweisen; vielleicht machte die Wanderung der Urdünen die Ansiedlung des Menschen auf lange Zeiten unmöglich. Alle Funde aber lassen kein Urteil über die völkische Angehörigkeit der damaligen Nehrungsbewohner zu, vermutlich zählten aber auch sie zu jenen indogermanischen Stämmen, die nach dem Rückzug des Festlandes ihre Wanderung aus dem Nordwesten Europas nach dem Osten antraten.

Eine geschichtliche Bedeutung erhielt die Kurische Nehrung erst unter dem Deutschen Ritterorden, für den sie die Verbindungsstraße von Preußen zu dessen livländischen Besitzungen war. Der Verteidigung dieser Heeresstraße diente die 1252 erbaute Memelburg, der dann auf der Nehrung selbst die festen Häuser Neuhaus bei Pillkuppen und Rossitten folgten, deren Bau Grunau auf das Jahr 1261, Toeppen aber erst in das 14. Jahrhundert verlegt. Urkundlich hören wir erstmalig 1255 von der Nehrung anlässlich des ersten Aufstandes der Samländer, wobei es diesen gelang, bis zur Memelburg vorzurücken und diese zu belagern, sie mußten aber wieder unverrichteter Sache abziehen, verfolgt von den livländischen Truppen unter deren Landmeister Anno von Sangershausen, der dann anschließend das Samland verwüstete. Nach der den Aufstand beendenden Schlacht im Gebiete Béthen zogen die livländischen Hilfstruppen wieder über die Nehrung zurück, jedoch, wie die Chronik berichtet, unter Schwierigkeiten, so daß sie den Durchbruch über diese nur mit großen Opfern und unter Zurücklassung der gemachten Beute erkämpfen konnten.

Unklar war scheinbar dauernd in der Ordenszeit die Frage der Zugehörigkeit der Nehrung. Nach der bekannten schiedsrichterlichen Entscheidung vom 12. März 1258 zwecks Teilung des Samlandes sollte diese für die Kurische wie auch für die Frische Nehrung endgültig innerhalb eines Monates danach erfolgen. Die Auseinandersetzung hat aber offensichtlich nicht stattgefunden, denn fortlaufend erinnern die samländischen Bischöfe an ihr Recht auf ein Drittel der Nehrung, das ihnen schließlich auch 1322 bestätigt wurde. Trotzdem verlangten Bischof Johannes 1333 und Bischof Bartholomäus 1366 gelegentlich eines Fischereiabkommens noch den ihnen zustehenden Anteil, letzterer wurde wieder auf eine spätere Teilung vertröstet. Selbst Bischof Michael stritt sich noch 1435 mit dem damaligen Hochmeister Paul von Rußdorf über die Nehrung, der Orden aber konnte und wollte wohl scheinbar keinen Mitbesitzer an der für ihn als Heeresstraße so wichtigen Kurischen Nehrung zulassen. Immerhin muß eine Vereinbarung doch in irgendeiner Form stattgefunden haben, da wir die südliche Nehrung später zur Verwaltung des bischöflichen Kammeramtes Laptau gehörend finden.

Über ein Jahrhundert war die Nehrung das Einfalltor für die, anfänglich noch mit den Samländern befreundeten, Litauer oder Szameiten, so ritten 1283 achthundert Litauer über sie und verheerten die Gebiete Pobethen und Béthen im Samland. Der Chronist schreibt: „Der Schade tat dem Meister wehe und er bauete auf der Nehrung an der gesalzenen See ein Haus, genannt das neue Haus,

auf daß die Horden nicht mehr kämen, ungewarnt und ungesehen Samland zu schaden.“ War Gefahr im Verzug, so loderten Feuersignale von den festen Häusern der Nehrung. Auch 1308 sollen nach dem Ordenschronisten Peter von Dusburg 5000 Szameiten über die Nehrung nach dem Samland geritten sein.

Dann hören wir zur Zeit des Hochmeisters Konrad von Wallenrod (1391—93) von einem Kriegszug nach Szameiten oder Samogitien, dessen Bewohner jedoch die Ordensleute erschlugen, unter ihnen den schon als Knaben nach Preußen gekommenen Vogt von Samland, Konrad von Stockheim. In einem Bericht über derartige Kriegsreisen des Ordens nach Litauen werden Rossitten als erster und das Windenburg gegenüberliegende Pargolt als zweiter Nächtigungsplatz bezeichnet; von letzterem erfolgte dann die Überfahrt übers Haff nach Windenburg, für die ein Tag angenommen wurde. Die Heerhaufen wurden von Leitsmännern begleitet, zumeist im Samland in den Gebieten Wargen und Pobethen angesiedelte Litauer, die, ihrer alten Heimat kundig, als Wegweiser in den unwirtlichen Gegenden Litauens dienten.

Etwa um die Mitte der Ordenszeit und nach Beendigung der Kriege mit den Litauern scheint die Neubesiedlung der Kurischen Nehrung eingesetzt zu haben. Nach ihrer Verödung durch jene andauernden Streitigkeiten, die vom Orden vielleicht sogar absichtlich veranlaßt wurde, — man denke hierbei an die das Ordensland gegen Osten schützende, künstlich geschaffene und von Einwohnern entblößte Wildnis, in der nur Burgen zum Grenzschutz standen, auf der Nehrung entsprechend Neuhaus und Rossitten —, siedelten die Brüder an Stelle der vordem von der Nehrung vertriebenen Sämländer, Kolonisten deutscher, litauischer, besonders aber lettischer Herkunft an. Letztere nannten sich nach ihrer Heimat Kurland „Kuren“, bereits Ptolomäus kennt sie als Koiren. Dieses baltische Volk saß seit jeher am Südostrand der Ostsee, der nach der Besetzung Livlands durch den Orden ja auch teilweise unter dessen Herrschaft gekommen war. Es dürfte um 1409 gewesen sein, als die Kuren, scheinbar durch den Orden ermuntert, aus Livland entließen und auf der Nehrung, wie auch an der samländischen Küste angesiedelt wurden. Vermutlich waren es alles Familien, die bereits in ihrer Heimat Fischerei betrieben hatten, und die diesem Berufe dann bis zum heutigen Tage treu blieben. Wo Ackerbau möglich war, wie in Rossitten und Kunzen, wurden deutsche Bauern angesiedelt, auch die Krüger und sonstigen Beamten waren ausnahmslos Deutsche. An hundert Jahre liefen die Beschwerden des Komturs von Goldingen und des Pflegers von Grobin über diese heimlich erfolgten Entfernungen ihrer „Czinslüte“, die scheinbar immer neue Familien zur Abwanderung nach Preußen bewogen.

Um 1630 und nach dem schwedisch-polnischen Kriege erhielten die im Memelschen Gebiet auf der Nehrung und die am samländischen Strand wohnenden Letten oder Kauren neuen Zuwachs aus Kurland, ja man vermutet, daß die früher Angesiedelten in stetem Zusammenhang mit der alten Heimat gestanden haben. Diesesmal betrieb der Herzog von Kurland aber ernsthaft deren Rückkehr, die jedoch vom Kurfürsten mit der Begründung abgelehnt wurde, „daß sie den ganzen Strand lengst dem Haff in Auffnahme gebracht“.

Gehen wir in frühere Zeiten zurück, so finden wir, daß die Kriegsreisen und Truppenverschiebungen über die Nehrung für deren Bewohner mit allerlei Unannehmlichkeiten verknüpft waren, so weist eine Verfügung des Jahres 1502 die Kämmerer auf der Nehrung an, ihre Amtsinsassen aufmerksam zu machen, daß sie auf ihre Gänse, Hühner und anderes vor den nach Livland über die Nehrung ziehenden

Söldnern achtgeben sollten, deren Quartiere sind Sarkau, Rossitten, Nidden und Negeln. Man nimmt sogar an, daß viele Einzelsiedlungen an der Heerstraße auf der Nehrung von ihren Bewohnern verlassen wurden, die hierdurch den Plünderungen der Truppen entgehen wollten. 1515 schreibt der Memeler Komtur, nachdem das als Poststation dienende Kunzen durch die Pest fast verödet war, daß dessen Bewohner, wie auch die Niddens und Negelns, eher in die Berge laufen würden, als die Post weiter zu befördern. Aber auch über Störungen der Ordnung auf der Nehrung durch „litauische Räuber“ wurde geklagt.

Die Zeit der Schwedenkriege wurde für die Nehrung dann wieder von Bedeutung, sie stand, ebenso wie ein Teil des Samlandes, von 1629—35 unter schwedischer Besetzung. In dieser Zeit soll von Gefangenen und Bauern der sogenannte Försterdamm von der Cranzer Beek bis zur Försterei Grenz geschüttet sein, der die Grenze zwischen dem schwedischen und preußischen Anteil bezeichnet haben soll und von dem scheinbar die noch jetzt in Gebrauch befindliche Ortsbezeichnung dieses Forsthauses herröhrt. Überhaupt ist die Häufigkeit von Benennungen schwedischen Ursprungs nicht nur an dieser Stelle, sondern auch am weiteren Haffufer auffallend. Als solche sind unzweifelhaft Schwentlund, Fogelund, Beek, Vitte und auch wohl Rag anzusehen. Ob diese nun alle aus dieser Schwedenzeit stammen oder gar früheren Perioden, wie der Wikingerzeit, angehören, dürfte eine offene Frage bleiben. Dann wurde 1646 eine Landung der Schweden auf der Nehrung befürchtet und man bestimmte, daß namentlich der Strand zwischen Sarkau und Crantzkrug scharf zu beobachten sei. Berühmt ist die Schlittenfahrt des Großen Kurfürsten über das Kurische Haff am 29. Januar 1679. Damals im Kriege mit Schweden begriffen, eilte er diesen in härtester Kälte auf 3000 Schlitten nach, wobei er von Labiau bis Gilge über das Haff fuhr, ohne sie aber noch erreichen zu können. Der Russenzeit wurde schon gelegentlich der Vernichtung des alten Nehrungswaldes gedacht, in ihr wurden die Ortschaften gebrandschatzt, und an den eingeschleppten Krankheiten sollen auf der Nehrung damals gegen zweihundert Personen gestorben sein. Die Russen müssen die Nehrung an verschiedenen Stellen betreten haben, so bei Memel und bei Rossitten, wo sie auf „Galeeren“ landeten. In jenem Jahrhundert wurde die Nehrung ferner noch von verschiedenen Pest- und Hungerperioden heimgesucht, so namentlich im Jahre 1745; alle diese Ereignisse ließen sie zu jener verödeten Wildnis werden, als die sie in Berichten jener Zeit immer wieder geschildert wird.

Die Unglücksjahre Preußens 1806/7 im Kriege gegen Napoleon sollten sich auch für die Kurische Nehrung bedeutungsvoll auswirken, brachte doch der Beginn des Jahres 1807 die Flucht der bereits seit Ende 1806 in Königsberg weilenden königlichen Familie über die Nehrung. Auf die Nachricht, daß die Franzosen heranrücken, fuhren zunächst am Sonnabend, den 3. Januar früh, die königlichen Kinder von Königsberg nach Memel ab, sechs Wagen bildeten den Zug; im ersten saßen die beiden ältesten Prinzen, die späteren Könige Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. Auf grundlosen Wegen, trotzdem sie für diese Reise verbessert waren, hatte man um 1 Uhr Mülsen im Samland und noch bei Tageslicht Sarkau erreicht; in Rossitten kam man bei furchtbarem Sturm des Abends um 10 Uhr an, worauf im Pfarrhause Nachtquartier genommen wurde. Am Sonntag wurde um 9 Uhr aufgebrochen, vorüber an gestrandeten Schiffen erreichte man um 2 Uhr Nidden, dessen Gasthauseinrichtung der Kronprinz mit einer Grönlandshütte verglich. Wie der Prinzen-Erzieher Delbrück schreibt, machten die Anstrengungen der bisherigen Fahrt

trotzdem das dortige Nachtlager zu einem Feste. Der Montag als letzter Reisetag brachte schönes Wetter: „es war, als die Sonne aufging und die Wellen überleuchtete, als ob Gold- und Silberströme auf eine Ebene fließenden Stahles sich ergossen.“ Die Reisenden sahen noch drei weitere Wracks, in der Nähe des einen bezeichnete ein Kreuz auf einem Hügel, daß an dieser Stelle fünf verunglückte Seeleute ruhten. Schwarzort war um 12 Uhr erreicht, und des Nachts kam man in Memel an.

Die erkrankte Königin Luise reiste vor den Franzosen erst am 8. Januar mittags 1 Uhr ab, ihre Fahrt wurde möglichst über das Eis des Haffes zurückgelegt. Hufeland, der mitfahrende Leibarzt der Königin, berichtet darüber in seinen Lebenserinnerungen, daß die Königin sehr bestimmt erklärt hätte: „Ich will lieber in die Hände Gottes als dieser Menschen fallen.“ Und so wurde sie den 8. Januar 1807 bei der heftigsten Kälte, bei dem fürchterlichsten Sturm und Schneegestöber in den Wagen getragen und 20 Meilen weit über die Kurische Nehrung nach Memel transportirt. Wir brachten 3 Tage und 3 Nächte, die Tage theils in den Sturmwellen des Meeres, theils im



Fahrt der Königin Luise über die Kurische Nehrung.  
Nach einem Gemälde von Heydeck im Kreishaus Fischhausen.

Eise fahrend, die Nächte in den elendesten Nachtquartieren zu — die erste Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenster zerbrochen waren und der Schnee ihr auf das Bett geweht wurde, ohne erquickende Nahrung — so hat noch keine Königin die Noth empfunden! — Ich dabei in der beständigen ängstlichen Besorgniss, dass sie ein Schlagfluss treffen möchte. — Und dennoch erhielt sie ihren Muth, ihr himmlisches Vertrauen auf Gott aufrecht, und er belebte uns Alle. Selbst die freie Luft wirkte wohlthätig, statt sich zu verschlimmern, besserte sie sich auf der bösen Reise.“

Als nach der von den Preußen verlorenen Schlacht bei Friedland die Franzosen das ganze Samland überschwemmt hatten, legten sie zum Schutz gegen eine befürchtete Landung der Engländer auf der Nehrung bei Sarkau Schanzen an, die von den preußischen Krümpern, einer Art Landwehr, aufgeworfen werden mußten. Die Pfähle in der See bei Sarkau sollen der Überlieferung nach noch von diesen Schanzen herrühren, ebenso heißt dort noch eine Weidestelle „an der Schanze“.

Die Franzosen folgten damit unbewußt einem uralten Vorbild, denn schon 1252 heißt es, daß die Samen am Eingang der Nehrung ein Bollwerk bauten „Gienic von des meres strant wan in daz vrische hab.“ Auch im Jahre 1914 legte man auf der Nehrung in der Nähe des Cranzer Aussichtsturmes Drahtverhau gegen die Russen an.

1806/7 wurde die Nehrung selbst nicht von den Franzosen besetzt, dagegen lagen Rheinlandtruppen in Cranze, von wo Patrouillen bis Sarkau gingen, ohne sich jedoch mit dessen Bewohnern verständigen zu können, da diese, wie es heißt, mit Absicht nur lettisch sprachen. Wohl aber war die Nehrung noch einige Zeit von zwei russischen Regimentern belegt, die z. B. in Schwarzort in der Kirche und der damals unbewohnten Pfarre einquartiert waren, wo sie aus den Kirchenbüchern Propfen für ihre Geschütze machten; hier war auch ein Militärlazarett eingerichtet. Ihnen folgten nach dem Tilsiter Frieden dann preußische Truppen. Aus der Franzosenzeit hat sich noch eine sagenhafte Erzählung erhalten. Nach dieser kam damals ein kleiner Trupp Franzosen nach Kunzen, um dort ein Boot zur Weiterfahrt nach Memel zu erhalten. Als Kathinka, die hübsche Nichte der Fischerwirtin Wigos, dieses flott machte, versuchten die Franzosen das Mädchen zu entführen, der Enkel der Wirtin wollte dieses aber verhindern und erschlug dabei den Korporal, worauf er von den Franzosen niedergeschossen wurde. Die Alte lief zur Kirche, läutete Sturm und flehte um Rache; gleichsam als Erhörung ihres Wunsches erhob sich bald ein mächtiger Sturm, der Kunzen so zerstörte, daß nur noch wenige Häuser neben zersplitterten Bäumen aus der ungeheuren Sandwüste emporragten.

Das Jahr 1812 wurde dann durch die Durchmärsche und Einquartierungen der Franzosen im Feldzug gegen Rußland wieder sehr schlimm für die Nehrung. Sie legten damals an den Haffufern optische Telegraphen an, um rechtzeitig die befürchtete Ankunft einer englischen Flotte signalisieren zu können. Das Jahr darauf

brachte der Nehrung den Durchtransport zahlreicher französischer Kriegsgefangener, die während des Freiheitskrieges nach Rußland geschafft wurden.

Von den Prinzen, die 1807 über die Nehrung gefahren waren, reiste 1818 der älteste als Kronprinz und später nochmals als König Friedrich Wilhelm IV. über die Nehrung. Wilhelm II., deutscher Kaiser, der Urenkel der Königin Luise, schmückte dann gelegentlich der hundertjährigen Wiederkehr jener traurigen Zeit den bei Cranze stehenden, als Luisenpfahl bekannten Meilenzeiger mit Blumen, jetzt ist diese erinnerungsreiche Stelle dem Verfall preisgegeben.

Durch den Weltkrieg sollte die Nehrung wieder einmal eine geschichtliche Rolle erhalten. Als durch den Russeneinfall in Ostpreußen die Bahnstrecke von Memel nach Königsberg besetzt war, ließ sich der Verkehr zwischen diesen beiden Städten zunächst noch durch Dampfer aufrechterhalten, seitdem aber ein



Luisenpfahl  
am Beginn des Sarkauer Waldes.

solcher am 3. Januar 1915 bei Rossitten im Eise stecken blieb, so daß die 52 Fahrgäste und die Post nur mit Mühe an das Land gebracht werden konnten, blieb nur noch die Verbindung mit Wagen oder Schlitten über die Nehrung übrig: die alte Nehrungsstraße kam wieder zu Ehren.

Besonders stark wurde aber der Verkehr nach dem Russeneinfall vom 17. März 1915 in Memel, dessen kleine Besatzung der Übermacht weichen mußte; etwa 600 Mann setzten nach dem Sandkrug über, um von hier nach Schwarzort zu marschieren. Kurz darauf folgte ihnen ein großer Teil der Bewohner Memels und der Umgegend, so daß sich bis zum 17. März in dem kleinen Schwarzort gegen 7000 und in Nidden 1200 Personen ansammelten; nur leicht bekleidet, hatten sie stark durch Kälte und Hunger gelitten. Aus den Dörfern der Niederung, namentlich aber aus Königsberg, wurden auf Kraftwagen Lebensmittel herbeigeschafft, die aber in dem denkbar schlechtesten Wetter bei Rossitten und Nidden im Schnee stecken blieben, so daß ihre Fracht auf Schlitten umgeladen werden mußte. Ein Teil der Flüchtlinge marschierte dann, da das Haff noch gefroren war, über das Eis nach den gegenüberliegenden Ortschaften. Etwa 2500 Personen wurden aber unter den schwierigsten Verhältnissen auf vierspännigen Wagen, die die Güter des Samlandes gestellt hatten, über Rossitten innerhalb acht Tagen nach den Ortschaften des Samlandes gebracht. Andere wieder kehrten nach Memel zurück, da am 21. März Memel befreit wurde. Die noch auf der Nehrung befindlichen Truppen setzten gleichfalls wieder nach Memel über und zogen den weichenden Russen nach. Es waren, besonders für die nördlichen Nehrungsortschaften, aufregende und an Schreckensszenen reiche Tage.

Vom Juli bis September 1916 war in der Windkehle bei der Hohen Dünne vor Nidden, dem Tal des Schweigens, als Gegendruck für nach Afrika verschleppte deutsche Kriegsgefangene, ein Vergeltungslager für französische Gefangene eingerichtet, womit der beabsichtigte Zweck, die Zurückführung jener, auch voll erreicht wurde. Noch jetzt an der ehemaligen Lagerstätte befindliche, teilweise schon vom Sand verschüttete Gegenstände werden vielleicht in späteren Zeiten den Forschern das gleiche Kopfzerbrechen machen wie die jetzigen vorgeschichtlichen Funde.

Dann kam der Frieden und mit ihm der Schmachvertrag von Versailles, in dem es in Artikel 28 in Übersetzung heißt: „Die Grenze wird festgelegt: vom Skierwith-Arm des Deltas bis zum Kurischen Haff, dann in gerader Richtung bis zu dem Punkt, wo das östliche Ufer der Kurischen Nehrung auf die Verwaltungsgrenze, ungefähr 4 km südwestlich von Nidden trifft; dann die Verwaltungsgrenze bis zum westlichen Ufer der Kurischen Nehrung.“ Seit dem 16. Februar 1920 stand zunächst das abgetrennte Gebiet unter französischer Militärverwaltung, welche die zu jenem gehörenden Nehrungsortschaften Nidden und Schwarzort zwar von einigen Memeler Beamten betreuen ließ, jedoch so, daß sie ein sich selbstüberlassenes Dasein führen konnten. Der Befehlshaber, General Petisne, wohnte in den Sommermonaten in dem schönen Schwarzort, wo er wohl genügend Zeit und Anregung hatte, um über die Sinnlosigkeit einer derartigen Zerstückelung deutschen Landes nachzudenken. Trotzdem die Bevölkerung des Memelgebietes dann fast einstimmig dem Wunsche Ausdruck gab, beim Reiche bleiben zu dürfen, wurde dieses nebst der nördlichen Kurischen Nehrung am 16. Januar 1923 doch mit dem neugebildeten Staate Litauen vereinigt, womit jedoch noch nicht das letzte Wort über die Zukunft des Memellandes gesprochen sein dürfte. „Nur die Toten kehren nicht zurück,“ sagte einst Petisnes Landsmann Barère im französischen Konvent des Jahres 1794.

## Die Nehrungsstraße.

Die Geschichte der Nehrung ist im wesentlichen auch jene der Nehrungsstraße, denn diese war seit dem Mittelalter nicht nur die gegebene Heeres- und Poststraße für den Orden, sondern über sie zog sich auch der Überlandverkehr vom nordwestlichen Rußland durch Deutschland weiter nach West- und Süd-Europa, ja man hält sie sogar schon für eine uralte Handelsstraße, obgleich man hierin zunächst nur auf Vermutungen angewiesen bleibt. Die älteste Nachricht über die Nehrung als friedliche Verkehrsstraße gibt uns das Tresslerbuch des Ordens aus dem Jahre 1406, nach der jener Fuhrmann, der den Bischof von Livland gen Rossitten fuhr, dafür 16 Scot erhielt. Um die gleiche Zeit gab der über die Nehrung reisende Hochmeister acht Kurinnen, die ihn hierbei durch Fische und Eier „ehrten“, einen Fierdung (ca. 3 Goldmark), dagegen 1408 für dargebrachtes Öl und Eier als Gegen geschenk nur 8 Scot (ca. 1,20 Goldmark). 1503 stellt der Königsberger Haus komtur einem nach Memel reisenden Edelmann „ein Rennwieglein mit pferden“ zur Reise über die Nehrung zur Verfügung. Nach Litauen durften um jene Zeit Waren nur über Ragnit oder Memel, also über die Kurische Nehrung, ausgeführt werden, auf anderen Wegen wurden sie für verfallen erklärt; die Nehrung stand dieser Kontrolle wegen unter dem Komtur der Memelburg.

Zur Beförderung seiner Briefe von Ordenshaus zu Ordenshaus bediente sich der Orden einer Art Reitpost, für die jeder Komtur eine Anzahl von Postpferden, auch Beischweiken genannt, nebst Briefjungen in ständiger Bereitschaft unterhielt. Die Farbe ihrer Kleidung war bereits damals in den noch heute üblichen Postfarben blau und rot. Für Privatpersonen war diese Post aber nicht zugänglich, für sie wurde erst das im 16. und 17. Jahrhundert aufkommende Vorspannwesen von Bedeutung, wobei Amtspersonen jedoch Anrecht auf freies Vorspann hatten. Die Übernachtung der Reisenden erfolgte ursprünglich in den Burgen, unter dem Großen Kurfürsten wurde diese jedoch in den Krügen angeordnet, die für Tag und Nacht dafür acht Groschen verlangen sollten. Diese Krüge waren zumeist in den Händen der Ortsschulzen, die dadurch auch gleichzeitig Posthalter waren; ihnen lag schon in herzoglicher Zeit die Beförderung von Briefen und sonstigen Gegenständen ob, wofür sie in ihren Verschreibungen auch besondere Vorrechte eingeräumt erhielten. Auf der Nehrung mußten die Krüge ausnahmslos von Deutschen bewirtschaftet werden, ihnen ist auch die Förderung der deutschen Sprache zu danken. Auch die Postillone waren Deutsche, heirateten aber vielfach in kurische Familien hinein. 1670 wurde ein Postreiter in Rossitten angestellt, selbst eine Post-Reuther'sche gab es um jene Zeit.

Durch den Bericht eines Reisenden aus dem 17. Jahrhundert haben wir nun ein genaues Verzeichnis der Poststationen der Nehrungsroute, nach ihm war Laptau, wo vornehme Reisende beim Burggrafen Quartier nahmen, die erste Nachtstation, Sarkau die zweite. Am dritten Tage erreichte der Chronist über Lattenwalde und Koentzen Rasitten, wo er wegen Ungestümigkeit der See im Schifferamt nächtigen mußte. Hier erzählte ihm der Wirt, daß man bei diesem Ort unlängst einen Bären gesehen habe, der sich wegen der Seeluft, die die Bären nicht vertragen könnten, an einer dicken Eiche, die er umarmte, ersticket habe: man verstand es demnach schon damals recht gut, leichtgläubigen Reisenden einen Bären aufzubinden. Weitere Nachtquartiere auf der Nehrung waren Negeln, Schwarzort und Memel, für das später verschüttete Negeln wurde dann Nidden Übernachtungsstation. Die Route durch das Samland selbst erfuhr mancherlei Veränderungen, die zuletzt benutzte

verlief über Quednau, Fritzen mit dem Steinerkrug, an dessen Stelle dann Schugsten mit dem Gasthof zum Seehund trat, nach dem Crantzkrug. Wollten die Reisenden Königsberg nicht berühren, so fuhren sie quer durch das Samland über Fischhausen nach Pillau, von wo dann die Straße über die Frische Nehrung weiter ins Reich führte.

Welch einen Umfang die Posthaltereiien auf der Nehrung ehemals hatten, ersieht man daraus, daß z. B. der Niddener Posthalter gegen vierzig Pferde hielt; zuletzt, 1828, unterhielt Sarkau für den wöchentlich dreimaligen Postdienst nach Rossitten noch sechs Pferde, wofür der dortige Posthalter jährlich 500 Taler Entschädigung erhielt. Sicher waren die Postkrüge die älteste Einrichtung auf der Nehrung, jedenfalls älter als die Kirchen, in deren Gefolge man sie sonst entstehen sieht. Sie waren verpflichtet, ihr Bier aus den zuständigen Amtsbrauereien zu beziehen, so lieferte das Memeler Amt das Bier für die Krüge der nördlichen Nehrung, Rossitten dasselbe für den dortigen Krug und Laptau das Bier für Sarkau. Daß in älterer Zeit eine regelmäßige Fahrpost bestand, ist nicht erwiesen, wohl aber wurde 1645 eine regelmäßige zweimalige Reitpost zwischen Königsberg und Memel eingerichtet, Eilreiter brauchten für die ganze Tour vierzig Stunden. Später verkehrten die Reitposten viermal wöchentlich und legten den  $20\frac{1}{2}$  Meilen langen Weg von Königsberg bis Memel in 18 Stunden zurück, 1833 wurden die Posten dann auf zwei vermindert, da sie von da an ja nur noch dem Bedarf der Nehrungsbewohner dienten.

Als man am Ende des 17. Jahrhunderts überall planmäßig verkehrende Posten schuf, begann auch für die Nehrung eine bedeutungsvolle Zeit, da über sie fast einundehnhalb Jahrhunderte die einzige Poststraße nach Rußland führte. Viele Fürstlichkeiten, namentlich die russischen Zare und Großfürsten, haben sie befahren; ferner König Friedrich I. bei seiner Rückkehr von der Huldigung in Memel Ende August 1714, Friedrich Wilhelm III. auf der Rückreise von Petersburg im Juli 1818, dem bald darauf das russische Kaiserpaar folgte u. a. Besonders die Gründung Petersburgs wurde von Bedeutung für die Nehrungsstraße, richtete man doch sogar einen regelmäßigen Staatspostkurs von Memel nach dort ein, und das russische Postamt in Memel nahm unter Friedrich dem Großen jährlich an 70000 Taler ein. Damals wurde die ganze nordische Post über die Nehrung geleitet, zeitweilig sogar durch private Unternehmer. Nach Aufhebung der Nehrungsstraße trat dann die neue über Tilsit fühlende Poststraße 1833 an ihre Stelle.

Von einer wirklichen Straße auf der Kurischen Nehrung war aber wohl durch die ganzen Jahrhunderte keine Rede, die Wagen fuhren eben dort, wo es ihnen am günstigsten erschien. Meist benutzten sie, bevor die Wanderdünen das Haff erreicht hatten, bis Kunzen die Haffseite, auch fuhr man zur Schonung der Pferde möglichst in der Schälung des Haffes; kamen wirklich den Weg versperrende Dünen, so bog man nach der See zu aus. Nach Durchquerung der Rossittener Flur wurde dann die weitere Fahrt, da die Dünen hier schon dicht am Haff lagen, an der See fortgesetzt, nur bei ganz stürmischem Wetter blieb man am



Wagen in der Schälung des Haffes.

Haff, wo man dann sah, wie man am besten weiterkam. Zumeist wurde die Fahrt des Sandes wegen im Schritt und halb im Wasser zurückgelegt, wobei sich dann die Fährlichkeiten des schwimmenden Sandes zeigten. Es war auch nichts Selenes, daß dabei die Wagen umwarfen. Weitere Schwierigkeiten entstanden dann schließlich noch auf der Nordspitze der Nehrung, wo die Reisenden oft tagelang durch Sturm, Eisgang u. a. aufgehalten wurden; hier war es, wo bei einer ähnlichen Verzögerung Kotzebue in Verzweiflung sein bekanntes Lied: „Es kann ja nicht immer so bleiben“ gedichtet haben soll. Ein Zufall ist, das Kotzebues literarisches Vorbild, Diderot, auch 1773 auf einer Reise nach Rußland die Nehrungsroute befuhrt und sie zum Gegenstand seines satyrischen Gedichtes „La poste de Königsberg à Memel“ machte.

Die Nehrungsstraße stand durch diese Beschwerlichkeiten in einem recht schlechten Ruf, hinzu kam noch, daß die Bewohner der Nehrung die Reisenden scheinbar nicht immer besonders freundlich behandelten. So schreibt der bekannte Reisende Nanke um das Jahr 1800 von der Nehrungsroute „Hier ist nichts als eine ewige Sandwüste, alle 3—4 Meilen eine Poststation, deren Posthalter sich durch Grobheit auszeichnen“. Noch härter urteilt ein anderer Reisender, der die Bewohner der Nehrung für wilde Barbarenhorden hält, gewöhnt an Schelmereien und Betrügereien. „Wer nicht allzugroße Eile hat, möge diesen Weg nicht wählen, er müsse denn grade Gefallen an jenen grausamen Schreckenscenen der Natur finden, die jedes Herz erschüttern.“

Natürlich suchte die Verwaltung die Unannehmlichkeiten der Nehrungsreise, soweit dieses überhaupt möglich war, zu mildern. So errichtete sie im Jahre 1817 Unterkunfts-hütten, solche standen z. B. nördlich von Rossitten an der Stelle des einstigen Wohnplatzes Preden, bei Neu-Pillkoppen und an anderen Orten, sie verfielen dann nach Aufgabe der Nehrung als Poststraße. Verdeckte, amtlich unterhaltene Brunnen am Wege sorgten für Trinkwasser; der letzte von ihnen stand in der Nähe des versandeten Postrelais Lattenwalde und wurde 1839 als nicht mehr erforderlich aufgegeben. Bei den Poststellen waren auch Schmieden, noch heute heißt z. B. eine Stelle bei dem einzelnen Gehöft südlich von Sarkau „Die Schmiede“; bereits 1474 gab der damalige Hochmeister seinem getreuen Krüger und Schmied einen Morgen Land und zwei Morgen Wiesen „so vor unsern Schloß Rossitten liegen“. 1817 setzte man der Poststraße entlang schwarz-weiß gestrichene, Ganz-, Halb- und Viertel-meilenanzeiger aus Eichenholz, die aber zumeist bald vom Sand verschüttet wurden; einer von ihnen ist noch der eine Meile nördlich von Cranz stehende, schon erwähnte Luisenpfahl. Schließlich pflanzte man zur ungefähren Markierung der Fahrstraße 1827 noch Weidenbäume, von denen sich der sogenannte Runde Baum bei km 75 zwischen Sarkau und Rossitten am längsten hielt. Er war ein Kreis von Weidenbäumen, der stets als Ruhepunkt diente, wo der Pferdewechsel vorgenommen wurde, und bei dem die Fuhrleute sogar nächtigten; der letzte von den Bäumen wurde erst 1910 verschüttet. Später wurde dann die Strecke von Sarkau bis Nidden nochmals durch 365 Pfähle bezeichnet.

Bis zur Postreorganisation im Jahre 1782, durch die die Leitung des ganzen Postwesens der Nehrung nach Memel kam, war der Rentmeister in Rossitten gleichzeitig deren Postinspektor. 1850 trat dann eine völlige Neuordnung ein, nach der die Post bis Pillkoppen von Cranz, und jene für die nördliche Nehrung von Memel aus besorgt wurde. Zu ihrer Beförderung bediente man sich aller Möglichkeiten, u. a. im Sommer der regelmäßig die verschiedenen Nehrungsorte berührenden Dampfer, im Winter der über das Eis fahrenden Postschlitten usw.

Es scheint aber, daß die Nehrungsstraße, um die Kosten der teuren Fahrt zu ersparen, früher auch viel begangen wurde, worauf nachfolgende bekannt gebliebenen Unglücksfälle hindeuten. So erfroren in der Neujahrsnacht 1782 vier auf der Nehrung wandernde Handwerksgesellen, ebenso wurden einst eine Anzahl vom Memeler Markt nach Königsberg heimkehrende Marktbesucher bei Kunzen von dem Berge Bless, das ist der in die Breite gehende, wahrscheinlich durch einen Dünen-einsturz verschüttet, und nur einer Frau von ihnen gelang es, sich zu retten.

Als Poststraße ging die Nehrung 1833 ein, nachdem schon 1826 die neue Kunststraße über Tauroggen—Tilsit eröffnet war, über die nunmehr die große Postverbindung geleitet, und auf der auch die Memeler Post zum Anschluß nach Tilsit gebracht wurde. An diese neue Straße wurden die Posthalter von der Nehrung versetzt. Aber auch diese Poststraße verlor nach der 1861 eröffneten Riga—Dünaburger Bahn an Bedeutung, umso mehr da 1875 auch die Bahn von Memel bis Insterburg fertig wurde. Vor der Inbetriebnahme der Bahnstrecke Tilsit—Insterburg brachte man die Memeler Post im Winter noch über das Kurische Haff bis Wehlau, wo sie Anschluß an die Ostbahn hatte.

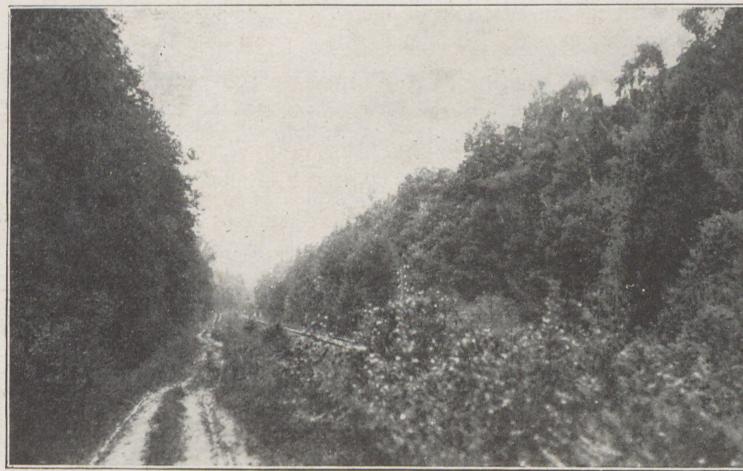
Bei dieser Gelegenheit möge auch der Post- und Personenbeförderung in früherer Zeit über das Kurische Haff gedacht sein. Eine solche kam schon im 17. Jahrhundert in regelmäßigen Betrieb, denn bereits 1630 wird ein kurfürstliches, nach Memel fahrendes Postboot erwähnt. 1639 mußten dann aber auf Befehl des Kurfürsten die Schaakener Fischer Frachtboote für den Verkehr nach Memel bauen; zuerst unter Sträuben betrieben, erwies sich solcher für die Schaakener schließlich als recht lohnend. Ständig fuhren dann fünf Boote, die man kurz „Die Schaakener“ nannte, im Personen- und Frachtverkehr nach Memel; für den letzteren kostete ein Boot, je nach der Jahreszeit, bis 6 Taler. Diese Schiffe benutzte man zumeist im Sommer, um der langwierigen Wagenfahrt über die Nehrung zu entgehen, jedoch kam es bei ungünstigem Wind auch bei ihnen vor, daß die Fahrt statt der vorgesehenen Zeit von 12 Stunden mehrere Tage dauerte. Bei Windstille schoben die Fischer dann ihr Boot mit Stangen in dem seichten Fahrwasser bis zur Strömung der sie zu ihrem Bestimmungsort tragenden Memel, bei Gegenwind wurde mitunter auf der Nehrung Station gemacht.

Nachdem die Dampfschiffahrt auf dem Frischen Haff eröffnet war, wollte Memel mit einer solchen auch nicht zurückstehen und schaffte sich zunächst für die Fahrt nach Tilsit den Dampfer Friedrich Wilhelm IV. an, der dann seit 1858 auch von Cranzbeek in regelmäßiger Fahrt nach Memel fuhr; dieser Verkehr erfuhr dann später noch eine wesentliche Ausdehnung durch täglich bis zweimal verkehrende Dampfer. Erst der Krieg und später die Ablösung des Memellandes schufen völlig veränderte und leider auch überaus verschlechterte Verhältnisse, die den so überaus beliebten Dampferverkehr über das Kurische Haff nach den Nehrungsortschaften so gut wie völlig zum Erliegen brachten.

Jahrzehntelang lag seit dem Eingehen der Straße die Nehrung vereinsamt, der Strom der Reisenden ging andere Wege, da brachte der Bau der Cranzer Bahn zusammen mit der in Anschluß gebrachten Dampferlinie von Cranzbeek nach Memel den Nehrungsorten wieder einen größeren Verkehr: die Nehrung wurde im eigentlichen Sinne jetzt erst für das größere Publikum entdeckt. Dann baute man 1902—06 als Notstandsarbeit und zur Verbesserung des Nehrungsverkehrs für 75 000 M. die befestigte Landstraße vom Sandkrug bis Schwarzort, die seitens der Stadt Memel durch Kiesaufschüttung und Pflanzung von Alleeäumen 1910 verbessert wurde.

Gleichfalls als Notstandsarbeiten wurden ferner 1904 weitere größere Mittel zum Ausbau der Nehrungsstraße bereitgestellt, und 1906 begann man deren Fortsetzung südlich von Schwarzort, wobei u. a. namentlich am Schafenberg bedeutende Terrainschwierigkeiten zu überwinden waren, die an dieser Stelle auch eine Verlegung der alten Poststraße, der man nach Möglichkeit beim Bau folgte, erforderlich machte. 1909 war dann die Straße über die ganze Nehrung bis auf eine Unterbrechung von 3 km fertig, von der man glaubte, daß sie zwecks Unterbindung des Kraftwagenverkehrs nie vollendet werden würde. Jetzt ist die Straße aber doch fertig, und Kraftwagen sind auf der Nehrung nichts Seltenes, das Befahren wird aber zeitweise durch große Sandüberwehungen stark erschwert oder sogar unmöglich gemacht.

Zur Herstellung der Straße besteckte man den Boden an sandigen Stellen mit Zweigen und Ruten, worauf Rasenstücke und ausgestochene Erde gelegt wurden. Dieser Unterbau erhielt dann eine etwa 10 cm starke Kiesschicht, wofür der Strand das erforderliche Material in reichem Maße lieferte, und zum Schluß wurde die ganze Schicht festgestampft oder gewalzt. An beiden Seiten gepflanzte Bäume, meist Fichten, machen sie zu einer Allee von unabsehbarer Länge.



Nehrungsstraße in der Plantage hinter Sarkau.

Die neue Nehrungsstraße brachte dem Verkehr wohl große Erleichterungen, dem sie benützenden Nehrungswanderer aber doch eine ermüdende Einförmigkeit, die noch durch die sie auf ihrer ganzen Strecke begleitende Telegrafenleitung verstärkt wird, deren Summen sich mit dem Rauschen der See zu einem Lied von eigenartiger Monotonie verbindet. Als

sehr geeignet zu Fahrten auf der Nehrung bewähren sich die zweirädrigen Wagen in Art der norwegischen Karriols, die hier aber breite Radfelgen brauchen, um das starke Einsinken in den Sand möglichst zu mildern.

Für den Nehrunger selbst aber ist die gegebene Verkehrsstraße das Haff, das er im Sommer im Kahn und im Winter im Schlitten befährt. Dringend erforderlich erscheint nach dem Fortfall der regelmäßigen Dampferverbindung zur Nehrung die Einrichtung eines lokalen Dampferverkehrs, sei es auch nur nach den preußischen Ortschaften. Das mit ziemlicher Regelmäßigkeit immer wieder auftauchende Projekt zum Bau einer Bahn über sie wird aber hoffentlich immer nur der Wunsch Einzelner bleiben, abgesehen davon, daß es sich der Terrainschwierigkeiten wegen wohl nie wird verwirklichen lassen. Dafür hat jetzt aber der Nehrungsbesucher das schöne, jedoch wie ein Vorfall des letzten Winters bewies, recht gefährlich sein könnende Schauspiel der Luftpost, die auf ihrer Route nach Memel mit ihren Flugzeugen dem Laufe der Nehrung folgt und die in dieser Einöde besonders stark wirkt.

## Aus der Kirchengeschichte und dem Schulwesen der Kurischen Nehrung.

Über die kirchlichen Verhältnisse auf der Kurischen Nehrung zur Zeit des Ordens liegen keinerlei Nachrichten vor, vermutlich befanden sich aber, wie in allen dessen festen Häusern, so auch in den Burgen zu Rossitten und Neuhaus, Kapellen, die von einem Pleban oder Leuteprediger betraut, wohl für die kirchlichen Bedürfnisse ausreichten. Nach der Reformation änderten sich dann die Zustände, jene Burgen verfielen, und die dann erbauten Kirchen teilten abwechselnd das Schicksal ihrer Ortschaften, ein Opfer der wandernden Dünne zu werden. Da die Pfarrstellen auf der Nehrung wenig verlockend waren —, sprach man doch z. B. von der Kunzener Pfarre, „sie sei auf den Drosselfang vocieret“ —, so nimmt es nicht wunder, daß sie mitunter auf lange Zeiten nicht besetzt werden konnten.

Im allgemeinen war die Nehrung kirchlich zumeist in zwei Sprengel geteilt, einen nördlichen, der in Karwaiten, und einen südlichen, der in Kunzen seinen Mittelpunkt hatte. Beide Nehrungshälften haben auch ihre Chronisten gefunden, die erstere in dem trefflichen Eugen Lotto, der seit 1897 lange Jahre hindurch als Pfarrer in Schwarzort wirkte und dem wir auch sonst viele Nachrichten über diesen Nehrungsabschnitt verdanken. Die südliche Nehrung wiederum fand einen trefflichen zeitgenössischen Beobachter in dem von 1664—1700 in Kunzen amtierenden Michael Burckhardt, einem nach der damals völlig weltenfremden Nehrung verschlagenen Pfälzer, während über das Sarkauer Kirchenwesen der frühere Cranzer Pfarrer Adalbert Ebel eingehende Nachrichten veröffentlichte.

Die älteste evangelische Pfarrstelle war scheinbar die 1531, also fast unmittelbar nach der Säkularisation, in Kunzen eingerichtete. Von hier aus wurde die ganze, also auch die nördliche Nehrung pastoriert, für deren Orte Nidden, Karwaiten und Negeln eine Kapelle in Karwaiten errichtet wurde; weitere Filialkirchen befanden sich in Sarkau und in dem am anderen Haffufer liegenden Inse. Daß Karwaiten und auch Sarkau damals schon Kirchorte waren, beweist der Visitationsbericht des evangelischen Bischofes Mörlin aus dem Jahre 1569. Zeitweilig gehörten zur Kunzener Pfarre sogar noch die weiteren Niederungsdörfer Tawe und Loya. Der Pfarrer wohnte aber scheinbar zunächst noch in Rossitten, vielleicht auf der Burg, denn erst 1555 zog der damalige, 1552 aus Norkitten auf die Nehrung gekommene Pfarrer nach Kunzen. Kunzen scheint dann bis 1708 der Hauptkirchort für die ganze Nehrung geblieben zu sein, denn erst dieses Jahr ist als der Zeitpunkt der Gründung einer Parochie für die nördliche Nehrung anzusehn, bis dahin hielt dort noch der Kunzener Pfarrer den Gottesdienst ab. Damals wurde an der litauischen Kirche in Memel ein zweiter Diakonus angestellt, der gleichzeitig Nehrungspfarrer wurde und auf ihr jeden dritten Sonntag abwechselnd in Karwaiten und Negeln predigen sollte, der schlechten Verbindung wegen aber dieses nur seltener tun konnte; um jene Zeit kamen auch Nidden und das junge Schwarzort kirchlich zu Karwaiten. Alle Orte bildeten fortan die Gemeinde am Strande oder kurz die Strandgemeinde. Der erste Geistliche, Christinus Liebermann, wohnte aber vorläufig wohl nur deshalb in Memel, weil in Karwaiten keine geeignete Wohnung aufzutreiben war.

Um 1604 war die Kapelle in Karwaiten endgültig versandet und es wurde nun fürs nächste der Gottesdienst in dem weiter nördlich gelegenen Negeln abgehalten. Auf königlichen Befehl wurde 1719 der Bau einer neuen Kapelle in Karwaiten beschlossen, die aber schon Mitte der dreißiger Jahre wieder abbrannte, worauf der neuerbauten Schule 1738 ein Raum für den Gottesdienst angefügt wurde. 1741

finden wir dann den Pfarrer auch in Karwaiten wohnend, da dieser aber nur 133 Taler Gehalt erhielt, mußte er, damit er nicht verhungerte, wieder fortgenommen werden, worauf das Kirchspiel bis 1753 dem auf der anderen Haffseite in Kinten wohnenden Pfarrer unterstellt wurde, der sich aber nur alle 12—18 Wochen auf der Nehrung sehen ließ. Schließlich kam 1753 wieder ein neuer Pfarrer mit 300 Talern Gehalt nach Karwaiten. Die Strandgemeinde zählte damals gegen 350 Seelen.

Mittlerweile war 1746 auch die Schule in Karwaiten abgebrannt, vermutlich blieb aber der für den Gottesdienst bestimmte Raum erhalten, da gegenteilige Nachrichten fehlen. Da die Versandung der ganzen Ortschaft aber immer weiter fortschritt, wurde 1784 vorgeschlagen, die Kirche hier völlig eingehen zu lassen, und die ganze Gemeinde wieder wie früher mit der in Kunzen zu vereinigen; ein anderer Vorschlag des Schaakener Erzpriesters Goldbeck, unter dem die Nehrungskirche stand, ging wiederum dahin, die ganzen Nehrungsorte ohne Sarkau in einer neuen Kirche in Nidden zu vereinigen. Diese Pläne sollten aber nicht zur Ausführung kommen, da mittlerweile Schwarzort selbständig mit dem Bau einer Kirche begonnen hatte. Diese wurde 1795 eingeweiht, und zwei Jahre später siedelte auch der Karwaitener Pfarrer nach dort über; Schwarzort wurde nun der kirchliche Mittelpunkt für die Nehrungsorte Schwarzort, Negeln, Karwaiten und Nidden, von denen aber Negeln und Karwaiten bald danach völlig versandeten.

Nach Nidden kam der Schwarzorter Pfarrer etwa alle drei Monate, noch immer mußten die Konfirmanden den vier Meilen langen Weg nach Schwarzort machen, wozu im ganzen drei Tage nötig waren. Um diese Verhältnisse zu ändern, wurde 1847 ein Predigtamtskandidat für Nidden bestellt, der gleichzeitig dort auch das Amt eines Lehrers mit versehen mußte, eigentlich aber war er bis 1849 nur zweiter Pfarrer von Schwarzort. Damals wurde aus Nidden, zunächst provisorisch, ein eigenes Kirchspiel gebildet, das dann 1854 völlig selbständig wurde; zu ihm kamen auch die mittlerweile neugegründeten Dörfer Preil und Perwelk. Ein Jahr darauf war die Pfarrstelle aber schon wieder vakat, so daß sie noch 6 weitere Jahre von Schwarzort mitpastoriert wurde, bis sie dann endlich dauernd besetzt werden konnte; noch heute aber ist der Niddener Pfarrer gleichzeitig Hauptlehrer an der dortigen Schule. Bis zum Anfall an das Memelgebiet wurde die Pfarrstelle aus Mitteln des ostpreußischen Landesdirektoriums dotiert, das Nidden kirchlich gewissermaßen als Kolonie ansah. In Nidden wie auch in Schwarzort wird am gleichen Tage deutsch und litauisch gepredigt, obgleich die Bewohner alle des Deutschen mächtig sind; sie verbinden sogar den Besuch der beiden fast aufeinanderfolgenden Gottesdienste. Die dortigen Pfarrer müssen daher auch etwas litauisch sprechen können, wofür sie die entsprechende Vorbildung auf dem litauischen Seminar der Königsberger Universität erhalten.

Ähnlich wechselvoll wie auf der nördlichen Nehrung waren auch die kirchlichen Verhältnisse auf ihrer südlichen Hälfte. Hier war gleichfalls die Kirche in Kunzen am Ende des 18. Jahrhunderts im Versanden begriffen, so daß 1803 Rossitten der Sitz der Parochie wurde. Der letzte 28 Jahre wirkende Kunzener Pfarrer Schulz trat 1813 in den Ruhestand, nachdem er schon 1800 wegen der Versandung seines Pfarrhauses nach Rossitten hatte ziehen müssen. Schließlich wurde 1809 auch die Kirche nach dort verlegt, womit sie nach 254 Jahren wieder an ihren ursprünglichen Ort zurückkehrte. Da auch die Einwohnerschaft Kunzens anderweitig hin verzog, hörte damit das Kirchspiel dieses Namens von selbst auf zu bestehen. An seine Stelle war schon 1804 das Kirchspiel Rossitten mit Filialen in Pillkoppen und Sarkau

getreten, nachdem letzteres schon vordem zu Kunzen, zeitweilig aber auch, so von 1800—03, zu Laptau gehört hatte.

Aber auch die Verbindung mit Sarkau sollte keine dauernde werden, hatten sich doch die Bewohner dieser Ortschaft aus Gründen der einstigen Zusammengehörigkeit mit dem Kammeramt Laptau stets eine Anhänglichkeit an die dortige Kirche bewahrt, in der ihre Kinder alle getauft waren, in der sie sich verheiratet, und wo sie sich auf dem dortigen Kirchhof, zum Teil noch bis in die neueste Zeit, begraben ließen. Des weiteren kam ihre Abneigung gegen Rossitten noch daher, daß sie die Verpflichtung hatten, den Pfarrer aus Rossitten mittels Gespann abzuholen. Bis 1883 gehörte nun Sarkau noch zu Laptau, nachdem es schon vordem einen Hilfsgeistlichen erhalten hatte, der bis 1877 auch den Gottesdienst in Cranz versah; in jenem Jahre übernahm dieser aber die neugebildete Pfarre in Cranz, worauf dann Sarkau 1883 völlig mit Cranz vereinigt wurde. Jetzt hält der Cranzer Pfarrer den Gottesdienst an jedem vierten Sonntag und an den zweiten Feiertagen in Sarkau ab. Gepredigt wird hier wie auch in Rossitten deutsch, früher wurde für die Sarkauer Kuren aber auch noch kurisch gepredigt. Die Pfarrstelle in Sarkau war natürlich auch nur sehr gering dotiert, so daß z. B. schon 1752 der ganze Schaakensche Kirchensprengel zu ihrem Unterhalt beitragen mußte.

Das Schulwesen auf der Nehrung war nicht immer in der vorzüglichen Verfassung, wie wir es heute sehen, denn in früherer Zeit waren Schneider, Schuhmacher, ehemalige Soldaten usw. dort als Lehrer tätig, nachdem sie durch einen Pfarrer hierfür kurz vorbereitet waren oder auch gänzlich ohne Vorbildung in dieses Amt kamen. Die Nehrungsstellen waren sogar eine Art Vorbereitung, aus denen die Lehrer dann an andere, besser besoldete Schulorte gingen. Lehrer scheint es in den Kirchorten schon seit der Reformation gegeben zu haben, so hatte Karwaiten damals einen solchen, der hier, wie auch jener in Kunzen, den Pfarrer zu vertreten hatte; 1605 wird ein solcher nur noch für Kunzen erwähnt. Später finden wir dann Lehrer in jedem Nehrungsort, allerdings war die Besoldung eine fast unmögliche, so erhielt z. B. der Karwaitener Lehrer um 1750 von jedem Hause jährlich einen Gulden (eine Mark), hierzu aus einem Provinzialzuschußfonds 15 Taler; rechnet man noch den Ertragswert von 2 Morgen Wiesen und 3 Achtel Brennholz hinzu, so betrug das Gesamteinkommen jährlich etwa 30 Taler. Verringerte sich der Umfang der Ortschaft durch Versandungen, so sank dieses Einkommen sogar noch. Seit 1823 finden wir in dem Schwarzorter Lehrer Petereit den ersten seminaristisch vorgebildeten Lehrer auf der Nehrung, noch bis 1860 aber waren Lehrer des alten Systems auf ihr tätig, abgesehen von der Lehrerstelle auf der Süderspitze, die in ausgezeichneter Weise bis vor dem Kriege von dem Wallmeister des dortigen Forts versehen wurde. Nach litauischem Vorbild führen die Kirchschullehrer der nördlichen Nehrung noch heute den Namen Praezentor.

---

Obgleich die Kurische Nehrung eine Welt für sich ist, teilte man sie, um ihr eine politische Zugehörigkeit zu geben, doch den nächstgelegenen Verwaltungsbezirken zu. Dieses waren ehemals die Hauptämter Schaaken und Memel, aus denen nach verschiedenen Wandlungen 1818 die Kreise Fischhausen und Memel hervorgingen. Die alte Grenze auf der Nehrung blieb aber stets die gleiche, die Gegenwart verlieh ihr sogar eine weit über Ostpreußen hinausgehende geschichtliche Bedeutung. Obgleich der Memeler Kreis vordem zum Regierungs-

bezirk Gumbinnen gehörte, teilte man, um einheitliche Ordnung in die Sachen der Fischerei, Schiffahrt usw. zu bringen, 1815 die ganze Nehrung in verwaltungstechnischer Beziehung zumeist dem Königsberger Bezirk zu. Bemerkenswert ist, daß der nördliche zu Memel gehörende Nehrungsabschnitt von 1867—91, also bis zum Tode des Generalfeldmarschalls von Moltke, von diesem im Deutschen Reichstag vertreten wurde.

In der Gerichtsbarkeit gehörten die Bewohner der zumeist fiskalischen Nehrung natürlich auch zu Memel resp. Schaaken. Nach Einrichtung der Domänenjustizämter kam die südliche Nehrung zum Justizkommissariatsbezirk Fischhausen oder Samland, das seinen Sitz aber in Königsberg hatte. Heute ist für sie Königsberg der Gerichtsort, dieses wird aber wohl in absehbarer Zeit von Cranz abgelöst werden, das sich schon lange um die Einrichtung eines Amtsgerichts bemüht.

Nachstehende Tabelle bietet einen Überblick über die Bevölkerungszahlen der Kurischen Nehrung innerhalb des letzten Jahrhunderts, soweit solche amtlich festgestellt werden konnten. Für die an Memel gekommenen Ortschaften sind die betreffenden Zahlen für das Jahr 1917 geltend, da die preußische Volkszählung dort 1919 infolge der Abtrennung des Memelgebietes, nicht mehr durchgeführt werden konnte. Von dem 17,405 ha betragenden Flächeninhalt der Kurischen Nehrung kamen an dieses damals 13,073 ha, während der Rest mit 4332 ha bei Preußen verblieb.

#### Bewohner- und Wohngebäudezahlen der einzelnen Nehrungsortschaften.

Ortschaft	1830		1846		1864		1871		1895		1905		1919	
	Wohn=gebäude	Ein=wohner												
Sarkau . . .	—	242	32	178	34	256	38	257	49	369	67	465	—	537
Rossitten . . .	—	207												
mit Kunzen	—	28	36	237	41	313	45	316	63	402	72	477	—	518
Pillkoppen .	—	104	16	119	15	118	18	123	26	207	24	230	—	275
Nidden . . .	—	235	40	355			47	515	76	701	96	803	—	787
Preil . . . . .	—	—	12	84	46	453	18	123	66	133	24	207	—	238
Perwelk . . . .	—	—	5	42			11	59	17	92	18	110	—	149
Schwarzort .	—	157	21	216	51	383	32	512	42	423	56	465	—	408
Süderspitze.	—	—	—	—	—	—	8	53	—	79	19	134	—	77
	—	973*	162	1231	187	1523	217	1958	339	2406	376	2891	—	2989

\*) Hierzu das im Versanden begriffene Negeln mit damals noch 122 Einwohnern.

Besonders stark war die Bevölkerungszunahme Schwarzorts gelegentlich der Bernsteinbaggerei, bei der zeitweilig allein etwa 600 Personen beschäftigt waren. Die geringeren Bewohnerzahlen 1917 bei den nördlichen Nehrungsortern erklären sich durch die Abwesenheit vieler zum Militärdienst eingezogener Männer.

Verschollen rauscht das Haff, tiefviolett.  
Tief schweigt das Fischerdorf. Glutwolken drücken.  
Und mächtig wölbt vor meinem dürren Kräuterbett  
Die Wanderdüne ihren Rücken —  
Tief schweigt das Dorf.

A. K. T. Tielo (Kurt Mickoleit).

## Die Bewohner der Kurischen Nehrung.

In den Bewohnern der Kurischen Nehrung besitzen wir den Typ eines Fischervolkes in Reinkultur, sie aber dauernd nur vom ethnographischen Standpunkt aus zu betrachten, wirkt in den ewigen Wiederholungen ermüdend, abgesehen davon, daß dieses den sonst nicht besonders empfindsamen Nehrungern selbst schon lange auf die Nerven fällt. Selbstverständlich konnten Herkunft und der schwere Fischerberuf nicht ohne Einfluß auf ihren Charakter bleiben, im allgemeinen aber ist der Kure, von dem hier im besonderen zu sprechen sein wird, mit seinen Vorzügen und Fehlern ein Mensch wie jeder andere auch. Bedeutsam ist, daß die Bewohner eines jeden der so einsam in einer erhabenen Natur liegenden Nehrungsdörfer sich ihre Eigenart schufen, die sie unschwer von einander erkennen läßt, allen gemeinsam aber ist das stille, trotzdem selbstbewußte Wesen. Kein Volkslied, kein Märchen wirkt erheiternd auf die Jugend, aus sinnigen Kindern werden schweigsame Menschen, die verschlossen und in sich gekehrt durch das Leben wandern.

Die erste bestimmtere Nachricht über die Nationalität der Nehrungsbewohner gibt uns 1649 der kurländische Superintendent Einhorn, der von ihnen schreibt, „daß die Kuren am Kurischen Haff und bis Danzig hin wohnen, sie sprächen lettisch; sie selbst können aber über ihre Herkunft und wie lange sie schon auf der Nehrung wohnen, keine Nachricht geben.“ Als sicher ist anzunehmen, daß nicht nur die Bevölkerung der samländischen Nordküste, sondern auch die der Fischerdörfer am nördlichen Frischen Haff kurischer Herkunft ist. Die heutigen Bewohner der Nehrung bezeichnen sich aber nicht als Letten, sondern ausdrücklich als Kuren oder Kursineeki, ihre Sprache als Kursineeki wahloda, sie sind demnach heute die einzigen Letten, die sich noch von alter Zeit her Kuren nennen. Nach den Feststellungen Bezzembergers hat sich ihre heimatliche Sprache rein nur in den Ortschaften Preil und Perwelk, sowie in einigen Dörfern nördlich von Memel erhalten, alle anderen Nehrungsorte nördlich von Pillkoppens sind mehr oder minder gemischtsprachig, wodurch sie eins der interessantesten deutschen Sprachgebiete bilden.

Auf der südlichen zum Kreise Fischhausen gehörenden Nehrung ist das Deutsche seit langem die alleinige Sprache, das Kurische ist hier völlig verschwunden, nachdem es sich in einigen Familien Pillkoppens und Sarkaus noch bis in die neuere Zeit hielt; bemerkenswert ist hier das Vordringen des samländischen Plattdeutsch. Die litauische Sprache ist zumeist durch Heiraten mit Frauen aus der Niederung auf die Nehrung verpflanzt worden. Da bekanntlich Kinder am liebsten die Sprache ihrer Mutter annehmen, und die Nehrungsorte Pillkoppens und Nidden stets in ziemlich regem Verkehr mit den litauischen Niederungsdörfern standen, so wird das häufige Vorkommen litauisch sprechender Personen verständlich, die noch dadurch vermehrt werden, daß im Sommer viele litauische Dienstboten in Schwarzort zu finden sind. Gepredigt wird denn auch in Nidden deutsch und litauisch, da merkwürdigerweise das Kurische als Kirchensprache ein nicht genü-

gendes Ansehen besitzt. Selbstverständlich beherrscht jeder Nehrungsbewohner auch die deutsche Sprache in Schrift und Wort.

Fast scheint es, daß auch die altpreußische Sprache auf der Nehrung ihre letzte Zufluchtsstätte hatte, wenigstens deutet ein alter Vermerk auf dem Exemplar der zweiten Ausgabe des preußischen Katechismus von Abel Will in der Königsberger Bibliothek darauf hin, nach dem es heißt: „Diese alte prusische Sprache ist nunmehr gantz und gar vergangen. Anno 1677 ist ein einziger Mann auf der Kurischen Nährung wonend, der sie noch gekont, gestorben, doch sollen noch solche daselbst sein.“

Obgleich die Nehrunger scheinbar nicht viel Wert auf ihre Nationalität legen, besitzen sie doch ein stark ausgeprägtes Heimatsgefühl. So schreibt man schon 1799 von ihnen, „daß die gelben hohen Sandberge den Einwohnern besser gefallen als die grünen Wiesen, und wo kann man das Meer so brausen, so toben sehen



Fischerhochzeit in Nidden.

als hier; Rossitten aber ist dem Nehrungsbewohner ein Paradies.“ Diese Anhänglichkeit bringt es mit sich, daß der auf der Nehrung Geborene sich selten ein Heim auf dem Festlande gründet, obgleich es an Anregungen hierzu von Seiten der Regierung nicht gefehlt hat, ist doch die Nehrung entsprechend den Lebensbedingungen, die sie gewähren kann, schon heute eigentlich übervölkert. Aber nur auf der kargen Scholle der Nehrung, wo er geboren, fühlt sich der richtige Nehrunger glücklich und daheim.

Der Mann gilt als der unumschränkte Herr, der sich seine Frau fast ausschließlich aus dem eigenen oder dem Nachbarort holt. Heiraten über das Haff gelten schon als Seltenheiten, erst die letzte Zeit brachte es mit sich, daß der Nehrunger sich hin und wieder eine Frau von weiterher holt. Scheidungen sind so gut wie unbekannt; kommen Kinder, so wurde früher oft die ganze Dorfschaft

zum Paten gebeten. Mit großem Fleiß geht der Nehrunger seinem Berufe, der Fischerei, nach, die ihn täglich meist bis 16 Stunden auf dem Wasser hält. Mit gesetzlichen Bestimmungen von oben herab ist ihm schwer beizukommen, wie er überhaupt nicht leicht zu behandeln ist, was in den eigenartigen Verhältnissen auf der Nehrung begründet liegt, die fast ganz selbstverständlich harte Charaktere bilden müssen. Sind schon die Ostpreußen von Berlin aus schwer zu regieren, so sind unter jenen die Nehrunger noch eine besondere Abart, denen gegenüber die Regierung des lieben Friedens halber schon so manchesmal der Nachgiebigere war. Wirkliche Verbrechen sind auf der Nehrung so gut wie unbekannt, Holzdiebstahl, Übertretung der Fischereiverordnungen usw., werden kaum als Vergehen angesehen, ebensowenig die seltenere Wilddieberei, abgesehen davon, daß sich der Nehrunger im allgemeinen meist mit Abscheu von dem Geruche des Wildbrets abwendet. Die sonstige absolute Ehrlichkeit findet darin ihren Ausdruck, daß verschlossene Räume so gut wie unbekannt sind.



Kramladen bei einem Nehrungskrug.

Sehr ausgeprägt ist das fast pietistisch sich betätigende religiöse Empfinden der Nehrungsbewohner. Der strenggläubige Kure besucht fast nie einen Krug, es sei denn, daß er in dem mit diesem fast immer verbundenen Kramladen seine alltäglichen Bedürfnisse deckt. Trotz des tiefreligiösen Sinnes kommt aber der weit verbreitete Aberglauben so ziemlich bei jeder Gelegenheit zum Ausdruck. Steckt man z. B. Kalmusbüschel in der Johannisnacht über die Türe oder zeichnet auf diese Kreuze, so wendet man Böses vom Hause; derartige Kreuze aus Kreide, Ton oder Ölfarbe zur Abwehr des „Düwels“ findet man fast an jedem Hause; fällt ein Stück Vieh oder passiert sonst ein Unglück, so hat dieser doch einen Eingang gefunden. Da der Teufel sich auch vor dem Gewitter fürchten soll, schließt man, damit er sich nicht in die Wohnungen flüchtet, Türen und Fenster, zündet die Lampe an und betet. Hellsehende Personen stehen in besonderem Ansehen, namentlich wenn etwas von ihnen Vorausgesagtes zufällig zur Wirklichkeit wird.

Bei Todesfällen unter der kurischen Bevölkerung wird die für das Grab bestimmte Holztafel schnellstens gefertigt und dem Begräbniszug voran getragen. Die männlichen Verstorbenen erhalten Tafeln in Kreuzesform, wobei dieser aber ein weiter Spielraum gelassen wird; bei weiblichen Personen erhält das Kreuz noch eine kleine Bedachung, eine Sitte stark litauischen Einschlages. Infolge der umständlichen Beschaffung des Sarges sorgt jeder Nehrunger nach Möglichkeit schon bei Lebzeiten für diesen, den er dann von seinem Pfarrer segnen läßt und ihn möglichst auf dem Kirchenboden oder in der Friedhofshalle unterbringt. Ist dieses nicht angängig, so bewahrt er ihn schließlich auch in der eigenen Häuslichkeit auf, daß der Sarg dann mitunter sogar als Kartoffelkiste dienen muß, ist wohl üble Nachrede.

Mit Kleidung und sonstigen größeren Gegenständen wird der Nehrunger durch die zahlreichen Händler versorgt, die alle Ortschaften besuchen. Eine eigentliche Volkstracht findet sich aber nur bei den Frauen, deren Kirchentracht sogar sehr hübsch wirkt. So tragen die Niddenerinnen hierbei einen breiten, bunten Faltenrock nebst

Mieder und farbigem Kopftuch; nur am Charfreitag ist ihre Kleidung völlig schwarz. Bei den Männern bestimmt sich die Kleidung durch den Fischerberuf; zumeist sieht man, als Nachwirkung der Militärzeit, die von den Nehrungern ausnahmslos bei der Marine geleistet wurde, deren blaue Anzüge. Unzertrennlich ist er von seinen Holzpantoffeln, den Klotzkorken, in deren Benutzung er sich förmlich zum Virtuosen herausgebildet hat. Noch nie-  
mals aber, so schreibt die



Schornsteinloses Fischerhaus in Nidden.

Niddener Kirchenchronik, sah man auf ihnen die sonst nur langsam schlendernden Niddener so schnell laufen als bei der Mobilmachung zum Weltkrieg.

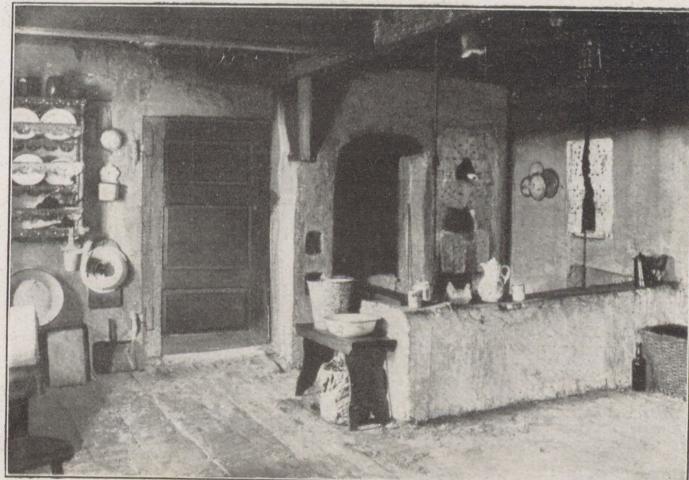
Da die Nehrungsfischerei seit altersher in der Hauptsache auf dem Haff betrieben wird, war es selbstverständlich, daß auch die Ortschaften ausschließlich auf der Haffseite angelegt wurden. Bis in die neuere Zeit waren die Häuser in einfachem Blockhaus- oder Gersaßstil aus Holz erbaut, das Haff lieferte in seinem Rohr das Material für das überspringende Dach. Nahte sich die Sintflut des Sandes der Ortschaft, so sagten die Einwohner den Gräbern ihrer Eltern, die schon im Sand zu verschwinden begannen, ein letztes Lebewohl, brachen die auf obige Weise gebauten Häuser ab, packten dazu das sonstige Hab und Gut in ihre Kähne und zogen der neugewählten, zunächst sicher erscheinenden Ortsstelle zu. Man trifft daher auch nie von der Wanderdüne freigewehte Reste von Häusern, nur Scherben und die Gebeine ihrer Bewohner bezeichnen diese vergangenen Nehrungsdörfer. Die dann folgende Periode baute die Häuser bereits in wesentlich soliderer Art, als Fundament dienten die Steine des Haffgrundes. Eigenartig ist die Verzierung der sich kreuzenden Giebelbalken durch geschnitzte, noch mit mancherlei Zierrat versehene Pferdeköpfe, in denen

wir vermutlich die altgermanischen Neidstangen zu sehen haben, bestimmt, die Häuser vor dem bösen Blick zu schützen. Bunte, namentlich blau bemalte Fenster geben den Häusern ein freundliches Aussehen, wie überhaupt Blau die Lieblingsfarbe des Nehrungers ist. Umrahmt sind die Wohnstätten, soweit es der karge Sandboden zuläßt, fast stets mit Blumen, für die eine große Vorliebe herrscht. Auffallend ist bei diesen noch mehrfach anzutreffenden Häusern das Fehlen eines Schornsteines. Den Hauptplatz in ihnen nimmt die große, in der Höhe bis zum Dach reichende Küche ein, so daß der Rauch des Herdes sich durch das ganze Haus verbreiten kann, Balken und Decke sind daher von Rauch und Ruß wie mit einer schwarzen, glänzenden Schicht überzogen. An der Stelle aber, wo sonst der Bodenraum ist, hängen die Netze, die durch den eindringenden Rauch haltbarer und auch sonst für den Fischfang geeigneter werden sollen. Nachdem dieser so seine Schuldigkeit getan, sieht man ihn aus allen Fugen und Ritzen des Daches abziehen.

Das Haus der Neuzeit auf der Nehrung weicht in seinem Äußeren kaum von jenem auf dem Festlande ab, was schon darauf zurückzuführen ist, daß alle Bauten auf ihr durch von dort kommende Bauarbeiter ausgeführt werden, da die entsprechenden Handwerker auf der Nehrung nicht vorhanden sind. Umfangreichere Nebengebäude sind nur in Rossitten zu finden, bedingt durch die dort entsprechend stärker betriebene Landwirtschaft. In den Häusern selbst herrscht Einfachheit, Funde von gestrandeten Schiffen helfen vielfach die Einrichtung vervollständigen.

Weniger günstig erscheinen nach übereinstimmenden ärztlichen Berichten die gesundheitlichen Verhältnisse der Nehrungsbewohner, namentlich im Hinblick darauf, daß hier doch eigentlich alle Vorbedingungen für einen gesunden Menschenenschlag gegeben erscheinen und der Nehrunger selbst als ein überaus stattlicher Menschenenschlag anzusprechen ist. Erfreulicherweise haben sich diese Verhältnisse auf der Nehrung durch Seßhaftmachung von Ärzten in neuerer Zeit wesentlich gebessert, so daß sich die Sterbefälle gegen früher bis um das fünffache vermindert haben. Den ersten ständigen Arzt erhielt infolge der großen Arbeiterzahl bei der Bernsteingewinnung 1885 Schwarzort, dem dann Ärzte in Rossitten und Nidden folgten; ihnen wurde ein staatlicher Zuschuß von je 1800 Mark bewilligt. 1910 richtete man ferner in den Orten, wo kein Arzt war, Samariterkurse ein, damit die Bewohner selbst die erste Hilfe in dringlichen Fällen sich bringen können.

Der Grund für den schlechten Gesundheitsstand der Nehrunger war aber nicht allein im Mangel an Ärzten, sondern in der unrichtigen, früher zumeist noch ungenügenden Ernährung, sowie in dem starken Ineinanderheiraten zu suchen, obgleich sich darüber streiten ließe. Der gestiegene Wohlstand der letzten Jahr-



Küche in einem kurischen Fischerhause.

zehnte hat schließlich auch dazu beigetragen, daß die Verhältnisse sich wesentlich besserten.

Auffallend stark ist, wie der frühere Niddener Arzt Dr. Lenz einwandfrei bewies, das häufige Vorkommen von Lungenkrankheiten auf der Nehrung. Hieran trägt aber nicht das überaus gesunde Nahrungsclima die Schuld, sondern die ungesunden Schlafverhältnisse, der Mangel an Fleisch und das fast völlige Fehlen von Gemüse, vielleicht auch der schwere Beruf, verbunden mit den im Winter sehr harten klimatischen Verhältnissen. Die große Kindersterblichkeit namentlich der Säuglinge wird wiederum dem Mangel an Milch zugeschoben, unter dem die Ernährung durch die Mütter sehr zu leiden hat. Dieser kommt daher, daß wegen der knappen Weide auf der Nehrung jeder Familie nur das Halten einer Kuh und eines Schafes erlaubt ist, erst Familien über vier Köpfe haben Anspruch auf ein zweites Stück Jungvieh. Natürlich ist damit nicht gesagt, daß überhaupt jede Nahrungs-Familie in der Lage ist, sich diese Haustiere zu halten, da in manchen Orten sich dieses wegen Weidemangel ganz von selbst verbietet. Immerhin befindet sich auf der Nehrung ein dort kaum vermuteter Viehbestand mit z. B. in Pillkoppen etwa 40 Rindern, 25 Pferden und 100 Schafen. An jährlichen Abgaben für das Weiden auf der Palwe berechnete der Staat früher für ein Pferd 1,50 Mark, 1,00 Mark für die Kuh und 0,50 Mark für ein Schaf.

Allgemein verbreitet ist auf der Nehrung auch die Blutarmut erzeugende Bandwurmkrankheit, deren Anfänge wohl auf jene Zeiten zurückzuführen sind, wo bei ihnen während des Nomadenlebens der Fischer durch die Unmöglichkeit des Abkochens der Fische auf den Böten die Unsitten des Verzehrens von rohen oder nur in der Sonne gedörrten Fischen entstand, die auch heute teilweise noch besteht. Die Folge hiervon ist das fast ausnahmslose Vorkommen des Bandwurms bei den Nehrungern und zwar in seinen seltensten Spezialitäten, zu denen der größte aller Bandwürmer, der Grubenkopf, gehört, den seinen Besitzern abzulocken eine besondere Freude der Ärzte bildet. Nachgewiesen ist durch den Genuss von rohen Fischen einiger Arten, besonders der Plötze, auch das Auftreten des Katzenegels, eines besonders gefährlichen Parasiten.

Beachtenswert ist das Nichtvorkommen des lästigen Heuschnupfens auf der Nehrung, ja diese soll dagegen sogar ebenso heilwirkend sein wie das hierfür bekantere Helgoland. Vorkommende Fieberkrankheiten schiebt der Nehrunger vielleicht mit dem Schein von Berechtigung dem Wald zu, in dem die oft unglaublichen Mückenschwärme ihre Brutstätten haben, die hierauf doch von Einfluß sein dürften. Daß aber, wie Bock vor einundehinhalb Jahrhunderten in seinem Erläuternden Preußen mitteilt, die auf der Nehrung gefundenen steinzeitlichen Beile dort als heilwirkend angesehen werden, zeigt, wie stark der Aberglaube auf ihr schon immer verbreitet gewesen ist.

Die letzten Jahrzehnte mit ihrem immer stärker werdenden Fremdenverkehr haben natürlich in jeder Beziehung stark aufklärend gewirkt, leider aber auch viel Ursprüngliches vernichtet. Hinzu kommt, daß der Nehrunger durch seinen Dienst bei der Kriegs- und Handelsmarine mehr wie andere Berufe fremde Länder und Sitten kennen lernte, was nicht ohne Einfluß auf die ganze Lebensweise der Bewohner der Kurischen Nehrung bleiben konnte.

### Nehrungs-Fischer.

Sie riechen nach Wasser, nach Tabak und Teer.  
Ihre Schultern schaukeln beim Gehen wie ein Schiff auf dem  
hohen Meer.  
Ihre Schädel sind eckig und hart, wie aus Stein gehauen.  
Doch ihre Augen wie hellste Himmel blauen. Fritz Kudnig.

## Die Fischerei der Kurischen Nehrung.

### Aus ihrer Geschichte.

Die die Kurische Nehrung von beiden Seiten begrenzenden gewaltigen Wasserflächen der See und des Haffes haben deren Bewohner seit altersher auf den Fischfang verwiesen, und noch heute leben sie, wie es bei ihnen zutreffend heißt, „vom Netz.“ Der Schwerpunkt ihrer Fischerei liegt jedoch im Haff, das denn auch fast dauernd und so weit das Auge reicht von fischenden Kähnen bedeckt ist. Aber auch an den Anlegestellen und Häfen der Nehrung ist ein fortwährender Wechsel zwischen ausfahrenden und ankommen den Kähnen, so daß der Betrieb der Fischerei dem Unbeteiligten stets ein hübsches, abwechslungsreiches Bild bietet. Weniger angenehm ist die Ausübung der Fischerei aber so manchesmal für die Fischer selbst, gehört sie doch fraglos zu den schwersten und gefahrenreichsten Berufen.

Spärlich sind die Nachrichten aus älterer Zeit über die Nehrungsfischerei, vielleicht hatte diese, da etwas abseits von Königsberg liegend, wohl damals noch nicht die gleiche Bedeutung wie heute oder wie die des Frischen Haffes, des „samischen Wassers.“ Erstmalig hören wir von ihr in der Urkunde des Jahres 1353, in der Bischof Jacobus den Anteil der Fischerei seines Domkapitels auf dem Frischen Haff gegen sein Fischerei-Anrecht auf dem mare curonicum vertauscht, wofür wohl maßgebend war, daß das Kapitel auch sonst seine Subsidien teilweise aus den an das südliche Haff angrenzenden Kammerämtern Laptau und Powunden bezog. Als dann 1366 das Haff zwischen Kirche und Orden geteilt wurde, kam an die erstere das Recht der Fischerei vom Berge Kropstein am Grabzter Haken, bis zum Breiten Stein, der an der Ostgrenze des Kammeramtes Powunden im Haff gelegen haben dürfte. Daß aber auch der Orden ein Interesse am Nehrungsfischfang hatte, beweist das Halten eines Fischmeisters auf seiner Rossittener Burg, dem eine „flosse“ = ein Boot zur Verfügung stand. An diesen, wohl höchsten Beamten des Ordens auf der Nehrung war auch der meist aus getrockneten Fischen bestehende Zins der Nehrungsfischer zu entrichten. 1410 nennt das Große Ämterbuch des Ordens in der „Gausutte“, der Bucht nördlich von Rossitten „ein fischgarn, 2 zynngefes (Zinngefäße), 2 ankyr und eine Kanne“ als dem Hauskomtur in Königsberg gehörend; die Geräte wurden wohl vom Rossittener Fischmeister benutzt.

In den Akten des Ständetages von 1450 heißt es dann: „Die Fitze bei Rossitten soll auch steuern“, jedenfalls haben wir es hierbei mit einer der nur zeitweilig in Betrieb befindlichen Fischerniederlassungen zu tun, soll doch früher die ganze Nehrungsküste regelmäßig von schwedischen Heringsfischern aufgesucht worden sein. Dieser periodische Fischfang war dann auch wieder bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Betrieb, denn damals kamen pommersche Fischer an die Kurische Nehrung, um den Lachsfang zu betreiben, der durch sie hier erst eigentlich wieder eingeführt wurde. Einige Familien von ihnen scheutn dann den

weiten Rückweg und ließen sich in Sarkau nieder, wo einige Nachkommen von ihnen, z. B. die Bölaus, noch heute wohnen.

Schon zur Ordenszeit war scheinbar bereits die willkürliche und wilde Hafffischerei verboten, denn 1510 hören wir von einem Verbot des „Pompens“, worunter das Anlocken der Fische durch Aufstoßen von Stangen auf den Haffboden verstanden wird; wirklich geregelt aber wurde die Fischerei des „Churischen Haaves“ aber, soweit nachweisbar, erst 1583. In den weiteren Bestimmungen des Jahres 1589 für das „Curische Haab und die See“ finden wir u. a. Anordnungen über den Verkauf der Fische, über die Güter gestrandeter Schiffe und über den Bernstein; verboten wird das Fluchen, Schelten und Schwören, die Fischerei am Sonntag, sowie Kauf und Verkauf während des Gottesdienstes. 1640 kam dann eine neue revidierte „Haab- und Fischer-Ordnung“ für das Herzogtum Preußen heraus, nach der der Zins für die Fischerei auf dem Haff an das Hauptamt Schaaken abzuliefern war; daß dieser recht wesentlich war, geht z. B. daraus hervor, daß das Halten des Wintergarns, also eines großen Netzes, 20 Mark,  $\frac{1}{2}$  Schock Hechte und 2 Schock Brassen an Zins kostete. Auch die Fischpreise wurden damals festgesetzt, so kostete eine Tonne bester Fische 5 Mark, eine Tonne gesalzener Aale 36 Mark und ein Schock Dorsch je nach der Jahreszeit etwa 16—18 Groschen.

Der gefangene Lachs und Stör war der Landesherrschaft vorbehalten, die deren Fang wieder gesondert verpachtete, so hatte den Störfang um 1685 der englische Pillauer Störpächter John Scarlet inne. Dauernd wurde von den Pächtern aber geklagt, daß sie von den Fischern „nach Möglichkeit“ geschädigt würden. Mit dem Ausbleiben des Störs an der Nehrung hörte die Verpachtung seines Fanges schließlich von selbst auf.

Diese alten Fischereiverordnungen wurden später die Grundlagen der 1792 für das Kurische Haff erlassenen neuen Bestimmungen, in denen bemerkenswert ist, daß Schlägereien auf dem Haff mit 14 Tagen Gefängnis bestraft werden; standen die Lachswehren, so war die Segelfischerei völlig verboten, auch wurde damals schon die Führung brennender Laternen auf den Kähnen verfügt. Das Jahr 1845 brachte wiederum eine verbesserte Fischerei-Verordnung; die Ausführungsbestimmungen hierzu wurden aber erst 1874 durch das Allgemeine Fischereigesetz für den preußischen Staat bekannt gegeben. Da aber auch dieses noch mancherlei Lücken und Mängel aufwies, erhielt es 1880 noch weitere Ergänzungen und Abänderungen.

Da die Fischerei seit jeher ein Regal der Landesherrschaft, in diesem Falle also des Ordens und des samländischen Bischofs, war, so ist ihr Betrieb bis heutigen Tages nur durch die hierzu Berechtigten erlaubt; diese unterscheiden sich ihrem Charakter nach in fiskalische Pachtzinsfischer, berechtigte Zinsfischer und zinsfreie Berechtigte. Zumeist ruht das Recht auf den älteren Fischergrundstücken, so kann aber auch, wenn ein Fischer den Wohnsitz verlegt, das Recht z. B. auf sein neues Grundstück übergehen, selbst wenn dieses in einer anderen Ortschaft gelegen ist. Ruht die Fischerei vierzig Jahre lang, so erlischt die Berechtigung, die natürlich auch an einzelne Personen verliehen werden kann. Fischereiberechtigungen, die sich an ein schon am Beginn des vorigen Jahrhunderts stehendes Haus knüpfen, sind zinsfrei, sonst sind gewisse, jedoch sehr niedrige Abgaben hierfür zu zahlen. Diese Bestimmung wurde getroffen, als sich um jene Zeit die Grenze der Berechtigungen so verwischt hatte, daß eigentlich jeder auf dem Haff fischen konnte, der das Geld für einen Kahn aufbringen konnte. Einer

besonderen Erlaubnis bedarf die Keutelfischerei, d. h. die Fischerei mit dem großen Netz, die unter dem Orden den kurischen Fischern ganz verwehrt war und nur den Deutschen, also wohl ausschließlich den Krügern vorbehalten war. Für diese haben sich auch noch einige Berechtigungsurkunden erhalten, so die aus dem Jahre 1610 für den Niddener Krug, jetzt Gustav Blode; eine weitere ruht auf dem Schwarzorter Krug, jetzt Kurischer Hof, und auf dem Rossittener Krug, diese ist als erblich sogar grundbuchlich eingetragen.

Im allgemeinen steht nach der Ordnung des Jahres 1874 die Berechtigung zur Fischerei den politischen Gemeinden innerhalb ihrer Grenzen zu, als solche sind die jeweiligen Hälften zwischen den Ortschaften anzusehen; nach der Mitte des Haffes zu stößt demnach die Berechtigung zum Fischen an jene der Niederungsdörfer, ohne daß die Grenzen natürlich genau innegehalten werden können. Auf der See ist die Fischerei innerhalb einer Meile vom Lande nur den jeweils anliegenden Ortschaften gestattet, weiter hinaus ist sie völlig frei.

Wichtiger als die meist nur einen geschichtlichen Wert habenden Verleihungen und Berechtigungen ist für die Allgemeinheit die Einhaltung der Bestimmungen und Gesetze für den Fischfang selbst; sie zu überwachen ist nicht einfach und hat schon so manches Mal zu Konflikten zwischen Staat und Fischern geführt. Erinnert möge hier an jenen mit der Niddener Bevölkerung im Jahre 1904 sein, der zu großen Erörterungen Anlaß gab und selbst im Landtag besprochen wurde. Dieser Ortschaft war 1898 ausnahmsweise auf fünf Jahre die Benutzung des engmaschigen 28 mm-Garns gestattet, das aber auf die Dauer den Fischbestand des Haffes auf das schwerste schädigte, dessen dauernde Anwendung trotzdem die Niddener aber durchaus erreichen wollten; die Angelegenheit endete schließlich mit einem Kompromiß.

Die Aufsicht über Einhaltung der Fischereigesetze haben die Fischmeister, deren es für das ganze Haff bis 1843 nur einen gab, dem allerdings eine Anzahl Fischer Schulzen als Hilfen unterstellt waren. In jenem Jahre wurde der Fischmeister zum Ober-Fischmeister ernannt, unter ihn kamen 5 Fischmeister und 15 Fischer Schulzen, die u. a. alle das Recht der freien Fischerei zum eigenen Gebrauch hatten. Später wurde die Zahl der Fischmeister auf neun erhöht, dann aber wieder auf sieben vermindert. Von diesen hatten für die Nehrung je einer den Wohnsitz in Cranz, Rossitten, Nidden, Schwarzort und Memel. Sitz des Oberfischmeisters war anfänglich Feilenhof, dann Memel, seit 1905 ist es Labiau; dieser war bis zur Abtrennung des Memelgebietes gleichzeitig Amtsvorsteher für das ganze Kurische Haff. Im allgemeinen wird die schwierige Fischaufsicht sehr nachsichtig gehandhabt, man wird aber doch wohl schließlich dazu übergehen müssen, den Beamten wie in jedem anderen Beruf eine besondere Vorbildung zu geben, damit der Fischmeister nicht nur Aufsichtsbeamter, sondern im weitgehenden Sinne auch Berater für den Fischer sein kann.

Zur Erleichterung der Aufsicht brachte man im Jahre 1844 Ordnung in die zu führenden Bootswimpel, nachdem diese bisher eigentlich nur zum Schmuck gedient hatten, sind doch gerade die Wimpel der Nehrungsortschaften besondere Prunkstücke, wie sie anderweitig wohl kaum vorkommen dürften. In der Form ihres Schnitzwerkes will man stilisierte Darstellungen aus dem Heimatsdorf wiederfinden, wenigstens bevorzugt jedes Dorf eine bestimmte Darstellung, an denen der Kundige leicht den Heimatsort des Dorfes feststellt. Das eigentliche Erkennungszeichen ist jedoch der an der Holzschnitzerei angebrachte Zeugwimpel von etwa  $1\frac{1}{2}$  m Länge und entsprechender Breite, dessen Farben für die Nehrungsdörfer schwarz-weiß sind, die jedoch für jede Ortschaft eine besondere Zusammenstellung haben.

## Die Ausübung der Fischerei.

Die Existenz des Haffes ist für den Nehrungsfischer eine Lebensfrage, durch die Festlegung der Wanderdünen erscheint dessen Bestand und damit auch seine Ausnutzung als Fischrevier wohl auf lange Zeiten hinaus für gesichert. Wohl finden wir auch an den vielen Mündungen der Memel am Ostufer des Haffes, der sogenannten tiefen Niederung, zahlreiche Fischerdörfer, deren Bewohner den Fischfang stark betreiben, diese haben aber in Gärten und Äcker noch andere Erwerbsmöglichkeiten; anders ist es bei dem Nehrungsfischer, von dem hier im besonderen die Rede ist. Dieser lebt in den Ortschaften Sarkau, Pillkuppen, Preil und Perwelk ausschließlich von der Fischerei, stark überwiegend ist solche in Nidden, dessen Bewohner in dem Fremdenverkehr bereits eine gewisse Erleichterung finden, der in Schwarzort sogar schon fast zur Hauptsache geworden ist. Nur in Rossitten dürfte sich Fischerei und Landwirtschaft das Gleichgewicht halten. Hand-



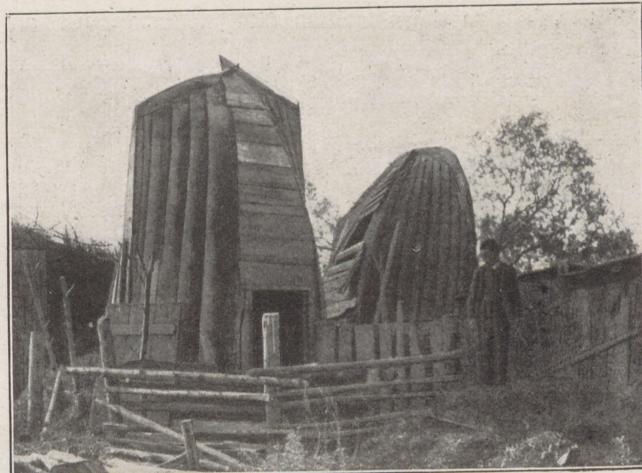
Kurrenkähne.  
Nach einer Zeichnung von W. Eisenblätter.

werker gibt es auf der Nehrung so gut wie keine, und nur in den Orten mit Fremdenbesuch haben sich, durch diesen angezogen, einige niedergelassen. Rossitten als Bauerndorf hat sogar einen Schmied.

Tag für Tag und lange ehe sich die Sonne erhebt, fährt der Fischer hinaus zum Fang, nur der Sonntag, der für ihn am Sonnabend um 6 Uhr abends beginnt und Sonntags um die gleiche Zeit endigt, ist sein Ruhetag. Bei den Fischern unterscheidet man Ganz- und Halbfischer, die ersteren besitzen ein Boot für die See und den Kahn für das Haff. Zusammengezogen in Bootsgemeinschaften von vier Mann halten Fischer, Geselle und Fischerknecht oft für das ganze Leben zusammen. Der Geselle erhält vom Fang einen festen Anteil, der von der Seefischerei den vierten und von der Hafffischerei den zehnten Teil des Fangwertes beträgt; die Fischerknechte bekommen feste Entlohnung. Im allgemeinen haben

alle Fischereibetreibenden zur Zeit ihr gutes Auskommen, allerdings geht der Hauptteil der Einnahmen für Nahrungsmittel auf, muß doch der Fischer in seinem schweren Beruf besonders gut leben, und man spricht von Fischerfamilien, die wöchentlich acht Pfund Butter verbrauchen. Sollten aber wieder einmal die Fischpreise sinken, so wird der Fischer wie früher aus der Hand in den Mund leben müssen.

Zur Ausübung der Hafffischerei dient der in seinem Aussehen alten Wikingerschiffen gleichende große Angel- oder Keutelkahn, ein sehr flachgehendes Boot, das an Stelle des fehlenden Kiels an der Seite breite Holzbretter, die sogenannten Schwerter, hat, die beim Segeln herabgelassen werden und dem Fahrzeug die erforderliche Stabilität verleihen. Neben dem Großsegel wird bei scharfem Wind ein direkt am Vordersteven befestigtes Spitzflocksegel geführt, dazu bei schwachem Wind ein breites, wie eine Rahe am Mast hängendes breites Fock. Merkwürdig ist bei den Kurrenkähnen der dicht vor dem Hauptmast stehende auffallend kleine Mast, an dem ein Gaffelsegel befestigt wird. Durch diese Segelanordnungen sind diese Kähne aber treffliche Segler, die selbst beim Aufkreuzen gegen schwachen Wind sich trefflich bewähren. Die Fischerei mit diesen schweren, bis 40 Personen fassenden Böten wird besonders im südlichen Haff betrieben, leider haben noch nicht alle Kähne den Fang möglichst lange frisch haltende eingebaute Fischkästen, derartige Böte heißen Skiauren oder Fischsäugen. Die Fahrzeuge werden fast ausschließlich auf der Ostseite des Haffes gebaut, da es nur ganz zeitweilig Bootsbauer auf der Nehrung gab. Hat der Kahn dann ausgedient, so findet er durchgeschnitten und mit den Bordkanten zu grotesken Formen zusammengestellt meist noch Verwendung als Schweinestall.



Alte Fischerböte als Ställe verwendet.

Unter den auf dem Haff gezählten, über zwanzig verschiedenen Netzen und Fanggeräten stehen die beiden großen Netze, „das Kurrennetz und das Braddengarn“ an erster Stelle; für den Fang mit beiden Netzarten sind zwei nebeneinander laufende Boote erforderlich, die das Netz ziehen. Die Einführung des Kurrennetzes wird übrigens auf den bereits an anderer Stelle erwähnten Niddener Posthalter Kuwert zurückgeführt. Weniger gerne wird von der Fischaufsicht der sehr beunruhigend auf den Haffboden wirkende Keutel angesehen, ein trichterförmiges Netz von etwa 10–12 m Länge und einer Vorderöffnung von ca. 8 m Durchmesser. Eine Abart des Keutel ist der engmaschige Stintbeutel, der zum Fang dieses zeitweilig in Massen vorkommenden Fisches gebraucht wird.

Von großer Ausdehnung ist die durch Aufstellen von Fangsäcken aller Art betriebene Stellfischerei, bei der besonders der Aalsack hervorzuheben ist. Dieser Fisch wird aber auch mittels Angeln in der Weise gefangen, daß eine lange Schnur mit kürzeren Seitenschnüren versehen wird, an die man etwa 600 Angeln knüpft. Zumeist werden diese Angelschnüre dicht bei den Ortschaften ausgelegt, besonders

Sarkau betreibt den Aalfang auf diese Weise; insgesamt schätzt man die Zahl der im Haff ausgelegten Aalschnüre auf etwa 1100 Stück. Diese riesige Zahl erfordert natürlich auch ein bedeutendes Quantum Köder, wofür besonders der Stichling genommen wird. Zum Fang dieses kleinsten aller Fische sind wiederum Stichlingsgarne in Betrieb, die etwa 30 m lang sind und eine Maschenbreite von nur 4 mm haben, so daß auch nicht der kleinste Fisch hindurch kann. Leider verleitet dieses Netz vielfach zur Raubfischerei an wertvollen jungen Fischen, hieran haben jedoch die Nahrungsfischer nur einen kaum nennenswerten Anteil. Eine Sonderheit der Nahrungsfischerei ist das Wadegarn, ein Zugnetz, das von mehreren zusammenarbeitenden Personen in der Nähe des Ufers in der Weise benutzt wird, daß es ausgeworfen, allmählich durch die im Wasser aufeinander zukommenden Fischer zusammen gezogen wird. Allein die Möglichkeit dieser Fangart beweist schon den großen Fischreichtum des Kurischen Haffes.

Das Wadegarn, dessen Namen auf das Hineinwaten ins Wasser beim Fang zurückzuführen ist, wird auch in der See, namentlich zum Fang des oft in unglaublichen Mengen vorkommenden Strömlings angewendet, wofür man eine Anzahl der etwa 1 m breiten und 10 m langen Netze zu einem langen Netz zusammenknüpft, das man dann treiben läßt. Zu seinem, namentlich bei überraschend ein-

tretem Sturme, sehr beschwerlichen Einholen sind etwa zehn, eine Schicht bildende Personen erforderlich, die hierfür etwa eine Stunde brauchen. Auf der See wird auch mit der Zeise, dem kleinen Zugnetz gefischt, bestehend aus einem Netzsack von ca. 10 m Länge, an das kürzere Seitenflügel mit etwa 300 m langen Leinen angebracht sind. Das Ende der einen Leine wird durch einen mit einer Flage markierten



Fischerei mit dem Keutelgarn.

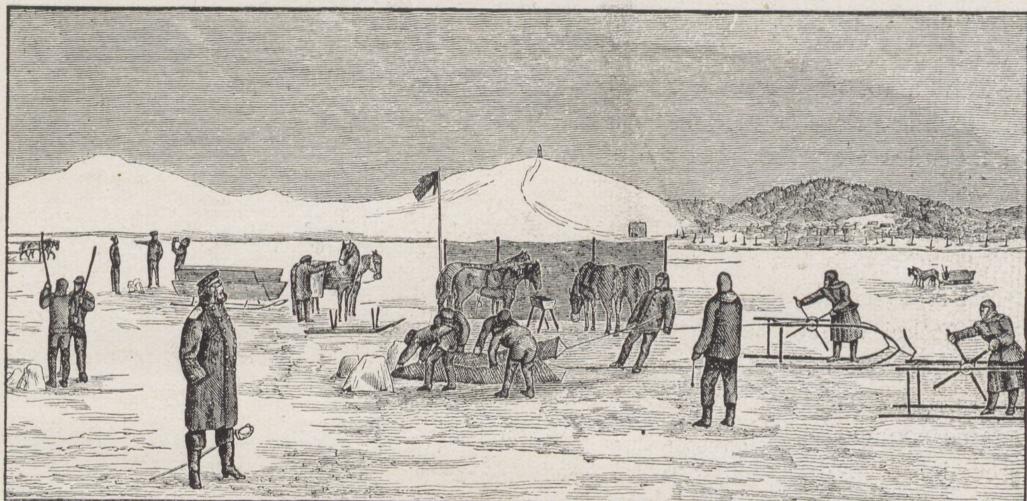
Steinanker festgelegt, während das Boot mit der anderen Leine sich so weit als möglich entfernt, um dann in großem Bogen zur Ausgangsstelle zurückzukehren, worauf das Netz an beiden Leinen gleichzeitig hochgezogen wird. Diese Fischerei wird dann an mehreren Stellen wiederholt.

Sehr von Zufälligkeiten hängt der Fang des Lachses ab, für den auch die Netze sehr kostspielig sind, da die an den gleichen Netzsack angeknüpften Wände etwa 130 m lang sein müssen. Alle Netzwände sind unten mit Steinen beschwert, während sie an der Oberkante Korkschwimmer haben, die das Netz senkrecht wie eine Wand halten. Im Winter wird der Lachsfang auch mit der Angel betrieben, ist dann aber weniger lohnend, da hierbei die an der Nehrung häufigen Seehunde die gefangenen Fische von der Angel abfressen und zumeist nur die Köpfe übrig lassen.

Die Gesamtzahl der auf dem ganzen Haff zugelassenen großen Netze beträgt an Kurrennetzen etwa 140 und an Keutelgarnen 300 Stück, die fast ausschließlich von den Nahrungsfischern benutzt werden. Hierzu kommen als meistverwendete Netze etwa 3000 Staaknetze und 3000 Aalsäcke. Während früher die Netze von den

Fischerfamilien selbst geknüpft und dann geräuchert wurden, werden sie jetzt in der Hauptsache aus Netzfabriken bezogen und dann geteert. An Fahrzeugen befinden sich auf dem preußischen Teil des Haffes 45 Kurrenkähne und 59 Netzkähne. **Seboote sind 56 vorhanden**, denen noch 24 aus Cranz hinzuzählen sind.

Von Bedeutung ist die Winterfischerei auf dem Eis des Haffes, die wohl schon immer in der noch heute üblichen Art mit dem großen Wintergarn betrieben wurde, leider fallen die Erträge bei ihr sehr verschieden aus. Ist bei einem einigermaßen starken Frost das Haff genügend zugefroren, so entwickelt sich bald reges Leben auf dem Eise, und es wird dann für die Eisfischerei zunächst ein großes Loch, auch Wuhne genannt, in dieses geschlagen, durch die das Netz ins Wasser gelassen wird. Durch kleinere, weiter auseinanderliegende Löcher schiebt man das Netz mit Stangen dann bis zu jener Stelle, wo man es durch eine zweite große Wuhne mittelst Winde oder durch Pferde hinauszieht. Bei dieser Art Fischerei sind Kolonnen von 8—10 Mann tätig, die für einen Zug meist den ganzen Tag brauchen; verwendet man das kleinere Klippnetz, so kann man auch deren mehrere



Eisfischerei auf dem Haff bei Nidden.

im gleichen Zeitraum machen. Die Eisfischerei ist überaus anstrengend, namentlich dann, wenn starker Frost die Netze unter den Händen erstarren lässt. Über einen guten Winterfang in alter Zeit berichtet Henneberger: „Anno 1595 war den gantzen Winter ober gar geringer Fischfang auff beiden Haffen / ond sonderlichen auff dem Curischen / wurd fast nur Stindt ond gar kleine Kaulpersken zu Markt gebracht / ond sehr tewer gegeben / konten auch für dem grausamen tieffen schne auff dem Eyse nicht wol fort kommen / als sich aber der schne was gesetzt / hat Gott reichen segen gegeben / in einem zug gegen Rositten 2. meyl ober / da sie in einem zuge für 1200 Marck Fische gefangen haben / sein fast eitel Zigen gewesen.“

Daß der schon erwähnte Aberglaube der Nehrunger grade beim Fischfang seine sonderbarsten Blüten treibt, dafür einige Beispiele: So hält sich der Teufel besonders gerne in den Windhosen oder Krieseln, wie auch in der Eilung, der Gewitterböe auf. Trifft nun eine solche das Boot von vorne oder von oben, so besteht die Gefahr, daß der Teufel die Männer aus diesem holt, wenn nicht am Bug des Bootes ein Messer oder Beil mit der scharfen Seite gegen den Wind

gehalten wird, wobei man ruft „helpt leewe Gottke onn Petrus“; der Teufel gleitet dann an beiden Seiten des Bootes vorbei und verschont dessen Insassen. Zumeist aber tritt der Teufel als Freund der Fischer auf und hilft ihnen nach einer kurzen Beschwörungsformel namentlich beim Lachsfang; um bei zu nahem Umgang mit ihm aber nicht zu Schaden zu kommen, tut man gut, sich mit den roten Beeren der Eberesche zu versehen, vor denen sich der Böse fürchtet.

Eine große Rolle spielt bei den Fischern auch der sogenannte böse Blick; sehen Personen, denen ein solcher zugemutet wird, die Netze an, so gibt es einen schlechten Fang. Um diesen wiederum reicher zu machen, braucht man allerlei Mixturen, so sichert z. B. das Bestreuen der Netze mit Salz oder Schlangenwasser guten Fischfang, für den auch die Erstlingshaube eines Kindes Glück bringt. Besonders wirkungsvoll ist aber ein Stück von der Zugleine der Kirchenglocke, so daß schon mancher Strick alljährlich erneuert werden mußte. Will man ein Netz zum ersten Mal im Jahr benutzen, so legt man eine Axt auf die Schwelle, worüber man es trägt; an ganz neue Netze werden auch Päckchen verschiedener Kräuter gebunden. Begegnet dem Fischer ein mit günstigem Winde segelnder Kahn und will er jenen sich selbst zuwenden, so genügt ein dem fremden Kahn in den Weg geworfener Besen; bei der Eisfischerei sind gestohlene Stangen besonders wirkungsvoll usw. Die Zeit hat natürlich mit diesem Aberglauben schon tüchtig aufgeräumt, aber ohne eine tüchtige Portion von ihm wird der Fischer sein von so vielen Zufälligkeiten abhängendes Gewerbe wohl nie ausüben.

### Die Fische bei der Kurischen Nehrung. Fangerträge.

Der Fischreichtum des Haffes ist wirtschaftlich von größter Bedeutung, er übertrifft bei weitem den des Frischen Haffes; zusammen wiederum sind die Erträge dieser beiden ostpreußischen Binnengewässer größer als die der ganzen preußischen Seeküste. Schon alte Chronisten schreiben, „daß das Haff, wenn Gott es segnen will, gewaltig viel herrlicher Fische gibt.“ Nur bedingungsweise berechtigt sind die Klagen der Nahrungs Fischer über den Rückgang der Fangerträge, auf jahrelanges, fast völliges Ausbleiben mancher Fischarten folgen zum Erstaunen der Fachleute Perioden großer Fänge, namentlich an Aalen, Zander und Sprotten. Die Erscheinung, daß schlechte Fischjahre mit besonders reichen abwechseln, findet ihre Erklärung zumeist in ganz natürlichen Ursachen, im allgemeinen aber bewahrt das Kurische Haff noch heute den stolzen Ruf, das fischreichste Gewässer Deutschlands zu sein.

Unter den Ursachen für den zeitweiligen Rückgang der Erträge steckt in erster Reihe der noch viel zu geringe Schutz der Laichplätze, der sich in der ungünstigen Entwicklung der Fischbrut auswirkt. Diese liegen für die wertvolleren Fische des Haffes zumeist auf den Steinbänken und harten Gründen seines südlichen Teiles, für die weniger guten in den schilfigen Einbuchtungen auf der Ostseite an der Niederrung. Natürlich kann auch eine zu starke, unwirtschaftliche Befischung des Haffes die Ursache von Rückgängen werden, eine solche ist z. B. in dem Fang des Uckelei zu erblicken, dessen Schuppen zur Herstellung künstlicher Perlen benutzt werden, und der eigentlich nur durch engmaschige, der Fischentwicklung schädlichen Netze möglich ist. Auch die Raubfischerei mit den Staaknetzen kann auf den Fischfang verderblich wirken.

Der durchschnittliche jährliche Geldertrag der Fischerei des ganzen Kurischen Haffes beträgt etwa zwei Millionen Mark, hiervon entfällt auf die hauptsächlich

durch Segelkähne betriebene Nehrungsfischerei etwa ein Drittel. Halten wir uns an die Erträgezahlen des Jahres 1913/14, die letzten, die ein einigermaßen deutliches Bild des Fischbestandes des Haffes geben, so finden wir unter den Hafffischen an erster Stelle den Zander mit etwa 450 000 Mark stehend, der in früheren Jahren mitunter so häufig war, daß er den Königsberger Markt völlig beherrschte, auch wurde dieser überaus wertvolle Fisch ehemals eingepökelt und in Fässern versendet. An nächster Stelle steht mit 320 000 Mark der im Quantum sogar am zahlreichsten vorkommende Stint, der zeitweilig in solchen ungeheueren Massen auftritt, daß er fast zur Plage wird. So war z. B. 1842, obgleich an 3000 Personen mit seinem Fang Beschäftigung fanden, das Wasser des südlichen Haffes von Rinderort bis Rossitten auf etwa  $1\frac{1}{2}$  Meilen Breite mit toten Stinten bedeckt, und noch an den Ufern türmten sich ganze Hügel dieser dann wenig gut riechenden Fische. Der Stint wird namentlich am Skierwiethstrom in Riesensmengen gefangen.

Der nächsthäufige Fisch mit einem Fangwert von 287 000 Mark ist die Plötze, deren Vorkommen so stark wechselt, daß sie mitunter der meistgefangene Hafffisch ist. Überaus wertvoll ist der in früheren Jahren fast ausschließlich von den Sarkauern gefangene Aal, auf den etwa  $\frac{1}{5}$  des Geldwertes aller im Haff gefangenen Fische entfällt. Seine vielseitige Verwendung ist bekannt, weniger aber, daß er von der Fischereibevölkerung auch in rohem Zustand und nur mit Salz gepökelt genossen wird und in diesem Zustand bei festlichen Anlässen die Delikatesse bildet; der Aal ist auch sehr wohlschmeckend, wenn man ihn nach dem Salzen auf einen Holzspieß steckt und dann röstet, leider hält er sich auf diese Art nicht lange frisch. Zu den sehr stark vertretenen Fischen gehören auch Barsch und Brassen mit ca. je 225 000 Mark; sehr zurückgegangen ist, ohne daß man die Ursachen kennt, der Kaulbarsch, auf den nur noch 36 000 Mark entfallen; ungefähr die gleiche Summe bringt der seltener Hecht. Von gewisser Bedeutung ist der Fang der namentlich in Ostpreußen beliebten Neunaugen, für deren vom Juli bis zum Eisgang dauernden Fang gegen 20 000 Neunaugenkörbe im nördlichen Haff ausgelegt werden.

Alle sonstigen im Haff vorkommenden Fische, darunter der bis 3 Zentner schwere Wels, treten an wirtschaftlicher Bedeutung gegen die angeführten zurück. Eine Ausnahme macht nur noch der vielseitige Verwendung findende Stichling, der kleinste aller Hafffische, er ist fast unentbehrlich als Köder für die zumeist von den Sarkauern angewendeten Aalangeln. Dann wird aus ihm der von den Fischern stark benötigte Tran bereitet, zu welchem Zweck die Stichlinge in großen Kesseln gekocht und dann in Tonnen geschüttet werden, in denen sich dabei die fettigen Substanzen an der Oberfläche als Tran absondern; die übrig bleibende, übel duftende Masse wird ins Haff geschüttet. Der Tran ersetzt dem Fischer früher Öl und Petroleum. Als Schweinfutter verwendet, gibt der Stichling dem Fleisch jener Tiere einentranigen Beigeschmack, das aber grade dieser Eigenschaft wegen von den Fischern bevorzugt wird.

Von fast gleicher Bedeutung wie die Fischerei auf dem Haff ist für den Nehrungsfischer die Seefischerei, die jene in ihrem Ertrag sogar noch etwas übertrifft, trotzdem sie sich in der Hauptsache auf den Dorsch- und Flunderfang beschränkt. Während die Flunder auf dem Sandboden längs der ganzen Nehrung vorkommt, bevorzugt der Dorsch meist den südlich gelegenen Steilabfall in der See, den scharfen Grund. Vom Dorsch besteht auf der Nehrung die Annahme, daß er bei seinem Eintritt ins Haff blind wird; seine Milch wurde früher auch zur

Tranbereitung verwendet. Den jährlichen Ertrag dieser beiden Fischarten kann man mit je etwa 300 000 Mark annehmen. Ein sehr unzuverlässiger Seefisch ist der Strömling, der zeitweilig so häufig auftritt, daß für das Schock Fische früher mitunter nur ein Silbergroschen gezahlt wurde; in den letzten Jahren blieb er fast ganz aus. Auch der, namentlich von den Sarkauern, früher in größeren Mengen gefangene Lachs, dessen Laichplätze man in der Nähe dieser Ortschaft vermutet, ist recht selten geworden, mehr noch der jetzt fast völlig ausgestorbene Stör, von dem noch 1887 von Pillkoppener Fischern 75 Stück mit dem Strandgarn gefangen wurden. Außer diesen Fischen kommen an der Nehrung noch die Steinbutte und die Sprotte vor.

Genau wie der Fang, so waren in älterer Zeit auch die Verkaufsplätze nebst Fischpreisen durch Verordnungen genau vorgeschrieben, trotzdem blühte aber schon immer der verbotene Fischhandel, bei dem die Fischer den Fang gleich auf dem Haff an Händler verkaufen; bereits 1589 wird von solchen „Kauff-Gesellen am Churischen Strande“ berichtet. Verkauftes damals ein Fischer die Fische ohne Permise-Zettel an fremde Kupscheller, wie übrigens die Fischaufkäufer noch heute genannt werden, so sollte er mit 20 Stockschlägen bestraft werden. Erlaubt war der Verkauf nach den mit dem Kahn leicht erreichbaren Marktplätzen Labiau, Memel und dem längst eingegangenen, ehemals bei Cranzbeck liegenden Rodahn; wollten die Fischer ihren Fang nach anderen Orten bringen, so bedurfte es jedesmal besonderer Erlaubnis. Um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts schreibt Lucanus „die Nehrunger bringen getrocknete und geräucherte Fische zu den Märkten.“ Wie wichtig z. B. die Fischversorgung von der Nehrung seit jeher für die Stadt Königsberg war, geht aus der 1802 eingerichteten Stiftung des Königsberger Stadtrates Gesekus hervor, nach der jährlich 100 Taler demjenigen Fischer des Kurischen oder Frischen Haffes gezahlt werden sollen, der die meisten selbst gefangenen Seefische nach Königsberg zum Verkauf bringt; hiermit war der Ansporn gegeben, sich der damals noch weniger betriebenen Seefischerei zuzuwenden. Gesekus bestimmte übrigens auch weitere 100 Taler für denjenigen Fischer, der sich der weitmaschigsten Netze zum Fang bedient, womit gewissermaßen eine Schonprämie geschaffen wurde. Diese Stiftung wurde dann dahin abgeändert, daß an je fünf Fischer des Kurischen resp. des Frischen Haffes hierfür jährlich 50 Mark gezahlt wurden, mit dem Jahre 1923 hörten diese Zuwendungen aber auf. Die Eröffnung der Cranzer Bahn ermöglichte später, namentlich den Sarkauer Fischern, erleichterte Absatzmöglichkeiten.

Eine wesentliche Änderung des Fischvertriebes brachte der Krieg, nachdem solcher bis dahin dem freien Handel überlassen war. Wie alles andere wurde auch der Fischertrag organisiert, und zwar zunächst im Herbst 1916 jener der Seefische, dem sich im Februar 1917 auch der der Hafffische anschloß. Der gesamte Fang mußte von der Zeit an an die vom Generalkommando damit beauftragten Händler abgeliefert werden, wobei die Fischer selbst auf den Kopf und Woche 5 Pfund zurückbehalten durften, die Hauptmasse aber wurde nach Gegenden verschickt, die bisher noch nie zu Hafffischen gekommen waren. Diese Einrichtung wurde zwar nach dem Kriege aufgehoben, die Vermittlungsstellen hatten aber hierdurch engere Fühlung mit den Fischern erhalten, die sie dann für ihre eigenen Zwecke ausnutzten. Die in der Folge hierdurch entstandenen Fischvertriebsgesellschaften brachten es schließlich mit sich, daß man in der Heimat der Fische selbst diese nur noch ausnahmsweise und dann meist nur zu hohen Preisen erhalten kann.



Elche im Erlenmoor auf der Kurischen Nehrung.

Fährten breit im Moos! Tiefrote Kelche  
Feuchter Erika — ein Kiefernstumpf —  
Röhricht — still! Dort weiden sie, die Elche,  
Abendlich besonnt im Erlensumpf.

A. K. T. Tielo (Kurt Mickoleit).

## Die Tierwelt auf der Kurischen Nehrung.

Die eigenartige Bodenbeschaffenheit der Kurischen Nehrung ist mit die Ursache, daß ihre Tierwelt eine recht dürftige ist, man findet an jagbaren Tieren nur den erst seit 1878 wieder auf ihr heimischen Elch oder das Elen, ferner Rehe, Hasen und Kaninchen; an Raubzeug den Fuchs, seltener den Dachs, dazu mehrere Iltis- und Wieselarten, darunter vereinzelt das Hermelin, und schließlich den Igel. Vorhanden sind auch die verschiedenen Mäusearten, und die Ratte ist natürlich auch hier, wie überall, wo menschliche Niederlassungen sind, vertreten, von ihr will man sogar ganze Züge beobachtet haben. Fast alle Tiere der Dünenwelt weichen aber in ihren Lebensgewohnheiten, wie auch mit ihren gelblichgrauen Farben, durch die sie sich in Übereinstimmung mit dem Boden setzen, von ihren Genossen auf dem Festlande ab, so daß man bei mehreren sogar von neuen Arten spricht. Wesentlich zahlreicher war die Tierwelt vor der Versandung der Nehrung, die manche Gattung vertrieb und die erst jetzt bei den sich günstig gestaltenden Anpflanzungen wieder auf ihr heimisch werden.

Besonders zahlreich muß früher das Rotwild auf der Nehrung gewesen sein, denn jahrhundertelang fanden hierauf Jagden statt; schon 1512 stellte der Pfleger von Grünhoff Edelleuten Schlitten und Leute zur Jagd in der Sarkau zur Verfügung. Dann heißt es im 17. Jahrhundert; „und halten sich daselbst Ehlendt und Wölffe, unterweilen auch Rehe auf.“ Das Rotwild muß dann aber scheinbar verschwunden sein, denn 1646 heißt es in einer Verordnung für die Gehege am See-strande und auf der Schaakischen und Mümmelschen Nehrung: „dahin wir das

Wildpreet von weiteren Oerteren mit große Mühe und Ungelegenheit bringen lassen“, auch wird darin geklagt, daß durch unberechtigtes Jagen großer Unfug angerichtet werde. Um diesen zu verhindern, sollte jeder, der dort mit einem Schießgewehr betroffen würde, anderen zur Abscheu nicht allein am Leibe, sondern auch an Haut und Haar, selbst am Leben bestraft werden, und falls auf frischer Tat beim Wildern betroffen, sofort niedergeschossen werden. In dem immer wieder als besonders schön geschilderten Nehrungswald wurde das Rotwild also zumeist gehegt, so bestimmte 1654 der Große Kurfürst, daß das von der Nehrung über das Haff schwimmende oder sich im Samland verbreitende Rotwild von den dortigen Jagdberechtigten nicht geschossen werden darf, sondern es sei einzufangen und nach der Nehrung zurückzubringen.

Auch König Friedrich Wilhelm I. ließ die Edelhirsche aus der Kaporner Heide auf die Nehrung treiben und ihnen hier Stationen anweisen, durch diese Pflege vermehrten sie sich aber so stark, daß sie eine Last für die Nehrungsbewohner wurden. Viel Wild war namentlich um den Grabzter Haken zu finden, der ehemals mit starker Tannenholzung bestanden war: „es hegt hier viel Hirsch und Rehe, die Elends-Thier, so von der Landseite herüberkommen, können wegen Mangel ihres Fraßes aber nicht lange subsistieren,“ heißt es 1719. Viel Wild sollen die Russen während ihrer Besetzung der Nehrung gelegentlich des siebenjährigen Krieges vernichtet haben. Die immer ungenügender werdenden Nahrungsverhältnisse auf der mehr und mehr versandenden Nehrung konnten das Wild aber schließlich nicht mehr halten, es wanderte ab, und der Rest wurde 1793 endgültig nach dem Warnickener Forst getrieben. Als dann die von 1812 angelegten Forstkulturen sich etwas eingewachsen hatten, fand es sich auch wieder auf der Nehrung ein, immerhin wurde der letzte Hirsch auf der Nehrung schon 1820 bei Schwarzort erlegt.

Wie wir das Rotwild auf der Nehrung zumeist nur als gehegt vorkommen sehen, so auch den Elch, dieser scheint sich hier so wohl zu fühlen, daß er heute als Standwild unter der Nehrungstierwelt an erster Stelle steht. Früher wechselte er mehrfach aus dem Memeldelta über das Eis des Haffes zur Nehrung, ein solcher Elchwechsel war z. B. bei der Windenburger Ecke, wo er durch die flache Kalwabank begünstigt wurde. Jetzt findet man den urweltlich anmutenden Elch dauernd auf der ganzen Nehrung, namentlich dort, wo das Grundwasser dem Boden einen bruchartigen Charakter verleiht, so im Cranzer Hochmoor und bei Grenz, dann in der Umgebung Rossittens, im Perwelker Elchbruch, wie auch sonst in den ausgedehnten Plantagen längs der Seeküste. Im Sommer wandert er, bis auf ein kleines Rudel, das sich dauernd bei Rossitten aufhält, auf der ganzen Nehrung hin und her, im Herbst vor der Brunftzeit kommen aber fast alle Tiere nach hier, wo scheinbar so eine Art Generalmusterung stattfindet.

Bereits zur Zeit der alten Preußen wurde der Elch gehegt, sollen doch sogar geistliche Wärter zum Schutz des Elen bestellt gewesen sein. Unter dem Orden betrug die Strafe für ein gewilddiebtes Elen neben Gefängnis 100 ungarische Gulden. Nach der fast völligen Versandung der Nehrung wurde er natürlich selten, umso mehr, da überhaupt der Gesamtbestand dieses Tieres durch die Jagdfrevel des Revolutionsjahres 1848 auf 13 Exemplare in ganz Preußen herabgemindert war, und nur durch große Sorgfalt war es möglich, bis 1856 den Bestand wieder auf 50 Stück zu heben. Auf der Nehrung vermehrt sich das Elchwild, da es hier von Störungen ziemlich verschont ist, so stark, daß es im Interesse der Dünenkulturen scharf überwacht werden muß. Der Elch ist nämlich ein heilloser Ver-

wüster des jungen Nehrungswaldes, der namentlich im Frühjahr, wenn bei den jungen Kiefern der Saft steigt, diesen recht gefährlich wird. Er schält dann die jungen Bäumchen und verbeißt ihre Seiten- und Höhentriebe, wobei er auch so manchen Stamm knickt, ebenso behagen ihm aber auch die jungen Triebe der auf den Kuppen der Vordüne wachsenden Weidenpflanzungen. Wird die Nahrung knapp, so verschmäht der Elch schließlich auch das Schilfrohr, selbst den Seetang nicht. Daß der Forstmann aus diesen Gründen von seinem Aufenthalt nicht gerade begeistert ist, ist naheliegend, trotzdem macht er ihm das Leben so angenehm als möglich und durch Anpflanzungen von Aspen hofft man die Elche sogar ganz von den Kieferschonungen fernzuhalten.

Während früher auf der Nehrung der jährliche Abschuß nur einige Tiere betrug, vergrößerte er sich infolge der starken Vermehrung, so daß z. B. 1907 hier zwanzig Elche geschossen wurden. Da der Krieg mit seinen Folgen ihn wieder stark ver-



Trollender Elch.

minderte, ist zur Zeit der Abschuß für einige Jahre ganz verboten, immerhin hält sich der Elchbestand auf der Nehrung ungefähr auf dreißig Tiere. Besonders nachteilig auf das Fortkommen des Elches aber wirkt ein widerliches Parasit, die Elchrachenbremse. Diese legt bei jeder sich nur bietenden Gelegenheit ihre Eier in die Nasenräume des Tieres, ihre ausschlüpfenden, bis 4 cm lange Larven dringen dann in die Rachenöhle und ins Gehirn, wodurch sie den qualvollen Tod des Tieres herbeiführen. Dieses überaus selten beobachtete Insekt wurde erstmalig 1862 von dem Oberförster Ulrich bei einem verendeten Elch in der Ibenhorster Forst gefangen und auch nach ihm benannt, erst in den Jahren 1911/12 fing man dann einige weitere Exemplare. Der Präparator Möschler in Rossitten, wohl der beste Kenner der Insektenwelt der Nehrung, hat das Vorkommen von Larven der Elchrachenbremse bei jedem verendeten und geschossenen Elch festgestellt, und zwar in der Anzahl von durchschnittlich 30—40 Stück; schwächere Tiere gehen an

diesem peinigenden Parasit natürlich eher zugrunde als widerstandsfähigere. So mancher Elch kommt auch aus anderen Gründen, so durch Schlagfluß beim Baden im erhitzten Zustand, durch Verunglücken beim Überschreiten des Eises usw., in Abgang.

Im Volksleben der Nehrung spielt der Elch natürlich auch eine Rolle, wie nachstehende hübsche Sage beweist. Danach verfolgten einst Fischer einen im Haff schwimmenden Elch. An Land getrieben, blieb das gehetzte Tier ängstlich vor einem Hirtenjungen stehen, der, erbarmt durch den flehenden Blick, den Elch nach seinem Begehr frug. Zu seinem Erstaunen erhielt er die Antwort: „setze dich auf meinen Rücken und decke mein Geweih mit deinem Tuch, dann werden meine Verfolger glauben, du säbst auf einem Pferde.“ Der Junge tat wie ihm geheißen, und wirklich folgten die Fischer einer falschen Spur. Zum Dank führte der Elch den Hirten zu einer Stelle, wo ein großer Goldschatz vergraben lag, als die Fischer aber ihren Irrtum einsahen, gab jener sein Geheimnis unter Drohungen preis, worauf er gezwungen wurde, die Fischer zu dem Schatz hinzuführen. Hierbei wurden sie von einem leise vor sich hinschnaubenden Schimmel begleitet, woraus der Hirt entnahm, daß die Fischer irregeführt werden sollten. Tatsächlich blieben sie auch bald im Triebsand stecken, und der Hirtenjunge konnte sich allein zu der ihm bezeichneten Stelle begeben, wo er ein Kästchen mit Goldstücken fand, die es ihm ermöglichten, später eine angesehene Stellung zu erlangen.

Recht gut ist der Bestand an Rehwild auf der Nehrung, das hier ihm zugesagende Lebensbedingungen vorfindet, umso mehr als sich die Bewaldung ja ständig verbessert; namentlich kommen starke Tiere vor. Bemerkenswert ist das häufigere Vorkommen weißer ~~Rehe~~, der Albinos, von denen es stets einige Exemplare auf der Nehrung gibt. Strenge Winter wirken leider des öfteren verheerend, so wurden z. B. nach dem starken Frost des Jahres 1888 allein im Forstbezirk Grenz an dreißig erfrorene Rehe gefunden. Dem Hasen scheinen dagegen die Futterverhältnisse auf der Nehrung, trotz deren würziger Kräuter, nicht sonderlich zu behagen; er soll aber dadurch im Geschmack vorzüglich sein; jedenfalls findet man ihn verhältnismäßig selten, desto häufiger das wilde Kaninchen.

Unter dem Raubzeug steht an erster Stelle der Fuchs, der früher noch häufiger war als heute, vergiftete man doch allein vor einer Reihe von Jahren in einem Winter bei Rossitten etwa 25 Exemplare. Der Fuchs findet hier seine Nahrung in den vielen, regelmäßig von ihm ausgeplünderten Vogelnestern; ist im Winter dort nichts zu holen, so müssen schließlich die an der Seeküste ausgeworfenen toten Fische zum Unterhalt ausreichen, wodurch allerdings das Fell so räudig werden soll, daß es keinen Schuß Pulver wert ist. Eigenartig sind die vielen Farbenverschiedenheiten unter den Nehrungsfüchsen.

Sonstige kleinere Säugetiere kommen nur noch vereinzelt auf der Nehrung vor, stark vertreten sind aber am Seestrand die Kegelrobbe und der Seehund, die man dort häufig, sich sohnend, beobachten kann.

Von ausgestorbenen Tieren soll das Rentier noch nach Christi auf der Nehrung vorgekommen sein, was jedoch unerwiesen ist, denn eine auf ihr gefundene Rentierstange gehört der Steinzeit an. Lange verschwunden sind auf der Nehrung Bär, Luchs und das Wildschwein, und auch der letzte Wolf wurde auf ihr schon 1766 getötet.

## Die Vogelwelt der Kurischen Nehrung.

Seit langem war die Aufmerksamkeit der Ornithologen sowie der Freunde der gefiederten Welt auf die Kurische Nehrung gerichtet, aber erst in neuerer Zeit erkannte man, daß diese nicht nur die vielseitigste Vogelwelt Nord-Europas hat, sondern daß sie für viele Arten schlechthin als ein Vogelparadies anzusehen ist. Eigentlich hat man auf der Nehrung so gut wie alle nordeuropäischen Vögel beobachtet, verhältnismäßig gering ist dagegen aber die Zahl der Arten, die auf ihr auch die Brutstätten, also ihre Heimat haben; die meisten werden hier zumeist nur gelegentlich des berühmt gewordenen Vogelzuges gesehen. Wenden wir uns nun den auf der Nehrung beheimateten Vögeln zu, so sind es besonders drei Gattungen, die der Falken, Krähen und Möwen, die den ornithologischen Ruf der Nehrung verbreiteten.

Unter ihnen steht der auf der Nehrung in verschiedenen Arten heimische Falke an erster Stelle, von dem wir hier den Turm- und den Rotfußfalken, den Mäusebussard und den einst für die Falkenjagd besonders geeigneten und gepflegten skandinavischen Wanderfalken antreffen. Zumeist kann man diese Raubvögel im Sarkauer Walde, der nach ihnen einst die Falkenheyde hieß, beobachten. Diese bezeichnet Henneberger als einen „feinen lustigen raumen Plan bei dem curischen Haffe.“ Hier hatten die unter dem Königsberger Hauskomtur stehenden Falkoniere ihre Falkenbuden und Falkenschulen, in denen sie die Vögel zur Jagd abrichteten. Für diese Dressur hielt man die Falken durch Störungen und Geräusche dauernd wach, wodurch sie ganz matt wurden und in diesem Zustand sich leicht zähmen ließen, wofür 3—4 Monate gebraucht wurden. Besonders berühmt aber war die 1396 auf der Marienburg eingerichtete Falkenschule.

Vor der Erfindung der Schußwaffen war das Gewerbe eines Falkners von einer gewissen Bedeutung. Die Jagd mit Falken hielt sich als vornehmer Sport sogar noch weit in das achtzehnte Jahrhundert hinein, und noch 1700 werden bei Sarkau zwei Falkenbuden erwähnt. Es hieß damals „auf dem Kaalland sehet man viel schöner Falcken“, natürlich wurden solche aber auch auf der ganzen weiteren Nehrung, so bei Pillkopen, Nidden und Schwarzort gefangen, ebenso kamen auch viele Falken aus dem Samland und von der Frischen Nehrung. Ein großer Teil der meist im Frühjahr und Herbst während des Vogelzuges gefangen und dann abgerichteten Falken kam zur Ordenszeit als wertvolle und hochgeachtete Geschenke an hervorragende Fürstlichkeiten, nicht ohne daß sich der Orden hierfür allerlei Gegendienste erbat, so z. B. einmal die freie Warendurchfuhr durch die Rheinlande, der Falkenfang wurde daher auch weniger des direkten Gewinnes wegen betrieben. Aber auch untereinander schenkten sich die damaligen preußischen Machthaber Falken, so hört man von Sendungen solcher des samländischen Bischofs an den Hochmeister und an den Großkomtur.

Die zur Falkenjagd sich eignenden Falken finden wir unter den verschiedensten Bezeichnungen, zumeist als Geierfalte, Edelfalte, Blaufuß und roter Falke. Natürlich sind es die gleichen Gattungen, die noch heute auf der Nehrung heimisch sind oder sie während des Vogelzuges berühren, und die wir jetzt in dem Sammelnamen als Jagdfalken zusammenfassen. Ferner kommen hier noch vor der Wanderfalte, der Rotfuß- und der Merlinfalte; weniger in Betracht kamen für die Jagd Habicht und Sperber. Zumeist waren es nur die gewöhnlichen Falken, die verschenkt wurden; kamen Geierfalken zum Versand, so wurde dieses als Bevorzugung

erwähnt, besonders wertvoll war aber das Geschenk eines Hagartfalken, wohl die Bezeichnung für den jungen Falken nach seiner ersten Mauser. Den Wert eines derartigen Tieres berechnete man mit etwa 480 Scheffel Roggen, während der Preis für gewöhnliche abgerichtete Falken nur gegen  $1\frac{1}{2}$  Mark betrug. Unabgerichtete Tiere waren noch billiger, so zahlte Peter der Falkner 1399 für 17 aus dem Samland gekaufte Falken nur  $10\frac{1}{2}$  Mark; Geierfalken kosteten ca. 4 Mark (die damalige Mark fein Silber hatte einen ungefährnen Wert von 42 Mark).

Sehr umständlich war dann noch der Transport der Falken an die einzelnen Empfänger, brachten doch die Falkner ihre Zöglinge zumeist selbst an die betreffenden Fürstenhöfe, wofür ihnen Geleitbriefe mit auf den Weg gegeben wurden. Für diese Transporte wurden die Falken auf Tragen zu je zehn Stück gefesselt, zur Beruhigung erhielten sie Hauben oder Rauschen über den Kopf gezogen. Der Versand geschah zumeist im Oktober nach beendeter Dressur. Allein im Jahre 1432 machte z. B. der damalige Hochmeister Paul von Rußdorf folgende Falkengeschenke: Je 6 Falken dem Markgrafen von Brandenburg und von Sachsen, dem Landgrafen von Thüringen, den Herzögen Ludwig von Heidelberg, Albrecht und Friedrich von Österreich, denen von Ingolstadt und von Bayern; ferner den Bischöfen von Mainz, Trier und Köln. Je 8 Falken erhielten die Herzöge von Berg, Cleve und von Geldrungen, der Herr von Burgund, dieser dabei einen „Musser-Habicht und einen Wynt, der dem Habicht hilft“. Der Meister zu deutschen Landen aber bekam 12 Falken. In den Jahren 1508/9 erhielt dann z. B. der Kaiser je 14 und 1521 12 Falken, je 6 kamen damals auch an die Könige von „Engelandt, Portugal und Frankreich, 8 und ein Habichtlein an den Papst.“ Im Laufe der Regierung Herzog Albrechts wurden allein an die englischen Könige und Königinnen 299 Falken gesandt und an den allmächtigen Cromwell über 100 Stück, regelmäßige Sendungen erhielten auch der römische Kaiser Ferdinand, die Königin Marie von Ungarn als Statthalterin der Niederlande, die Könige von Frankreich, Spanien, Polen und Böhmen, wie wohl überhaupt die meisten Fürsten jener Zeit. Versandt wurden jährlich insgesamt etwa 100 Falken, war ein besonders gutes Fangjahr, so stieg die Zahl, erhielt doch z. B. der römische Kaiser einmal sogar 28 Falken.

Manchmal kam es auch vor, daß die Vögel wieder in ihre Heimat zurückkehrten, so wurde um 1650 das silberne Schildchen eines aus Spanien gekommenen Falken im alten Crantzkrug aufbewahrt, auch von der Rückkehr eines Falken, der auf seinem Schild den Namen des Königs Jacob VI. von Schottland führte, wird berichtet. Später wurden die samländischen Falken dann durch die aus Island kommenden verdrängt. Zu einer gut eingerichteten Falknerei gehörten etwa 35 Vögel, von denen je eine Anzahl für die Beize auf Reiher, Enten, Krähen, Hasen usw. abgerichtet waren; zu ihrer Aufsicht galten sechs Mann als erforderlich. Die Jagd mittelst Falken hielt sich in Holland noch bis ins vorige Jahrhundert, um dann schließlich auch dort aufzuhören.

Von sonstigen Raubvögeln hat der früher in Deutschland häufige Seeadler auf der Kurischen Nehrung seinen letzten Zufluchtsort gefunden, ebenso kommen hier noch der Fischadler und der schwarze Milan als Brutvogel vor. Unter den Eulenarten ist die Waldohreule und im Winter die Schneeeule auf ihr heimisch.

Wie früher der Falke von der Kurischen Nehrung der Standesvogel des Edelmannes war, so war und ist noch heute die Nebelkrähe der Vogel des Nehrungsfischers. Sie muß ihm die Speisekarte während des Winters reichhaltiger gestalten, scherhaft bezeichnet man diese Krähe daher auch als Nehrungstaube oder gar

als Sarkauer Gans, und so mancher dieser nützlichen Vögel muß auf der Speise-karte der Großstadt sogar die Verwandlung zum Rebhuhn durchmachen. Vorbei sind aber die Zeiten, wo man für eine gerupfte Krähe 15—25 und für eine ungerupfte bis 35 Pfennige zahlte, da die minderwertigen Federn doch noch einen Wert zur Füllung der Nahrungsbetten haben, obgleich sie ein eigenmächtiges Kribbeln auf der Haut hervorrufen sollen.

Der Krähenfang selbst ist nun eine Sonderheit der Nehrung, die ihren Bewohnern den harmlosen, aber nicht gerne gehörten Spottnamen als „Kreihe-bieters“ = Krähenbeißer eingetragen hat. Die Hauptzeit des Krähenfanges fällt vom Oktober bis in den Dezember hinein, da diese Vögel dann die Nehrung in ungezählten Scharen überfliegen, um aber schon im Februar den Rückflug anzutreten. In der Art des auf der Nehrung betriebenen Krähenfanges, die der des ehemaligen Falkenfanges gleichen soll, liegt ein großes Stück Urwüchsigkeit, die sich wegen ihrer praktischen Art auch auf das andere Haffufer ausgebrettet hat; der Nehrungsbewohner nennt sie Krähen ziehen. Schon am noch dunklen Morgen bricht der Krähenfänger mit seinem Gerät und einigen an den Flügeln gestutzten



Beim Krähenfang.  
Nach einer Zeichnung von Prof. Karl Storch.

Lockkrähen auf, um rechtzeitig den Fangplatz zu erreichen, auf dem die bereits aus Fichtenzweigen errichtete niedrige Bude seiner wartet. In einer Entfernung von etwa 40 Metern von ihr wird ein etwa 2×5 Meter großes umklappbares Netz ausgespannt, um dieses die mitgebrachten Lockkrähen angepflockt und unter das Netz selbst der aus Fischen bestehende Köder gelegt. Durch beides angelockt, fallen bald die ersten Krähen ein, worauf das vom Krähenfänger von der Hütte aus ziehbare Netz den Fangplatz überschlägt. Von den gefangenen Krähen werden zunächst noch einige weitere angepflockt, und nun beginnt der eigentliche Fang, der an günstigen Tagen dem Krähenfänger bis 100 Stück bringt.

Die gefangenen Krähen werden gleich an Ort und Stelle getötet, zu welchem Zweck sie der Fänger mit der rechten Hand bei den Flügeln, mit der linken beim Schnabel faßt; ein leichter Knack mit den Zähnen auf den Kopf bringt der Krähe den sofortigen Tod. Diese durchaus humane Art des Tötens, des Krähenbeißens,

ist natürlich nicht jedermann's Sache und so bedient man sich hierzu auch des Hammers und der Zange. Daheim werden die Krähen nun gerupft und zumeist eingepökelt, sie werden hierdurch von gewisser wirtschaftlicher Bedeutung und es ist verständlich, daß der Nehrung sich bemüht, während des Zuges möglichst viel von ihnen für den Winter zu fangen. Daß auch so mancher andere Vogel den Krähenfängern ins Netz fällt, ist naheliegend, ihnen aber auch den Genuss des widerwärtigen Fleisches der Raubvögel nachzusagen, ist ein Unrecht, das man dem besonders während des Krieges zu Ansehen gekommenen Gewerbe der Krähenbeißer nicht antun sollte.

Die auf der Nehrung am häufigsten vorkommenden Krähenarten sind die Nebelkrähe, die Saatkrähe und die Dohle. Von ihnen brütet die Nebelkrähe auch vielfach auf ihr, im allgemeinen aber gehören die Krähen nicht zu den heimischen Vögeln. Ihr Vorkommen ist aber namentlich während des Vogelzuges auf der



Sammlung der Möweneier auf dem Bruchteich bei Rossitten.  
Nach einer Zeichnung von Prof. Karl Storck.

Nehrung so bedeutend, daß sie sich allein durch ihre Massen dort ein gewisses Heimatrecht erworben hat.

Eine weitere Sonderheit der Kurischen Nehrung ist die zierliche, nur wenig ins Wasser tauchende Möwe in ihren verschiedenen Abarten, wie als Silbermöwe und als Sturm- oder Haffmöwe, die namentlich die Haken und Ufer der Haffküste in großen Massen bevölkert, deren Brutplätze aber trotzdem noch nicht ermittelt werden konnten. Ferner kommen auf der Nehrung vor: die Zergmöwe, Mantelmöwe, Heringsmöwe, Eismöwe, Dreizehnmöwe und in besonders großen Scharen die auf der Bruchwiese bei Rossitten nistende Lachmöwe, deren Winterquartiere im südlichen Europa liegen. Einst zahlte man, um ihrer großen Vermehrung Einhalt zu tun, für jedes ausgenommene Ei 10 Pfennige, als man dann aber den guten Geschmack der Möweneier schätzen lernte, verpachtete man vor etwa 40 Jahren das Absuchen der Nester nach Eiern, von denen jetzt jährlich etwa 4000—5000 versendet werden, wodurch die Möwe also auch zu den nutzbringenden Vögeln der Nehrung aufrückte. Berühmt ist der Möwenaufstieg auf der jetzt zum Natur-

denkmal erklärten Bruchwiese, der sich z. B. nach dem Fallen eines Schusses oder infolge eines unberufenen Eindringlings erhebt, und wobei man die Zahl der Möwen auf etwa 50 000 schätzt. Die ständige Vogelkolonie auf dem Bruchteich ist mit etwa 4000 Lachmöwen und an 1000 Flugseeschwalben anzunehmen; ein kaum minder fesselndes Bild bietet aber auch die Vogelwelt der beim Schwarzen Berge liegenden Vogelwiese.

Sehr häufig wird die Seeschwalbe mit den Möwen verwechselt, sie ist aber leicht an ihrem gegabelten Schwanz erkennbar, dieser schöne Vogel in seinen verschiedenen Abarten verdient besondere Schonung. Vertreten sind auf der Nehrung, namentlich bei Rossitten, fast alle Seeschwalbenarten, so die Zwerpseeschwalbe, die Flugseeschwalbe, die Küstenseeschwalbe, die Brandseeschwalbe und die Raubseeschwalbe, daneben natürlich auch die verschiedenen Hausschwalben.

Unter den Schwimmvögeln stehen ihrer Zahl nach die verschiedenen Entenarten auf der Nehrung an erster Stelle. Unter ihnen finden wir die schöne Brandente, die Krick-, die Löffel- und die Eisente, diese auch Karkeliter genannt, ferner die Märzente und während der Flugzeit die in ihrer Brutheimat so nützliche Eiderente. Eine drollige Art des Entensanges soll früher auf der Nehrung heimisch gewesen sein, nach welcher der Entenjäger bis an den Hals ins Wasser ging, nachdem er sich, um die Enten zu täuschen, einen ausgehöhlten und mit Augenlöchern versehenen Kürbis über den Kopf gestülpt hatte. Nahte sich ihm nun, durch die mitgeführte Lockente angezogen, eine Wildente, so wurde sie an den Beinen gepackt und nach Prüfung auf ihre Fetttheit am Leibgürtel befestigt. Die mit Binsen und Rohr eingeschlossenen offenen Haffstellen bilden aber auch ideale Jagdgründe für die richtige Entenjagd.

Auch sonst sind auf der Nehrung an Wasser- und Sumpfvögeln wohl alle Gattungen vom zeitweilig sehr häufigen Strandläufer bis zu dem, die Nehrung auf seiner Wanderung berührenden Schwan vertreten, für sie alle bildet namentlich das Rohrwaldgebiet bei Grenz ein förmliches Eldorado. Dort trifft man den seltenen Kranich sogar als Brutvogel an, und die Schwarzorter Reiherkolonie ist wohl jedem Besucher dieses Ortes bekannt. Da beide Tiere der Fischerei sehr schädlich sind, wurde 1880 bestimmt, daß sie, wie auch der bei Grenz koloniewise zu findende Haubentaucher, nach Belieben getötet werden können. Leider hat man diese Bestimmung auch auf den wohl schönsten Vogel der Nehrung, den Eisvogel, ausgedehnt. Ganz untreu ist aber jetzt der Nehrung der Storch geworden, nachdem auch aus Rossitten das letzte Paar fortgezogen ist. Bei Rossitten soll man übrigens 1729 einen Storch aus der Ostsee gefischt haben, der wohl beim Fluge erstarrt war und in die Wärme gebracht, wieder ganz munter wurde, worauf man ihn mit Fischen unterhielt.

Von den Stelzvögeln kann man die Familie der Regenpfeifer im Herbst auf der Rossittener Vogelwiese in allen Arten beobachten, dazu die Kiebitze und verschiedene Schnepfenarten. Auch die scheuen Brachvögel mit ihren langen spitzen Schnäbeln trifft man auf der Nehrung; selten ist das Rebhuhn. Zahlreich ist, seitdem die hier errichteten Telegraphenstangen ihm die Möglichkeit zum Anhaken gegeben haben, in neuerer Zeit der Buntspecht geworden, wodurch er aber schädigend wirkt. Häufig ist auch der auf der Nehrung verhältnismäßig vertrauliche Kuckuck, ebenso der in großen Schwärmen auftretende Star. Ein typischer Nehrungsvogel ist der namentlich im Frühjahr sich regelmäßig einstellende hübsche Karmingimpel, und im Winter taucht die aus dem hohen Norden kommende Schneeammer auf.

Unter den Singvögeln ist die Weindrossel am häufigsten, der Sprosser brütet in der Cranzer Plantage; selten ist dagegen die Heide- und die Feldlerche, die ihr Lied nur über den Feldern Rossittens erschallen lässt, wo sie auch nistet. Aber auch außer den angeführten Vogelarten ist die Nehrung noch reich an weiteren Gattungen, die Aufzählung wäre aber unvollständig durch den Allerweltsvogel, den Feld- und den Haussperling, der sogar beim einsamst gelegenen Fischerhaus anzutreffen ist. Das Vorkommen dieser gewaltigen Vogelwelt auf der Nehrung führt uns nun zu dem berühmten Vogelzug über die Nehrung mit ihrer fast ebenso bekannten Beobachtungsstelle nebst Vogelmuseum in Rossitten.

### Der Vogelzug über die Kurische Nehrung und die Vogelwarte Rossitten.

Eine der merkwürdigsten Naturerscheinungen ist das geheimnisvolle Wandern eines großen Teils der Tierwelt, namentlich der Vögel. In altererbter Weise, die den jüngeren Tieren immer wieder von den älteren gelehrt wird, zieht im Herbst ein großer Teil der Vögel in andere, ihnen zusagendere Gegenden, um sobald als möglich bei Beginn des Frühjahrs wieder zu den Brutplätzen, als ihrer eigentlichen Heimat, zurückzukehren. Diese Reisen werden von den Zugvögeln in durchaus gemächlicher Weise zurückgelegt, Bedingung für die gewählten Zugstrecken ist aber das Vorhandensein geeigneter Futter- und Ruheplätze.

Seit altersher ist nun die Kurische Nehrung als eine besonders beliebte Zugstraße bekannt, da die Vögel hier finden, was sie für die Unterbrechung ihrer Fahrt benötigen, auf ihr sammeln sich daher Gäste aus Island und vom Kaspischen Meer, sogar Vögel aus Sibirien und vom Himalaya geben sich hier ein Stelldichein. Bis in die neuere Zeit lagen aber die von allen diesen Vögeln aufgesuchten Winterquartiere völlig im Dunkel, ebenso die von ihnen benutzten Zugstraßen und ihre Brutstätten. Durch die in Rossitten eingeführte schematische Vogelberingung gelang es, diese Fragen ihrer Lösung wesentlich näherzubringen, ergeben doch die Orte, an denen man beringte Vögel feststellt, die von ihnen benutzten Wanderstrecken und schließlich auch die Anhaltspunkte für ihre eigentlichen Brutheimaten.

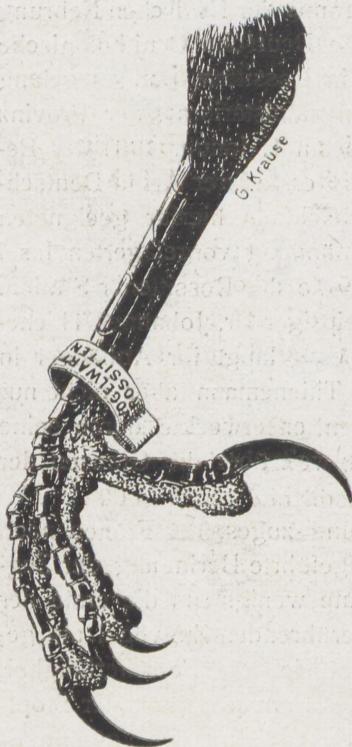
Mit der Beobachtung des Vogelzuges waren uns zunächst andere Länder vorausgegangen, erst im Jahre 1877 wurden auch in Deutschland an etwa 300 Orten Stationen zur Beobachtung desselben eingerichtet, die jedoch, da sie keine nennenswerten Resultate erbrachten, schon 1888 aufgehoben wurden. Wieder blieb das Studium des Vogelzuges nur einigen privaten Forschern überlassen, unter denen der Pastor Fr. Lindner an erster Stelle erwähnt sein mag, der Jahre hindurch, zuletzt von seinem Wohnsitz im Harz, zur Beobachtung des Vogelzuges nach der Kurischen Nehrung kam. Von Lindner röhrt auch das erste Verzeichnis der auf der Nehrung vorkommenden Arten mit 239 Species her, eine Zahl, die allein hinreichte, um die Aufmerksamkeit aller Ornithologen nach diesem fernen Eiland zu lenken, und die mittlerweile noch bedeutend erweitert werden konnte. Im Jahre 1898 veranlaßte Lindner dann den bedeutenden Ornithologen Dr. Floericke, auf die Nehrung zu kommen, dieser gründete in dem von ihm zum Wohnsitz gewählten Rossitten einen Verein zur Förderung seiner Zwecke, ebenso legte er den Grund für die heute so berühmte Vogelsammlung in Rossitten. Die erste Beobachtungsstation lag an dem kleinen Teich vor der Plantage, der Lunk. Lindner selbst war durch seine Besuche der Nehrung aber auch ein begeisterter Anhänger der Nehrungslandschaft geworden, was er in den verschiedensten Veröffentlichungen zum Ausdruck brachte.

Einmal aufmerksam gemacht auf die besondere Eignung der Kurischen Nehrung zur Beobachtung des Vogelzuges, betrieb nunmehr die Deutsche Ornithologische Gesellschaft die Einrichtung einer erweiterten Station in Rossitten, und es gelang durch Unterstützung des Kultus- und des Landwirtschaftsministeriums, der Provinz Ostpreußen sowie einiger privater Gönner, eine solche am 1. Januar 1901 der Bebauung zu übergeben, sie war und blieb bis heute die erste ihrer Art in Deutschland. Die später eingerichteten Stationen auf dem gleichfalls hierfür geeigneten Helgoland, ferner die Vogelwarte auf der der Jahdemündung vorgelagerten Insel Mellum erreichten nicht annähernd die Bedeutung wie die der Rossittener Station. Zum Leiter der neuen Beobachtungsstelle wurde der Leipziger Dr. Johannes Thienemann berufen, der ihr noch heute vorsteht, und dem es gelang, ihr Anhänger in der ganzen Welt zu werben. In der Folge hat sich Thienemann aber nicht nur als Spezialforscher große Verdienste erworben, sondern er erweckte durch seine Schriften über die Vogelwarte sowie über die Nehrung weit über die Grenzen der Provinz hinaus für jene das Interesse weiter Kreise.

Das Haupthilfsmittel zur Klärung des Vogelfluges und -zuges, der Fragen nach seinem Woher, Wohin und Warum wurde die 1903 eingeführte Beringung der Zugvögel. Die Erfolge waren so glänzend, daß man heute wenigstens die erste der obigen Fragen bei den Hauptarten der die Nehrung berührenden Zugvögel als gelöst ansehen kann. Doch nicht allein hierauf erstreckt sich die Forschertätigkeit der Warte, sondern es werden u. a. unter Benutzung des Fernsprechers, der Stopf- u. und des Kastendrachens Untersuchungen über die Schnelligkeit des Vogelfluges angestellt, die auch für diese Frage bahnbrechend wurden. So stellte man z. B. fest, daß der Star mit der Fluggeschwindigkeit von ca. 74 km in der Stunde der schnellste Zugvogel ist, während die Krähe dagegen nur 50 km in der gleichen Zeit zurücklegt; natürlich sind Schwankungen auch innerhalb einer Vogelart nichts Seltenes.

Zu den weiteren Arbeitsgebieten der Vogelwarte gehören auch sonst alle das Vogelleben betreffende Fragen, wie über den wirtschaftlichen Wert der Vögel, ihren zweckmäßigen Schutz, die Beschaffung von Material für die verschiedenen wissenschaftlichen Anstalten, die Veröffentlichungen usw. Nicht an letzter Stelle steht auch der ideelle Zweck der Belehrung weitester Kreise durch ornithologische Lehrkurse über die heimische Vogelwelt, und kein Besucher der Vogelwarte in Rossitten dürfte diese ohne innere Bereicherung verlassen haben. Alle diese Ziele sind in den für sie werbenden Satzungen für die Warte festgelegt. Erwähnt möge noch sein, daß auf ihr auch Markierungsversuche an kleineren Säugetieren gemacht werden, denen man entsprechende Kennzeichen ins Ohr drückt.

Auf alle Arten beringter Vögel hier einzugehen, würde zu weit führen, es mögen daher nur einige Ergebnisse bei besonders bekannten Vögeln erwähnt sein, unter denen wohl der Storch an erster Stelle steht. Beringte Störche wurden u. a. in Alexandrien, am Blauen Nil, in Rhodesia, von wo sogar der ganze Balg nach Rossitten geschickt wurde, angetroffen; am meisten bekannt geworden ist die Feststellung eines beringten Storches in dem etwa 9500 km entfernten Basutoland. Aus diesen Angaben kann man entnehmen, welche Riesenentfernungen die Störche gelegentlich nach ihren Winterquartieren zurücklegen. Komisch war die Nachricht über einen in Süd-Bulgarien gefangenem beringten Storch, der die Kontrollzahl 1285 führte, woraus man auf das Alter des Storches schloß und dieses mit 626 Jahren annahm. Feststehend ist, daß die Nachkommen der Störche ausnahmslos wieder in ihre Brutheimat zurückkehren.



Beringter Krähenfuß.

Der beliebteste Vogel für die Beringung ist aber die auf der Nehrung am häufigsten vorkommende Nebelkrähe. An einer solchen wurde auch am 9. Oktober 1903 der erste Beringungsversuch gemacht, sie brachte auch mit ca. 12 % aller eingesandten Ringe von allen beringten Artgenossen das beste Resultat. Nach diesem kommt die Nebelkrähe nördlich am weitesten in Finnland und südlich in Nord-Frankreich vor. In Rossitten beheimatete und hier beringte Lachmöwen traf man in Dalmatien und an der Pomündung, sie scheinen jedoch nicht nach der Heimat zurückzukehren, womit sie z. B. im Gegensatz zu den immer wiederkehrenden Haus-schwalben stehen. Natürlich hat man auch alle sonst nur erreichbaren Vögel durch Ringe markiert.

Die Beringung der Vögel erfolgt meist in deren halbflüggem Zustand. Die hierfür verwendeten Ringe, in



Vogelringe.

5 Größen aus dem denkbar leichtesten Gewicht von 0,5–2,4 Gramm, sind aus Aluminium gefertigt und tragen die Inschrift „Vogelwarte Rossitten Germania“, dazu die fortlaufende Zahl. Das geringe Gewicht beunruhigt die Tiere in keiner Weise, die mitunter gegen die Beringung vorgebrachten Gründe sind daher völlig gegenstandslos. Natürlich erfordert das Beringen, das übrigens in einigen Sekunden möglich ist, eine gewisse Vorsicht und Übung. Die Beringung erfolgt aber nicht in Rossitten allein, sondern die weitaus größte Zahl der Ringe wird durch die Vogelwarte versendet. Die Gesamtzahl der bis Ende 1922 zur Verwendung gekommenen Ringe betrug 149 534 Stück, von denen aber nur ca. 4500 in Rossitten selbst angebracht wurden.

Bemerkenswert ist die Entwicklung der Vogelberingung, soweit sie mit der Rossittener Warte in Verbindung steht. Danach begann solche im Jahre 1903 mit 159 Ringen, um 1911 auf 9143 anzuwachsen. Das Jahr 1912 brachte mit der enormen Zahl von 41226 den wohl für lange Zeit hinaus größten Ringverbrauch, doch auch noch die zwei nächsten Jahre melden 18585 resp. 17904 Ringe. Im ersten Kriegsjahr 1915 sank die Zahl auf 4402 und stieg auch bis zum Jahre 1922 nur auf den jährlichen Ringverbrauch von 6314 Stück im Jahre 1921.

Daß nun gerade die Kurische Nehrung als Zugstraße von den Vögeln bevorzugt wird, liegt an den bereits angeführten Gründen, sie deckt sich daher mit der Hauptrichtung des Vogelzuges. Die Tiere drängen sich gradezu nach dieser Küstenstrecke, auf der sie bei Unwettern geeignete Ruheplätze finden. Trotzdem sieht man nach schweren Stürmen, feuchten Nebeln oder nach Eisregen oft Tausende von Vögeln am Nahrungsstrand angetrieben, die vom Sturm auf die See hinausgedrückt, dort vor Ermattung elend umkamen. Aber auch an den Leucht-

feuern und den Telegraphenstangen der Nehrung fliegen sich viele Vögel tot, unter denen dann der Fuchs seine Auslese hält.

Im allgemeinen gültige Zugstraßen haben sich bisher nur für eine Anzahl Arten feststellen lassen, so für Möwen, Krähen und Störche, über die man ziemlich genau unterrichtet ist, die letzteren ziehen z. B. über Ungarn, Türkei, Kleinasien, Ägypten nach Ost- und sogar bis Südafrika. Die Rückkehr scheint stets auf dem gleichen Wege zu erfolgen. Von Einfluß auf den Vogelzug sind die meteorologischen Verhältnisse, so ziehen die Vögel stets mit dem Wind, und da dieser im Herbst und im Frühjahr zumeist aus einer feststehenden Richtung weht, so kann man, vorausgesetzt daß nicht grade widrige Winde oder Regenwetter vorherrschen, mit dem Eintreffen einzelner Vogelarten fast auf den Tag rechnen. Herrschen ungünstige Winde, so staut sich die Vogelwelt förmlich auf der Nehrung, die dann beim Eintritt günstigen Zugwindes plötzlich wie ausgefegt erscheint. Schwere Winter, die den Vogelstand vermindern, äußern sich wiederum in schwachen Vogelzügen.

Nachdem die Vogelwarte anfänglich in einem ursprünglich als Maleratelier gedachten Hause, der jetzigen Sommerwohnung des Leiters, untergebracht war, wurde 1907 mit Unterstützung des Staates das erste Gebäude der Vogelwarte am Ausgang des Dorfes in Rossitten errichtet. Es enthielt die Wohnung eines Wärters, die Arbeitsräume und die Sammlung. Dieses Gebäude erwies sich aber schließlich als nicht zweckentsprechend, und so wurde das jetzige, neben der Kirche liegende Haus von der Kaiser - Wilhelm - Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften 1920 für ihre Zwecke angekauft. In ihm hat nun alles Platz gefunden, was für den Ornithologen von Interesse ist, so außer der alle vorkommenden Arten auf der Nehrung umfassenden Vogelsammlung eine Eiersammlung, Vogelzugskarten usw.; aber auch die sonstige Tierwelt der Nehrung, angefangen von der seltenen Elchrachenbremse bis zum großen Säugetier ist in trefflich präparierten Exemplaren vertreten.



Beringung der Vögel.  
Nach einer Zeichnung von Prof. Karl Stöckl.



Beobachtungsstation Ulmenhorst.

Die eigentlichen Beobachtungen des Vogelfluges werden jedoch nicht hier, sondern in der etwa 7 km südlich und bei den Korallenbergen liegenden Zweigstelle der Vogelwarte vorgenommen, die nach ihrem ursprünglichen Stifter E. Ulmer Ulmenhorst benannt wurde. Die zuchtlosen Zustände nach der Revolution verschonten auch diese Stätte der Wissenschaft nicht, ruchlose Hände zerstörten sie derartig, daß ihre Reste abgebrochen werden mußten. Spenden ermöglichten es, sie 1922 in verbesserter Form wieder aufzubauen, und jetzt dient die Warte unter ihrem verdienstvollen Leiter Professor Dr. Thienemann wieder wie vordem dem Ziel, unsichere Hypothesen über den Vogelzug zu beseitigen und an deren Stelle Tatsachen zu setzen. Dort wirkt Thienemann, nur begleitet von seiner alten Freundin, dem Uhu Hanne, zur Zeit des Vogelfluges unermüdlich im Dienst seiner Wissenschaft.

Auch über die Stärke des Vogelfluges versuchte Thienemann Schätzungs- zahlen zu ermitteln. Nach diesen zogen z. B. einmal innerhalb von zwei Tagen etwa 567 000 Vögel allein über Ulmenhorst; an einem schönen Oktobertage innerhalb 4 Stunden ca. 22 000 Finken und 3000 Drosseln; an einem Märztagen 60 000 Krähen;



Die Vogelwarte in Rossitten.

an einem Apriltagen früh 5 1/2 Uhr innerhalb 5 Minuten etwa 3500 Vögel, also in einer Stunde gegen 42 000 Stück, dieser Zug hielt 2 Stunden an. Die Höhe, in der die Vögel fliegen, wechselt je nach den Arten zwischen 5—300 Meter.

Über die die Nahrung passierenden Vogelarten wollen wir aber nach einem Aufsatz in der Königsberger Allgemeinen Zeitung Thienemann selbst sprechen lassen.

Ein herrlicher Oktobermorgen ist angebrochen, und jetzt kommen auch die ersten Vögel angezogen: ein paar Kleinvögel und Sperber eröffnen den Reigen. Nun steigt die rote Sonnenscheibe hinter der Wanderdüne empor, und da setzt ein gewaltiger Vogelzug ein. So weit das Auge reicht eine ununterbrochene Krähenkette von Norden nach Süden die Nahrung entlang wandernd, meist Nebelkrähen, untermischt mit Saatkrähen und Dohlen, jetzt ein Flug Drosseln, meist Singdrosseln, und dort Kleinvögel in wippendem Fluge vorwärtsstrebend: Buch- und Bergfinken, Pieper, Hänflinge, und sollte man's glauben, auch einige Sperlinge sind darunter. Also auch sie, die man für so seßhafte Standvögel zu halten gewohnt ist, kleben nicht an der Scholle. Dort, das sind Wild-

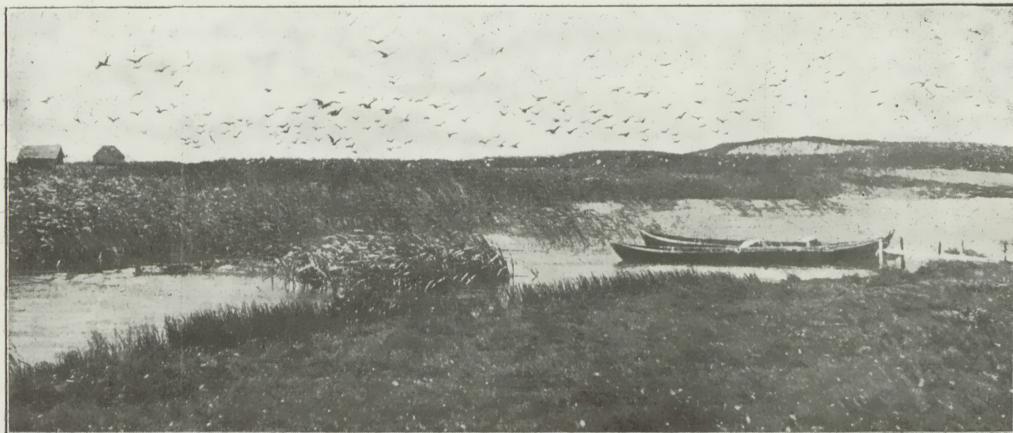
tauben. Wir müssen genau hinsehen, denn ihr Flugbild ist dem der Dohlen sehr ähnlich. Wie das lustige Volk der Meisen zierlich durch die Luft tänzelt, aber wir schütteln bei den Mengen, die vorüberziehen, nachdenklich den Kopf, denn da weist der Beringungsversuch immer wieder mit unumstößlicher Sicherheit nach, daß die Meisen seßhaft sind, und hier sehen wir sie so massenhaft auf der Wanderschaft. In dem verschiedenen Verhalten der einzelnen Altersstufen wird des Rätsels Lösung liegen. „Dideli, dideli“ klingt es aus der Luft herunter. Die machen es uns leicht, sie melden sich vorschriftsmäßig an: Lerchen sind es; Feldlerchen und Heidelerchen. Da kommt wieder eine Anmeldung. Die kennt jedes Kind: Gänsegeschrei. Aber die herrlichen, gleichmäßigen Winkelformen der ziehenden Wildgänse sieht man immer wieder gern. Und was für Riesenwinkel beobachtet man hier zuweilen! Aber die Vögel in jener Winkelform dort sehen doch ganz anders aus. Richtig! Vorn die langen, in eine scharfe Spitze auslaufenden Hälse und hinten die weit überragenden dünnen Ständer. Da kommt auch schon die Anmeldung: Krü, krü! Kraniche! O, ihr werdet auch immer seltener, ihr stolzen Vögel. Die unerbittlich vorwärtsdrängende Kultur schränkt eure Brutgebiete immer mehr ein, und wenn unser armes darbendes Deutschland jetzt daran gehen muß, jedes Fleckchen unkultiviertes Land urbar zu machen, um das tägliche Brot zu haben, wenn vor allem die Moore mehr und mehr schwinden, dann wird's euch schlecht gehen, ihr armen Kraniche. Aber ihr wißt ja nichts von solchen Sorgen. Ihr denkt nur an das Heute — und tanzt. Machen wir Menschen es jetzt nicht auch so?

Aber die Perlen unserer Vogelwelt, die schon mehrfach an uns vorübergestrichen sind, haben wir noch gar nicht erwähnt: die Raubvögel. Die Sperber stellen die Hauptmassen. In manchen Jahren ziehen wochenlang lose Sperberketten die Nehrung entlang, und man könnte geneigt sein, daraus zu schließen, daß es im nordwestlichen Rußland, also in dem zur Kurischen Nehrung gehörigen Hinterlande, geradezu von Sperbern „wimmelt“. Nein! Man darf sich durch solche Massenbeobachtungen auf dem Zuge nicht irre führen lassen. Man bedenke, über welche Riesengebiete sich die Zugsperber, die hier auf der Nehrung zusammengedrängt sind, später im Frühjahr als Brutsperber paarweise verteilen müssen. Da ist die Sperberbevölkerung dann auch sehr dünn gesät, und was vom Sperber gesagt ist, gilt auch für andere Zugvögel, aber ich gebe ohne weiteres zu, daß man hier auf der vogelreichen Nehrung bei Beurteilung unseres Vogelbestandes leicht zum Optimisten wird. Man freut sich an dem, was man hat und jammert nicht immer über das, was man nicht hat, oder was einem genommen werden könnte. Schau, dort die Bussarde, die gerade vorüberziehen! Wie oft hat man schon gehört, daß es fast gar keine Bussarde mehr gebe. Hier ziehen auf einmal gleich zwölf Stück vorüber, und zwar sowohl der nordische Rauhfußbussard, als auch der gewöhnliche Mäusebussard. Dort fliegen ein paar Weihen schwankenden Fluges über die Kupstenhügel hinweg, die langen Flügel aus der Körperebene herausgehoben, das untrügliche Zeichen zum Bestimmen der Weihen auf weite Entfernungen. Aber jetzt schauen wir nach unserem Lieblinge in der Raubvogelwelt empor, zum ritterlichen Wanderfalken, der eben vorüberstreicht. Man kann ihn fast als ein Wahrzeichen der Kurischen Nehrung betrachten, denn Wanderfalken von hier waren zur Ritterzeit als Beizvögel ganz besonders beliebt und wurden fremden Höfen gern zum Geschenk gemacht. Man sieht, daß die Ausnutzung des Vogelzuges auf der Kurischen Nehrung schon Jahrhunderte weit zurückgeht. Damals fing ein besonders angestelltes Personal diese seltenen Jagdvögel, und heute gelangen Wanderfalken ab und zu in die Netze der „Kräheneißer“ und werden dann der Vogelwarte gebracht, um mit Ring versehen wieder aufzusteigen. Auch noch Vertreter anderer Falkenarten: Turmfalken, Merlinfalken und Baumfalken sehen wir vorübereilen. Und wie merkwürdig! Da ziehen Sperber und Finken, Wanderfalken und Wildtauben, diese feindlichen Gegensätze aus der Vogelwelt, friedlich nebeneinander hin. Wie kommt das? Der Zugtrieb ist in den Vögeln mächtig und übertäubt alle übrigen Triebe, auch den Furchtreflex und den Hungertrieb. Nur vorwärts! heißt es für die Vögel. Ganz anders gestaltet sich allerdings das Bild, wenn es mal einem ziehenden Wanderfalken nach Beute gelüstet. Die benachbarten Vogelschwärme sehen das dem Räuber sofort an, und dann stürzen die Wildtauben und Dohlen wie die Steine aus der Luft herunter in das Ulmenhorstwälzchen und suchen, dicht an die Baumstämme gedrückt, Schutz vor ihrem gewandten Erbfeinde. O, das ist ein herrliches Bild: ein Wanderfalken hinter Wildtauben her! Da messen sich die zu den schnellsten Fliegern gehörigen Vogelgruppen miteinander.



Blick in die Sammlung der Vogelwarte.

Viele Berufsgelehrte und auch so manche Freunde der gefiederten Welt haben im Laufe der Jahre ihren Weg nach dem weltenfernen Rossitten gefunden. Ursprünglich von der einheimischen Bevölkerung als „Vogeldokters“ mit Mißtrauen, ja sogar mit einer gewissen Geringschätzung angesehen, haben sie sich jetzt dort längst ein Heimatsrecht erworben: Rossitten ohne seine Vogelwarte ist heute einfach nicht mehr denkbar. Nicht unwesentlich trug zu dieser Popularität in Rossitten der einstige, trinkfreudige Stammtisch des Vereins vergnügter Vogelfreunde bei. Wichtiger erscheint aber, daß die Vogelwarte mit dazu beitragen hilft, daß sich die durch den Krieg zerrissenen Fäden der die ganze Erde umspannenden Wissenschaft wieder knüpfen, für die es ebensowenig wie für die Länder und Völker überfliegende Vogelwelt der Kurischen Nehrung Grenzen geben sollte.



Der Bruchteich bei Rossitten.

## Die Kleintierwelt auf der Nehrung.

Sehen wir von dem unmittelbar mit dem Festland verbundenen Sarkauer Wald ab, wo wir eine umfangreiche Kleintierwelt, wie zahlreiche Kreuzottern, dabei auch ihre dunklere Abart, die Höllennatter, antreffen, so sind Kriechtiere und Lurche nur spärlich auf der Nehrung vertreten, da diese die vegetationslose Düne zumeist völlig meiden. Vielleicht verhinderte auch der sich dem Sarkauer Wald anschließende, früher nur aus kahlem Sand bestehende Nehrungsabschnitt die Verbreitung dieser Tiere, da sie diese Sandzone nicht überschreiten konnten. Erst 1908 fand man auch bei Rossitten die erste Kreuzotter, die vermutlich nach dort mit dem zum Dünenbau gebrauchten Deckkreisig eingeschleppt wurde. Andere Kriechtiere auf der Nehrung sind die den Sand liebende Zauneidechse, hier auch Sandeidechse genannt, ferner die Waldeidechse. Von Lurchen kommt die graue Kröte und die Kreuzkröte vor.

Reicher ist die Insektenwelt der Nehrung, hat man doch allein gegen 170 Bienenarten auf ihr festgestellt. Die wilde Biene hatte hier früher sogar eine gewisse wirtschaftliche Bedeutung, da man den alten Nehrungswald mit seinem vielen Heidekraut für Bienenbeuten ausnutzte. So wurde noch 1640 angeordnet, daß die Beuten nur in Gegenwart der Fischmeister oder des Rossittener Burggrafen geöffnet werden durften, da die Hälfte des Ertrages dem Herzog gehöre. Die Tonne Beutenhonig kostete damals etwa 8 Mark. Als Biener oder Beutner wurde aber nur derjenige angesehen, der ein halbes Schock beflogener Beuten besaß und jährlich eine Tonne Honig an die Landesherrschaft steuerte. Daß diese stark betriebene Beutnerei aber von besonderem Einfluß auf die Zerstörung des Nehrungswaldes war, wie vielfach angenommen wird, darf doch wohl angezweifelt werden.

Unter den Wespenarten steht als bemerkenswerteste Sonderheit der Nehrung die, allerdings überaus selten gefangene, Elchrachenbremse an erster Stelle. Für die Nehrungskulturen ist ein weiterer Schädling die Gallwespe, die zunächst die an Weiden und Kiefern zu beobachtenden Geschwülste, die Gallen, hervorruft, aber erst dann eigentlich schädigend wird, wenn ihre Larven und die sich daraus entwickelnden Käfer die Wurzeln jener Bäume abnagen. Von Schmetterlingen kommen namentlich zahlreich die Eulen und von Käfern der Sandmaikäfer vor. Nicht selten ist die Wander- oder Prozessionsraupe, deren leicht abbrechende Haare unangenehme Entzündungen hervorrufen können.

Häufig kann man am Seeufer den Strandohrwurm beobachten, dessen Larve sich so im Sand vergräbt, daß nur der Kopf mit den Freßzangen an der Oberfläche bleibt, mit denen er dann sich ihm nähernde kleinere Insekten greift. Auch die Spinnenameise ist auf der Nehrung zu Hause. Schließlich möge noch die harmlose, in großen Schwärmen auftretende Haffmücke erwähnt sein, sowie ihre unangenehmere Artgenossin, die Stechmücke, die beide zumeist von eintretenden Westwinden vertrieben werden, häufig aber leider erst dann, wenn sie manchem Nehrungsbesucher den Aufenthalt auf ihr fast zur Unmöglichkeit gemacht haben.



Blick vom Aussichtsturm bei Cranz auf die Kurische Nehrung.

Wer blöden Augs vorüberzieht,  
Der schaut hier nichts als Sand,  
Doch in weiß' Herz die Schönheit glüht,  
Dem dünkt's ein Wunderland.

Heinrich Krüger.

### DRITTER ABSCHNITT.

#### Wanderbilder von der Kurischen Nehrung.

Nicht Jedermann wird den Mut zu einer Wanderung über die ganze Nehrung aufbringen, die nicht nur eine körperliche, sondern vielmehr noch eine seelische Anstrengung bedeutet, namentlich wenn sie allein und ohne Begleitung unternommen wird. Auf die Dauer wirken die zwei großen Gewässer, die Unendlichkeit der Nehrung, die gewaltige Dünenwelt, deren Sand sich wie eine unendliche Last auf das Gemüt legt, so erdrückend, ja lähmend, daß man von Herzen froh ist, wenn man wieder eine menschliche Niederlassung erreicht. Wandert man auf der Seeseite, so findet man hier selbst diese nicht, ja man kann Meile um Meile zurücklegen, ohne überhaupt nur einen Menschen zu treffen. Selbstverständlich wird der mit Tier- und Pflanzenwelt vertraute Wanderer tiefergehende Eindrücke von der Nehrung mitnehmen, als jener, der sie nur wegen ihrer sonstigen Eigenarten aufsucht, aber auch dieser wird sie nur mit großer innerlicher Bereicherung verlassen, denn ein Besuch der Kurischen Nehrung ist und bleibt ein dauerndes Erlebnis wohl für Jedermann.

Fast jeder Nehrungswanderer trägt bis zu einem gewissen Grade und Recht das Gefühl eines Forschungsreisenden in sich, denn nichts auf der Nehrung ist so dauernd, wie der ewige Wechsel der Dünenwelt und der sie umgebenden Natur. Alle die unzähligen Wander- und Stimmungsberichte, die über die Nehrung geschrieben, entstammen wohl diesem gleichen Empfinden; von ihnen sind die älteren, wie die eines Passarge, Hecht, Zweck, Goldstein u. a. nebenbei aber auch bedeutsame kulturgeschichtliche Dokumente, während sonst die meisten Beschreibungen,

namentlich über die Wanderdünen, meist nur Wiederholungen längst Geschriebenen und Vorausempfundenen sind.

Der richtige Nehrungswanderer hält sich nun nicht nur an die endlose und dadurch ermüdende Nehrungsstraße, sondern bald wird er zur See, bald zum buchtenreichen Haff seine Schritte lenken; die Dünen aber wiederum nur in ihren Höhepunkten aufzusuchen. Ausschreitungen sind, wie ein Reisender einst scherhaft bemerkte, auf ihr unmöglich, da man entweder auf der einen Seite in die See oder auf der anderen ins Haff fällt. Durch das Abweichen vom Wege wird die Wanderung aber nicht gerade bequem, sie kann sich sogar so stark verzögern, daß man zu einer Übernachtung unter freiem Himmel gezwungen werden kann. Für alle Fälle tut man gut, namentlich in der Reisezeit, sich in dieser Beziehung, wie auch in jener der Beköstigung, nicht auf die dann meist überfüllten Gasthöfe der Nehrung zu verlassen, von denen obendrein nur einige einen einigermaßen angenehmen Aufenthalt bieten. Die Wanderung auf den Hochdünen selbst ist am angenehmsten nach Regen oder starkem Sturm, da dann der Sand ziemlich fest liegt und auch zumeist die Aussicht am klarsten ist. Herrschen Winde, so verwehen bald wieder die Fußspuren des Wanderers im Dünensand, die sonst fast wie eine Verunstaltung der Düne wirken. Man möge sich aber nicht über die Entfernung täuschen, für die auf der Düne meist der Maßstab fehlt, was schon mancher Wanderer unangenehm hat empfinden müssen, wenn er sich dicht am Ziele wähnte. Dringend erforderlich ist eine zuverlässige Karte, als solche ist besonders die von Heinrich im Maßstab von 1:50000 herausgegebene anzusehen.

Die Dauer einer Nehrungswanderung kann natürlich verschieden sein, der richtige Wanderer wird hierfür von Cranz aus vier Tage, mit Nachtquartieren in Rossitten, Nidden und Schwarzort annehmen müssen, sehr geeignet für ein solches ist auch das stille, an gewaltiger Düne gelehnte Pillkoppchen; am anstrengsten ist der erste Tagesmarsch bis Rossitten. Zumeist macht man die Nehrungswanderung aber nur bis Nidden und fährt von dort mit Dampfer bis Schwarzort-Memel.

Für weniger gute Fußgänger ist die Benutzung eines Wagens ratsam, die entsprechend den eigenartigen Bodenverhältnissen mit besonders hohen Rädern und breiten Reifen versehen sind; eine solche Nehrungsfahrt bei Mondschein wird von empfindsamen Personen sogar als besonders reizvoll geschildert. Wer gar keine Zeit zum Besuch der Nehrung hat, wird auch von dem nach Memel fahrenden Dampfer einen flüchtigen Eindruck von ihr erhalten, namentlich wenn er von einem Kundigen über die einzelnen Orte und Dünen Aufklärung erhält. Natürlich lassen diese flüchtigen Ausblicke auf die Nehrung aber nicht im entferntesten ahnen, welche unendlichen Reize in dieser Welt des Sandes verborgen sind.

### Von Cranz bis Sarkau.

Die des öfteren aufgeworfene Frage über den Anfang der Kurischen Nehrung löst sich mit der Kenntnis des Untergrundes des nördlich von Cranz liegenden Geländes. Danach haben wir ihn dort zu suchen, wo das Torfmoor des ehemaligen Cranzer Tiefs in der Nähe des Aussichtsturms endigt: hier beginnt geologisch die Nehrung. Der sich bis Sarkau erstreckende diluviale Nehrungsboden macht den ganzen Nehrungsabschnitt bis zur angeblichen Stelle des alten Sarkauer Tiefs zu einer eiszeitlichen Insel, zum Teil noch bestanden mit Resten des alten Nehrungswaldes, worunter natürlich nicht etwa Bäume aus jener Zeit, sondern nur der alte Waldboden zu verstehen ist.

Hoch ragt hier auf der Dünne der 16 m hohe, eiserne Aussichtsturm, von dem man einen umfassenden Blick weit auf die Nehrung über den Sarkauer Wald, die weißen Dünen und bis zu den Bruchbergen bei Rossitten hat. Anderseitig erblickt bei klarem Wetter das Auge auch die Ortschaften auf der Niederungsseite. Dicht am Aussichtsturm ist eine kleine Schutzhütte. Vom Aussichtsturm hat man nach Sarkau die Wahl zwischen zwei Wegen: der Ende der neunziger Jahre festgelegten reizvollen alten Poststraße, auch Grüner Weg genannt, und der neuen, bis Sarkau recht belebten Nehrungsstraße, die kurz vor Sarkau mit jener zusammentrifft.

Der hier beginnende Kiefernwald bietet nun einen reichen Wechsel von hübschen Waldpartien, hierzu kommt die angenehme Wanderung auf den festen Wegen, für die der sich zum Ortstein verbundene Sand eine ausgezeichnete Unterlage bietet. Bald trifft man an der alten Poststraße den ersten der alten Meilenpfähle, Luisenpfahl genannt (s. Abb. S. 66). Verfolgt man dann den rechts abgehenden Weg, der eine Abkürzung bedeutet, so stößt man an dessen Treffpunkt mit der Straße auf einen zweiten, später sogar noch auf einen dritten Pfahl, diese beiden aber schon stark verfallen. Kurz vorher biegt bei km 63 ein 1862 ausgeschlagener Weg nach dem um 1820 erbauten, freundlich an der Brokistbucht = Frühstücksbucht belegenen Forsthaus Grenz mit etwas Ackerbau, ehemals auch Sommergäste beherbergend. Empfehlenswert wäre es, wenn die Forstverwaltung an derartigen, von Wanderern gerne aufgesuchten Stellen Beamte hinsetzt, die diesen Erfrischungen verabreichen können oder wollen. Nach älteren Karten stand diese ehemalige Unterförsterei Sarkau jedoch nicht an dieser Stelle, sondern weiter östlich, auch war in ihrer Nähe eine Windmühle. Erwähnt möge hier noch ein im Nordwesten



Aussichtsturm bei Cranz.

des Sarkauer Waldes stehender Pfahl mit der ungeklärten Inschrift „Mordthat den 10. Mai 1810“ sein.

Schwer hat hier die Nehrung unter dem Haffwasser zu leiden, da dessen Wasserspiegel gerade hier sich langsam, aber dauernd erhöht. Die ganzen südöstlichen Haffufer versumpfen immer mehr, und Anpflanzungen von Erlen und Weiden, die man hier versuchte, waren nicht von langem Bestand, da ihre Wurzeln bald vom Wasser ausgespült wurden, hierdurch förmlich an Urwälder in Tropenregionen erinnernd. Wirkungsvoller erweisen sich große Rohrpflanzungen, die auch ein reiches Vogelleben ermöglichen, so finden sich hier denn auch alle erdenklichen Arten von Sumpf- und Wasservögeln ein.

deren Bestand nur am Ende des Krieges durch die hier übenden Truppen recht gefährdet erschien.

Der ganze Forst, die alte Sarkau, ist die ehemalige „Falkenheide“, ja, man berichtet sogar von einem kleinen Dorf Falkenheide, das dann der Sand verschüttete; dann heißt es „bei Crantzkrug zwei Hütten für die Vogelsteller und Falkonier, von den Brabantischen Valkenleege, im Preußischen Falkenheide genannt“. Hier wurden einst die berühmten preußischen Jagdfalken gefangen und abgerichtet, und noch heute horsten hier der Seeadler und der Edelfalk. Als „Falkenheide“ hat sich der Name bis heute in dem Schwentlund gegenüberliegenden Haffbruch erhalten, so daß man annehmen kann, daß früher die ganze Gegend mit Wald bedeckt war, der dann dem vordringenden Wasser zum Opfer fiel.



Forsthaus Grenz.

Eigenartig sind die noch an alte Zeiten erinnernden Namen der Waldgestelle, so heißt die nördlich des zweiten Luisenpfahls verlaufende Schneise die Faule Brücke, so benannt nach dem hier feuchten Waldboden, ein anderes wieder der Weinkeller, da hier der Überlieferung nach einst die Sarkauer Wein verbargen, den sie von einem in der Nehrung gestrandeten Schiff für sich retteten. Dann gibt es noch einen Rehweg, früher Rehebergk genannt, und das Langgestell hieß ehemals „lengste Stellstehte“. Stellstedte hießen übrigens früher alle Waldschneisen. Kurz hinter der Stelle, wo sich vor Sarkau die alte Poststraße mit der neuen Straße vereinigt, stand auf mahlendem Sand das adlige, zu Bledau gehörende Krugetablissement, gleichzeitig die alte Posthalterei. 1705 abgebrochen und näher dem Haff aufgebaut, brannte es später ab, und nur ein Sandhügel bezeichnet noch seinen Standort. Etwas weiter zurück liegt ein zu Sarkau gehörender Abbau, den der Staat vor einigen Jahren von dem damaligen Besitzer Seddig erwarb und dessen Sandflächen, soweit erforderlich, dann aufgeforstet wurden.



X  
Am Haff bei Sarkau.

Ein blauer Streifen Meer,  
Ein weißer Streifen Sand,  
Ein grüner Hügel Wald,  
Verträumt, versonnen,  
Ein Fischerdorf,  
Wolken darüber her,  
Hinter den Bergen das Land!  
Carl Lange.

## Sarkau.

Das durch seine Flunden weit bekannte Sarkau dürfte wohl die älteste Nehrungs-ortschaft sein, ja man will in seiner Gegend sogar das von Plinius erwähnte Land Seria vermuten. War hier wirklich früher ein fahrbares Tief, so hätte diese Annahme sogar eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich, wenn nicht der Name eher auf Sarke = preußisch Elster oder Falke zurückzuführen wäre, die in dieser Gegend ja scheinbar einst besonders zahlreich waren. Geschichtlich begegnen wir dem Namen Sarkau erstmalig um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts gelegentlich der Dammarbeiten gegen Durchbrüche der See an dieser Stelle.

Die Lage Sarkaus an der langgestreckten, mit Weiden und hohem Rohrwald bestandenen Bucht des Haffes ist eine recht freundliche, umso mehr da der Ort ringsum von Wald umgeben ist. Die letzten Jahrzehnte mit ihrem steigenden Wohlstand haben es sogar zu einem ansehnlichen Gemeinwesen gemacht. Wo man noch vor einigen Jahrzehnten durch fußhohen Sand waten mußte, durchziehen jetzt feste Straßen den Ort. Aus verfallenen Fischerhütten sind zumeist hübsche Häuser mit Steindach und Schornstein geworden. Selbst die noch vorhandenen alten Häuser mit Rohrdach erscheinen durch die weiße Tünche verschönt. Sarkau ist jetzt ein verhältnismäßig wohlhabender Ort geworden.

Es war nicht immer so. Der Sand hat Sarkau früher viel zu schaffen gemacht, obgleich es hier keine hohen Wanderdünen gab, die dem ganzen Ort Verderben bringen konnten, sondern hier war es der flach über die Nehrung streichende Flugsand, der 1815 neben 34 noch bewohnbaren Häusern schon 19 als versandet melden ließ und auch die einstigen Küchengärten verschüttete. Durch diese Versandungen wurden die verarmten Bewohner zu einem förmlichen Nomadenleben auf dem Haff gezwungen, ihre Verhältnisse waren die denkbar schlechtesten, so daß sie sich um die Jahrhundertwende nicht einmal mehr die großen Netze anschaffen konnten. Die Regierung gestattete ihnen daher 1792 ausdrücklich, daß sie sich zur

Fischerei einige Wochen auf dem ganzen Haff aufhalten durften, und erst die Pflanzung der Plantage bei Sarkau besserte dann langsam ihre Verhältnisse. Recht betrüblich erscheinen die Charaktereigenschaften der damaligen Sarkauer im Spiegel ihrer Zeitgenossen, so schildert sie ein Bericht aus dem Jahre 1781 wie folgt: „Die Vorräte an Speisen für Menschen und Vieh, die Utensilien der Fischerei, die Kleider, die vorrätigen Stangen, Prikken und selbst das Vieh sind zusammengestohlen. Manche dieser Canitzen sind so wohl eingerichtet, daß sie wie die Beduinischen Araber mit ansehnlichen Herden von Schafen, Schweinen und bisweilen auch Kühen von einer Sandscholle auf die andere umherziehen. Von Gestalt und Anzug sollte man sie für Einwohner des Feuerlandes halten, so verbrannt, lumpig und defiguriert sehen sie aus“. Amtlich werden sie als wohlhabend geschildert, danach verdienten sie viel Geld mit der Fischerei und mit Schiffsstrandungen, sie stellten sich aber arm; jedenfalls hören wir dauernd von Steuererlassen. Immerhin können sie wohl doch nicht so schlimm gewesen sein, denn ihr zeitiger Seelsorger sagt von ihnen anerkennend, daß sie Bibel und Gesangbuch mit aufs Haff nehmen, und der zuständige Erzpriester in Schaaken gibt ihnen das Zeugnis, daß sie kirchlich und gesittet sind. Schiffsstrandungen sind jetzt hier selten, für alle Fälle erhielt aber Sarkau 1907 eine Station zur Rettung Schiffbrüchiger.

Kam das Frühjahr, so wurden alle für den Sommer benötigten Gegenstände auf die Kähne gebracht, Türen und Fenster als Zeichen der Abwesenheit vernagelt, und hinaus ging es zu der Stelle, wo der beste Fang in Aussicht stand. Selbst der Ortschulze zog mit, so daß das Dorf wie ausgestorben war, die Pferde aber ließ man frei laufen, sie kehrten im Herbst ungerufen heim. An der gewählten Sommerniederlassung, meist auf der nördlichen Nehrung,

sogar nördlich von Memel fand man die Sarkauer, zog man dann den Handkahn ans Ufer, der als Schweine- und Geflügelstall eingerichtet wurde, und schlug Zelte auf, unter denen man den Sommer verbrachte. Manchmal kam es auch zu blutigen Auseinandersetzungen mit den Angehörigen derjenigen Ortschaften, in deren Revier sie eingefallen waren und die sich dieses natürlich nicht ohne weiteres gefallen ließen. Geklagt wurde besonders, daß die Sarkauer durch ihr wildes Fischen den Einbruch der Fische aus der See ins Haff verhinderten und dabei namentlich den Lachs- und Neunaugenfang störten. Dieses Nomadenleben führten die Sarkauer lange Jahrzehnte, natürlich wirkte es auf ihre Sitten nicht gerade günstig, so daß es von ihnen sogar hieß, daß sie die verkommensten Bewohner und der Schrecken der Nehrung seien. Wohl versuchte die Regierung sie durch allerlei Mittel, wie Lieferung von Bauholz usw., seßhaft zu machen, mit dem Erfolg, daß doch schon zunächst die alten Leute zur Bewachung der Wohnungen zurückblieben. Aber noch 1869 werden sechs Familien als nomadisierend geschildert, und eine Bucht, nördlich bei Strandkm. 14 gelegen, heißt noch heute zum Andenken an ihre Besuche die Sarkauer Bucht.



Straße in Sarkau.

Nicht immer war der Fischfang der alleinige Erwerbszweig der Sarkauer, denn noch 1830 bestanden zwei Bauerngüter mit einer kleinen Zahl Instmannsfamilien; wird doch der damalige Bestand an Äckern und Wiesen mit etwa 140 Morgen angegeben, heute umfaßt das gesamte Dorfareal ca. 92 ha. Jedenfalls war Sarkau bis in die neuere Zeit das größte Nehrungsdorf; bemerkenswert ist der starke Wechsel in der Bewohnerzahl im Laufe der Jahrhunderte, selbst in neuerer Zeit. Auffallend gleichbleibend ist aber die Zahl der Fischerwirte, die bereits 1569 32 und 1830 auch nur 34 betrug. Der Zins, den der Fischer in früheren Jahrhunderten jährlich zu zahlen hatte, bestand aus zwei Mark 30 Pfennig an Geld, eine Tonne Dorsch und sechs Schock Rauchfischen.



Die Kirche in Sarkau.

mehr als eigentlicher Gasthof. Erhalten blieb aber unter großen Mühen die Kirche selbst. Wann sie gebaut wurde, ist unbekannt, sie wird als ein kleiner, trauriger Fachwerkbau mit kleinem Turm beschrieben. Sehr schwer hatte die Kirche im 18. Jahrhundert durch Sandflug zu leiden, sie wurde zwar 1735 durch Strauchgeflecht geschützt, trotzdem bestand die Gefahr ihrer Zerstörung weiter; um den Sand von der Kirche fortzubringen, nahm man zeitweilig den Zaun fort, damit der Sand wieder auswehen konnte.

Da das Nehrungsklima Holzwerk schnell zerstört, waren fortlaufend Ausbesserungen an der Kirche nötig, trotzdem sah sie stets wie eine Scheune aus,

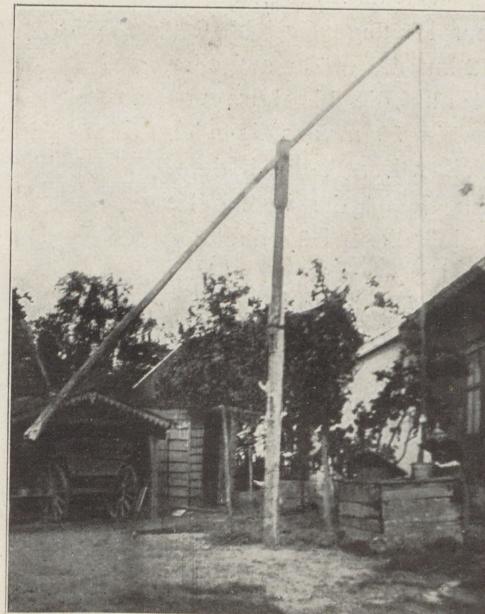
Bevor Cranz zu seiner jetzigen Bedeutung kam, war Labiau der Hauptver- und Einkaufsplatz der Sarkauer, das sie leicht mit ihren Booten erreichen konnten, später verschob sich der Verkehr nach Cranz und nach Erbauung der Bahn nach Königsberg, wo die Sarkauer Flunderfrauen am Steindamm eine bekannte Erscheinung waren. Jetzt fahren die Sarkauer Frauen den Fang mit ihrem Wagen nach Cranz, wo er weiter verladen wird, der Verkehr auf der Sarkauer Straße ist dann ein recht lebhafter.

Die frühere Kirche Sarkaus stand auf dem jetzigen Friedhof, die ganze Erhöhung wird der alte Krugberg genannt, da hier auch ein Krug stand, deren Sarkau mit dem der Posthalterei scheinbar immer bis heutigen Tages drei hatte. Der Krug bei der Kirche, der über zwei Jahrhunderte in der Familie Kuhr, jetzt Kiehr genannt, ist, wurde wegen Versandung 1785 abgebrochen und am Ortsende beim Haff wieder aufgebaut, er gilt aber heute nicht

1803 wurde sie einem Umbau unterzogen. Der große Orkan des Jahres 1818 brachte ihr wieder große Schäden, so daß man sie 1821 durchgreifend ausbesserte. 1830 wurden mit Beihilfe eines königlichen Gnadengeschenkes von 800 Talern Dach und Wände neu hergestellt, trotzdem finden wir sie 1844 wieder baufällig. 1882 werden auch neue Umfassungsmauern gezogen, bald waren aber wieder Löcher im Fachwerk, so daß man durch diese auf die Straße sehen konnte, wohl wurde 1889 und 1891 noch an ihr herumgeflickt, aber der Einsturz war nur noch eine Frage der Zeit.

Durch Sammlung brachte man nun eine Summe von 9700 Mark zusammen, mit der man zum Bau der etwas außerhalb der Ortschaft liegenden jetzigen Kirche schritt, die am 12. Oktober 1901 unter Feierlichkeiten eingeweiht wurde. Die Festversammlung fuhr von Cranz auf den von Gutsbesitzern gestellten Wagen durch die frische Winterlandschaft nach dem reich geschmückten Sarkau, begleitet von festlich geschmückten jungen Sarkauern zu Pferde. Für die neue Kirche wurden Dach, Balkendecken und Innenausstattung der alten Kirche mit verwendet, so daß eigentlich der alte Kern nur eine neue Hülle erhielt. Die hübsche Orgel stammt aus Cranz, da sie für die dortige Kirche zu klein war; das Altarbild, eine gute Kopie des Christus nach Cima da Conegliano, war bereits 1891 der Kirche vom König geschenkt. Daß in Sarkau einst schon in katholischer Zeit eine Kapelle war, beweist das Taufbecken, für das ein früher auf dem Kirchhof liegendes Weihwasserbecken verwendet wurde, auch die auf dem Kirchenboden liegenden, leider wurmstichig gewordenen Skulpturen, u. a. Maria mit dem Christuskind, stammen ihrer Darstellung nach aus der Zeit vor der Reformation.

Die Schule Sarkaus entstand wohl zu gleicher Zeit wie die Kirche. Unter Friedrich Wilhelm I. wurde sie reorganisiert, unterhalten wurde sie wie alle Nahrungs-schulen aus dem für derartige Zwecke gegründeten Fonds des „Mons pietatis“. Das jetzige Gebäude der zweiklassigen Schule wurde 1870 erbaut.



Ziehbrunnen auf der Nehrung.

Das Meer! wie grausam groß, wie grau!  
Wie öde der Düne Strand:  
Kein Leben rings, soweit ich schau!  
Nur Wasser, Luft und Sand.

Felix Dahn.

## Von Sarkau bis Rossitten.

Lattenwalde und Kunzen, zwei verschüttete Nehrungsdörfer.

Von Sarkau aus folgt die Nehrungsstraße, vorbei an dem Dünenaufseher-gehöft, der alten Poststraße. Wir sind jetzt im Gebiet des ehemaligen Kaal-lands, der Gegend der dauernden Überflutungen der See; hier treffen wir bei Strand-kilometer 85 mit nur 400 m auch die schmalste Stelle der Nehrung. Der Sarkauer nennt noch heute mit Recht die ganze Strecke bis Rossitten das kahle Land, denn hier befinden sich die Lattenwalder Berge, die die längste unbepflanzte Dünenstrecke der Nehrung sind. Man will den Ursprung der Bezeichnung als kahles Land aber auch in einer Verstümmelung von Köhlerland erblicken, demnach hätten hier früher Köhler ihre Brennhütten gehabt. Die hübsch eingewachsene Sarkauer Plantage schließt sich dem alten Sarkauer Wald an; meist aus Erlen, hier Ellern genannt, bestehend, die auf dem feuchten Boden gut fortkommen, ist sie die älteste An-pflanzung dieser Art auf der Nehrung.

Leider ist die Sarkauer Ellernplantage in ihrem nördlichen Teil durch Sand-flug auf das schwerste gefährdet, denn tief ist dort schon der Sand in den Wald eingedrungen, die Telegrafenstangen sind teilweise verschüttet, so daß die Straße streckenweise bereits völlig unbefahrbar ist. Zu einer eigentlichen Dünenbildung ist es aber noch nicht gekommen, da die hier völlig bewachsene Vordüne die Hauptmasse des Sandes noch auffangen konnte und auch der Wald sich gegen die andrängenden Sandmassen bisher mit Erfolg wehrte.

Stunde auf Stunde verrinnt, bis man in unendlich langer Wanderung die Ausläufer der Rossittener Plantage erreicht, denn die Entfernung zwischen Sarkau und Rossitten ist mit 22 km die größte zwischen zwei Ortschaften auf der Nehrung. Auf der Haffseite liegt nun die bis kurz vor Rossitten ununterbrochene Kette der auf dieser Strecke bis 50 m ansteigenden Wanderdüne. An ihrem Beginn liegt die Gruppe der Weißen Berge, durch deren Windkehle sich der Möwenhaken bildete; wir sind hier im Gebiet der bereits fast sagenhaft gewordenen Ortschaft Lattenwalde. Den Beschluß dieser Dünenkette gegen Norden macht der gleichfalls einzeln stehende Schiefe Berg.

### Lattenwalde.

Die urkundlich belegte Geschichte dieser Ortschaft umfaßt nur etwa ein Jahr-hundert. Sie wird 1664 erstmalig von dem Nehrungspfarrer Burckhardt auf-geführt und hatte fast die gleiche Bewohnerzahl des damaligen Sarkau. Hundert Jahre später, 1762, wird als ihr letzter Bewohner ein Michael Baer genannt, nachdem 1732 noch zehn Besitzer im Dorf waren, dann ist dieses Dorf vom Dünensand verschüttet. Die Chronik meldet als Grund für den Untergang Lattenwaldes, „daß es durch gottlose Leute verderbet sei“, unter diesen sind die Russen zu verstehen, die das Dorf abbrannten; tatsächlich hat man neben Resten von Wirtschaftsgegen-ständen auch verkohlte Balkenreste gefunden. Dann heißt es, daß 1759 fast sämt-liche Einwohner durch grassierende Krankheiten starben, der Rest floh nach Sarkau und Pillkopp.

Der Wahrscheinlichkeit nach gab es zwei verschiedene Ortschaften Lattenwalde, solche bestehen nicht nur in der Überlieferung der Nehrung, sondern man fand auch an zwei verschiedenen Stellen freigewehrte Friedhöfe, die diese Annahme zu bestätigen scheinen. Vielleicht lag das ältere Lattenwalde an jener Stelle zwischen km 76 und 77, die zumeist noch als alte Dorfstraße Lattenwalde bezeichnet wird. Nach der Versandung dieser Siedlung bauten sich die Lattenwalder dann etwa 5 km weiter südlich, ungefähr auf der Höhe des Möwenhakens an, nach deren Zerstörung die alte Ortschaft endgültig aufgegeben wurde. Beide Begräbnissstätten lagen bei ihrer Freimachung ziemlich weit von der Haffküste entfernt. Da Lattenwalde aber ein reines Fischerdorf mit nur geringem Ackerbau war, dürfte es wie alle Nehrungsorte unmittelbar am Haff gelegen haben; die ins Haff gestürzte Düne hat also die Nehrung in den anderthalb Jahrhunderten nach der Haffseite zu um ein wesentliches Stück verbreitert.

In Verbindung mit dieser Gegend wird noch eine zwischen Lattenwalde und Kunzen gelegene Ansiedlung Stangenwalde erwähnt, die aber bei den Bewohnern dieses Nehrungsabschnittes völlig unbekannt ist. Es dürfte sich hierbei wohl um eine leicht mögliche Verwechslung mit Lattenwalde handeln, haben beide Namen doch so gut wie die gleiche Bedeutung.

### Kunzen.

Die Geschichte Kunzens läßt sich ziemlich lückenlos von 1515 bis zur vollendeten Versandung im Jahre 1831 verfolgen. Auch hier ist uns die erste Kunde von dem Bestehen Kunzens in Verbindung mit dem Krug erhalten. Diese sagt für jenes Jahr „Dorf Cunczecrugk ist durch grausam plague der pestilenz zere verwüstet“. Der Krug bildete also soweit die Hauptsache, daß man damals sogar den Ort nach ihm benannte. Kunzen war wie Rossitten eine deutsche Ansiedlung, deren Bewohner etwas Ackerbau trieben, da jeder Besitzer eine halbe Hufe Landes hatte. Eine besondere Bedeutung erhielt der Ort aber erst, als er an Stelle Rossittens zum Sitz der Mutterkirche für die Nehrung bestimmt wurde.

Diese als massiv geschilderte Kirche dürfte um 1555 im Bau fertig gewesen sein, ihr Turm diente den Schiffern als Landwarte, soll aber dann der Sage nach abgebrochen sein, da er die nach Memel fahrenden Schiffe irre führte und sie zur verderblichen Anseglung der Nehrung veranlaßte. Bereits 1569 hatte die Kirche stark unter Flugsand zu leiden, auch der Kirchhof war ausgeweht, so daß die menschlichen Reste, trotzdem ein Beinhaus zu ihrer Aufbewahrung vorhanden war, gleich „den gebeynen des unvernunftigen vihes ombtreybenn“; beim Pfarrhause wiederum wird über das hohe Grundwasser geklagt, das seine Benutzung durch Mensch und Tier fast unmöglich machte. Kunzen hatte damals 26 besetzte Fischerstellen. Die Kirche litt dann wohl mehr oder minder dauernd unter der Versandung, so war sie und das Pfarrhaus 1794 mit einem sechs Fuß hohen Sandwall umgeben. 1797 mußte die Kirche und 1800 die Schule geräumt werden und am 12. April 1803 fand die letzte Trauung statt. 1806 wurden noch die Glocken geläutet, aber 1812 wurde sie dann schließlich auf Abbruch verkauft. Ihre Reste kamen damals nach Nidden, nachdem die Rossittener Bauern sich weigerten, diese ohne Bezahlung nach Rossitten zu fahren und dort für eine Kirche zu benutzen. Aus ihnen wurde zunächst das Niddener Posthaltergrundstück erbaut, das dann durch eine eigentümliche Fügung wiederum das Gotteshaus für dessen Bewohner wurde.

Eigenartig ist es, daß sich auf der Nehrung in Verbindung mit der Kunzener Kirche die gleiche Sage erhalten hat, die Liliencron in seiner nach Jütland verlegten Ballade „die nächtliche Trauung“ verwertet hat. Nach dieser landeten eines Nachts eine größere Anzahl von Schiffen auf der Nehrung, bemannt mit fremdsprechenden Rittern, die den Pfarrer zwangen, zu gleicher Stunde die Trauung eines alten finsternen Fürsten mit einer jungen Braut vorzunehmen, an die sich aber sofort die Trauerpredigt für die junge Frau anschließen mußte. Kaum daß der Pfarrer zitternd dem Befehl nachgekommen war und die Kirche verlassen hatte, fiel ein Pistolenschuß. Am nächsten Morgen fand man dann die junge Frau, das Haupt statt eines Myrtenkranzes mit einem solchen von Stroh bedeckt, mit ausbreiteten Armen tot vor dem Altar liegend vor, die Schiffe aber sah man, sich entfernd, auf der See nur noch am Horizont.

Der Beginn der Versandung Kunzens, das durch den Nordausläufer des hier endenden Dünenwalles umfaßt und verschüttet wurde, dürfte in den Anfang des 17. Jahrhunderts zu verlegen sein, damals wurden Häuser abgebrochen und nach der Haffseite verlegt. Aber schon zu jener Zeit war die Bevölkerung stark zurückgegangen, und man zählte nur noch einen Krüger und neun Familien, drei Höfe lagen wüst. Die Lage des Dorfes hatte sich schon um etwa 800 m östlich der Kirche verschoben, und die Versandung brachte es mit sich, daß die übrig gebliebenen Bewohner sich auch immer mehr der Fischerei zuwandten, so daß diese schließlich der Haupterwerb wurde. Der älteste, sich natürlich in der Nähe der Kirche befindende Krug Kunzens wurde 1746 abgebrochen und  $\frac{1}{2}$  Meile weiter nördlich verlegt; 1794 ist er auch hier wieder verschüttet und kam dann weiter östlich zu stehen, wo er noch 1825—27 erwähnt wird; er dürfte seiner Lage nach daher weniger für die Ortschaft, als für die Reisenden auf der Nehrungsstraße von Bedeutung gewesen sein.

Die Schuld an dem Untergang Kunzens hatten sich aber die Einwohner Kunzens selbst zuzuschreiben, da sie durch Abholzung des sie einigermaßen schützenden Waldes die Versandung beschleunigten, namentlich der Krugwirt soll durch die Vernichtung des Eichenbestandes dazu beigetragen haben. Aber auch sonst hatte Kunzen mancherlei Unglück, so zwang Mißwachs 1745 ganze Familien zur Abwanderung, hierzu kam die Russenzeit, so daß es 1759 heißt „in jedem Wohnhaus sei nur eine männliche Person übrig geblieben“, dieses nachdem scheinbar eine Besserung eingetreten war, denn 1739 wurden in Kunzen 15 Bauernstellen gezählt. Dann ging es unaufhaltsam dem Ende zu. 1785 gab es nur noch acht solcher Stellen, die schweren Sandstürme um das Jahr 1817 verminderten ihre Zahl bis 1820 auf 4 Freigüter und 3 Fischer mit insgesamt 28 Bewohnern. An urbarem Land waren 1797 noch 11 Hufen 9 Morgen, davon 68 Morgen den Pfarracker bildend, 1822 aber nur noch 1 Hufe 19 Morgen vorhanden, alles andere Land war mit Sand bedeckt. Schon um 1800 bemerkte der damalige Kunzener Pfarrer in den Kirchenakten: Der Pfarrer in Kuntzen hat zu Anfang dieses Saeculi, da die Kurische Nehrung von der Seite der See lauter Wald, und da an der anderen Seite am Kurischen Haff schöne und fruchtbare Wiesen und zum Teil auch an Äckern gewesen, auf 3 Huben an Acker, Wiesen und Strauchweide genutzt, es sind ihm aber von Jahr zu Jahr diese Huben durch die Versandung entrissen, daß er jetzt an Acker, Wiesen und Strauch kaum eine Hube hat, es ist da eitel Sand. Der Pfarrer nutzt sein Land selbst, damit er in diesem elenden Orte, wo auch vor Geld nichts zu bekommen ist, etwas Getreide für sich und Futter für

sein Vieh haben möge. 1825 standen noch zwei Wohnstätten: das Kruggebäude und ein Haus mit Scheune; drei Jahre später waren überhaupt nur noch Ruinen, darunter die von Kirche und Schule, erkennbar, die Bewohner aber hatten in Rossitten und Nidden eine neue Heimat gefunden. Bemerkenswert ist, daß Goldbeck in seiner Topographie vom Jahre 1788 zwei Kunzen aufführt, wahrscheinlich nahm er den abseits stehenden Krug als eine besondere Ortschaft an, auch dieser wurde 1828 nach Verlegung der Poststraße aufgegeben. Die Schule Kunzens war durch Friedrich Wilhelm I. reorganisiert, mit der Kirche wurde auch sie nach Rossitten verlegt.

Nur einige Jahrzehnte sollten vergehen, bis Reste Kunzens wieder vom Sande freigeweht wurden, denn schon 1865 traten Ruinen der Kirche wieder ans Tageslicht, ferner kamen auch Reste des weiter an das Haff verlegten Kunzens zum Vorschein, aber jetzt etwa 500 m von diesem entfernt, so daß man daraus die mittlerweile eingetretene Verbreiterung der Nehrung durch die ins Haff geschüttete Düne ziemlich genau feststellen konnte. Des weiteren kam auch der alte Kunzener Kirchhof wieder zum Vorschein, auf dem dann die bleichenden Gebeine alter Kunzener Geschlechter jahrelang herumlagen, bis man sie 1896 sammelte und in drei Fuhrten nach Rossitten zur Bestattung brachte. Aber noch bis in die allerletzte Zeit fand man Überreste vom alten Kunzener Friedhof. Der Platz des einstigen, mit Eschen, Linden und Eichen geschmückten Kunzen ist die am Haff freigewehte Fläche, schon aber wälzt sich eine neue Düne heran, um auch sie wieder mit neuem Sand zu bedecken.

Man hat übrigens in den auf der Nehrung freigewehrten Gebeinen durchaus nicht immer solche ehemaliger Nehrungsbewohner zu erblicken. So sollen sich z. B. nach der Schlacht bei Friedland viele verwundete Russen über die Nehrung geschleppt haben, die dort vor Hunger und Erschöpfung umkamen und deren Reste dann im Dünensand verscharrt wurden.

Als sich in den Jahren 1860–62 vier Fischerwirte auf dem Gelände des alten, 1749 erbauten und nördlich abseits von Kunzen liegenden Kunzenkrug ansiedelten, übernahmen sie den Namen des bemerkenswertesten aller verschütteten Nehrungsdörfer. Es waren Leute aus dem zu Bledau gehörenden Ort Fischerbude, das wegen Vordringen des Kurischen Haffes aufgegeben werden mußte, bildete doch der Kunzenkrug ehemals einen Teil des großen Bledauer Besitzes. Von diesen Familien ist die der Broscheits noch heute hier ansässig. Ihre Zahl blieb sich mit vier bis heutigen Tages die gleiche, sie dürfte sich auch kaum vergrößern, da der für den Ackerbau geeignete Boden sich zwar noch etwas südwärts über ihre Wohnstätten hinaus erstreckt, aber stark mit Sanden und Haffmergel überlagert ist. Die politisch Rossitten angegliederte Siedlung macht einen sehr freundlichen Eindruck, umso mehr da sie von einem Lindenwäldchen umgeben ist.



Die Kirche in Rossitten mit dem früheren Pfarrhaus.

Die Düne ragt ins blaue Licht.  
Und röhrt sich nicht und regt sich nicht.  
Wie eine, die in ihr Gebet  
Mit ganzer Seel' versunken steht.  
Wie eine fraueneise Hand  
Streicht eine Wolke übers Land.  
Und selig singt ein weicher Wind:  
Wie groß doch Gottes Wunder sind!

Fritz Kudnig.

## Rossitten.

An einer größeren Einbuchtung des Haffes liegt das unter den Siedlungen auf der Nehrung eine besondere Stelle einnehmende Dorf Rossitten. Hier allein findet man fruchtbare Wiesen und Äcker, auf denen selbst der Weizen gedeiht, ferner die Wahrzeichen eines richtigen Bauerndorfes, wie Scheunen und Ackergeräte, ein Beweis, daß hier die Landwirtschaft den Haupterwerbszweig bildet. Die Grundlage hierfür gibt dieser Gegend der Diluvialboden, der sich über die Breite der ganzen Nehrung und in der Länge von den Korallenbergen bis nördlich des Dorfes mit etwa 7 km Ausdehnung erstreckt. Leider haben bis zu 6 m hohe Flugsande, wie auch die nunmehr festgelegten Dünen einen großen Teil des fruchtbaren Geschiebemergelbodens bedeckt, so daß neben den sich an das Dorf anschließenden Feldern nur noch eine größere Platte südwestlich der Korallenberge freibleiben ist. Die bei der Nahrungsbildung von Sand umlagerte Diluvialinsel hat sich auf der Oberfläche also noch sehr wesentlich verkleinert.

Über die älteste Geschichte Rossittens ist man nur auf Vermutungen und Sage angewiesen. Diese berichten von einer alten Burg, die in ehemaliger heidnischer Zeit auf den Korallenbergen gestanden haben soll. Ihr Schloßherr lockte durch falsche Feuerzeichen die Seefahrer an, brachte ihre Schiffe zum stranden, um sie dann auszurauben; auch die üblichen verborgenen Schätze werden noch an dieser Stelle vermutet. Ferner haben sich Nachrichten erhalten, nach denen noch vor etwa 400 Jahren eine alte Siedlung Rossitten nahe der See gelegen haben soll. Zerstreute Feldsteine sollen noch auf diese alten Stätten hindeuten, in denen man aber auch Reste einer alten schwedischen Heringsfänger-Niederlassung erblicken

will. Wenn auch Bezzemberger die Namensdeutung als Korallenberge dahin auslegt, daß wir hierunter nur die landläufige Bezeichnung für Perlen = Korallen zu verstehen haben, so möge trotzdem die Wahrscheinlichkeit offen bleiben, daß infolge dieser Sage doch eine gewisse Berechtigung vorliegt, daß der Name auf das litauische karālus = der Herr oder König zurückzuführen ist. Eingefügt möge hier sein, daß auch die Ableitung von kraulis = Absturz nicht unwahrscheinlich ist. Rhesa hat diese Sage auch in seiner Erzählung „Der Strandvogt von Rossitten“ verwertet. Außer einigen vorgeschichtlichen Funden, wie sie auf der ganzen Nehrung vorkommen, weist aber sonst nichts in Rossitten auf eine Siedlung in der Vordenszeit hin, die in ältesten Urkunden als Razge oder Razze, kur. Rasite, vorkommt.

Vermutlich hat aber erst der Orden dem Ort seinen Namen gegeben, indem er deutsche und altpreußische Worte zusammenwarf und daraus Rossitten machte, heißt es doch bereits 1379, daß er „30 kobeln (= Rosse) off der Nerige“ unterhielt, es befand sich also hier ein kleineres Ordensgestüt. Von größerer Bedeutung aber als für die Pferdezucht war der Ort als einer der befestigten Plätze auf der Nehrung, und in der alten Rossittener Burg haben wir wohl auch den Beginn der Geschichte dieser Ortschaft zu erblicken. Schon der Lehm Boden dieser Gegend machte sie zur Anlage einer Burg als besonders geeignet, baute der Orden doch solche meist nur auf jenen Stellen, wo er das hierfür benötigte Material unmittelbar zur

Hand hatte. Rossitten war nun hieran so reich, daß es sogar entferntere Ortschaften mit Ziegeln versorgte, so heißt es u. a. in einer Ordensrechnung aus dem Jahre 1404, daß 45 Mark (etwa 2160 Friedensmark) für einen Transport von 443 000 Ziegeln von hier nach Memel bezahlt wurden, in dem gleichen Jahre erhielt der Rossittener Ziegelmeister 72 Mark. Noch heute wird der Lehm jener alten Stelle, der sogenannte Lehmberg, für Bauten verwendet. 1434 war der Bestand „an gebrand kalk zu Rossiten uffm strand 6 leste“ (Lasten). Wann die Rossittener Burg erbaut ist, wissen wir nicht, die Jahreszahl 1330, die genannt wird, dürfte der Wirklichkeit ziemlich nahe kommen.

Von ihr hören wir, daß sie 1403 gegen einen erwarteten Einfall Witowds von Litauen in Stand gesetzt wird, und noch 1525 war sie eine der ganz wenigen Burgen, die dem neuen Herzog Albrecht gelegentlich der Säkularisation als noch brauchbar zugesprochen wurden. Bald darauf aber muß der Verfall begonnen haben, wozu sicher außer Vernachlässigungen auch die Fluten des Haffes beigetragen haben. Da 1552 mit dem Bau einer Kirche in Kunzen begonnen wird, dürfte um jene Zeit die in jeder Ordensburg vorhandene Kapelle, die auch dem Gottesdienst der Ortsbewohner gedient haben wird, unbrauchbar geworden sein,



Gehöft mit landwirtschaftlichen Nebengebäuden in Rossitten.  
Der diluviale Boden kommt in der Masse angesammelter Geschiebelöcke zum Ausdruck.

obgleich eine Kirche in Rossitten noch 1605 erwähnt wird. Henneberger schildert dann 1595 das Schloß als verfallen, ebenso einige Jahre später Caspar Stein. 1748 waren noch Überreste der Burg, wie Keller und Gewölbe, vorhanden, und Teile der Vorburg standen noch am Ende jenes Jahrhunderts dort, wo sich jetzt die Haffleuchte befindet, und noch heute kommen bei Grabungen auf ihrem Terrain alte Ordensziegel zum Vorschein. Sonst spülen die Wellen des Haffes in etwa 100 m Breite über die einstige Rossittener Burg, deren Ruinen die Volksmeinung bei niedrigem Wasserstand noch jetzt im Haff erblicken will. Rhesa besingt diese Reste der Rossittener Burg in seiner Gedichtsammlung „Prutena“ wie folgt: „Bei hellen Mondes Scheine, sieht auf dem Grund der See, der Schiffer noch die Trümmer, von dieses Schlosses Höh“. Wenn nun die Rossittener Burg auch längst der Sage angehört, so ist ihr doch eine gewisse Unsterblichkeit durch C. T. H. Hoffmann verliehen, der sie zum Schauplatz seiner Meisternovelle „Das Majorat“ machte.

Die älteste Erwähnung Rossittens finden wir jedoch nicht in der Burg, sondern in seinem Krug, von dem es schon 1389 heißt, daß der Komtur von Memel dem „kreczmer“ zu Rossitten neun Scheffel schulde. 1474 hören wir dann von der Verleihung einer Hofstätte vor dem Schloß an Herrn Schroetern, unsren Cretzmer, durch den Hochmeister Heinrich von Richtenberg. Bald darauf wurde der Krug der Schauplatz einer absonderlichen Geschichte, die uns Henneberger 1584 schildert und die ein bezeichnendes Bild für die Leichtgläubigkeit in jener Zeit gibt:

#### HISTORIA VON EINER KATZEN / SO VIEL MENSCHEN OMBBRACHT HAT / ZU ROSSITTEN IM KRUGE.

Anno 1481. Geschach es alda in einem Kruge / das man oftmals etzliche Geste / die da geherberget hatten / des morgens auff der Strewe todt fant / jederman verwundert sichs wie es zugienge / der Krüger ward fürgenommen ond gefraget / ob er das Bier vergiffte / aber man konte nichts an ihm haben. Eins mals trugs sichs zu / das ein hauff Liffender darinnen herbergten / da kamen auch etzliche Samaitten / die legten sich mit der zeit auf die Strewe ond schlieffen. Die Stuben war onten mit Thielen beleget / ond in der mitte war ein Seulen oder Stender / so onten die helffte verfaulet war / ond ein gros loch hatte / zum loch kam ein Katz die mawet / da kamet ein große Kröte herfür / welche die Katze ein gute weil leckete / gieng darnach zum Samaitten auff die Strewe / von einem zum andern / ond praustet ihnen onder die augen / die Samaitten waren des morgens alle todt. Dis zeigeten die Liffender dem Pfleger an / der Pfleger wil die warheit erfahren / lest einen armen Sünder so den hals verwircket / vollseuffen / ond alda im Kruge schlaffen / ond auf ihn achtung haben / da thet die Katze wie zu ohren / ond dieser starb auch baldt / da brach man die Seulen hinweg / ond der Pfleger lies Krött ond Katze in ein Tonne ver machen / ond sie mit dem Krug verbrennen.

Aus späterer Zeit wird dann noch von einem Diebstahl im Rossittener Krug berichtet, bei diesem kam einem vornehmen Reisenden die Geldtruhe fort, die man dann später bei einem Umbau unter der Kruginfahrt wiederfand. Der alte Krug stand dort, wo sich jetzt die bisherige Oberförsterei befindet, er hatte die Verpflichtung, jährlich 18 Tonnen Amtsbier zu schenken, ein Beweis, daß sich auf der Burg auch eine Brauerei befand und der Bierverschank bis zu einem gewissen Grade Regal war. Zur Zeit der Nehrungsstraße hatte der Krug natürlich eine ziemliche Bedeutung, dann wurde das Gebäude für das Rentamt erworben, das 1876 nach Cranz kam. An seiner Stelle wurde es Sitz der Düneninspektion und später vergrößert, Sitz der Oberförsterei für die Nehrung. Nach dem Fortfall dieser Stelle am 1. April 1924 ist das Gebäude nebst Gelände auf 18 Jahre verpachtet worden.

Auf der Rossittener Burg hatte ein Pfleger, also ein ziemlich hoher Ordensbeamter seinen Sitz, dieser führte u. a. auch den Titel Fischmeister. Als solchem, richtiger gesagt wohl als wirklichem Ritter, werden für ihn drei Pferde und Harnisch, als zur Ausrüstung gehörend, erwähnt. Später hatte die Leitung des Rossittener Amtes ein Kämmerer, so heißt es nach der Säkularisation, daß ein solcher, den „Ew. Durchlaucht gehörenden Hof“ verwaltete, der aber wiederum zur Schaakener Burg gehörte. Diese Kämmerer als Vorsteher von Kämmereämtern waren ursprünglich bevorzugte Persönlichkeiten, erst als diese dann zur Verpachtung, und zwar meist an angesehene Deutsche kamen, gehörten sie schließlich zum Gesinde; diese Pächter führten den Namen Burggraf. Da das Rossittener Amt aber wohl nicht gerade begehrenswert erschien, finden wir 1697 auch einen Kuren, Michael Sakuth, d. h. der Beständige, als Garnmeister, Burggrafen und Wildnisbereiter in Rossitten. Nachdem Rossitten 1726 vom Schaakener Hauptamt abgetrennt wurde und ein eigenes Intendanturamt bildete, finden wir in der Person des Domänenpächters, der auch das Brauereirecht ausübte, unter den Bezeichnungen wie Ober-Schulze, Intendant und Amtsmann alle möglichen Funktionen vereinigt, so noch 1869 die eines Standvogtes, Oberfischmeisters, Rent- und Postmeisters, unterstand doch dem Intendanturamt Rossitten außer der Nehmung auch das ganze Kurische Haff. Selbst der 1903 in den Ruhestand getretene Düneninspektor Ephä verwaltete noch die verschiedensten staatlichen Einrichtungen, so daß man ihn scherhaft als den König von Rossitten bezeichnete.

Als zum Amt Rossitten gehörend werden 1798 noch 4 Schulzen, also 4 Dörfer, 3 Krüger, 36 Bauern und 75 Fischer aufgeführt, die Pachtsumme schwankte lange Jahre hindurch zwischen 542 und 873 Talern, von der aber etwa ein Viertel als Gehalt für die genannten Funktionen abging. 1803 hatte die eigentliche Domäne noch einen Umfang von ca. 200 Morgen Land, das schließlich nur noch Dienstland des ersten Rossittener Beamten war.

Einen guten Anhalt über das Gelände Rossittens vor etwa hundert Jahren gibt uns die um 1800 erschienene v. Schröttersche Karte von Preußen, die überhaupt als die erste richtige veröffentlichte Karte anzusehen ist, galt doch früher zur Irreführung eines eventuellen Feindes der Grundsatz, überhaupt keine oder doch nur unrichtige kartographische Darstellungen zu veröffentlichen.

Wenden wir uns nun der eigentlichen Ortschaft Rossitten zu, so mögen zunächst einige Zahlen angeführt sein, die von der Entwicklung der Ortschaft in den letzten Jahrhunderten sprechen. 1666 zählte Burckhardt in Rossitten 19 Bauern-



Die Rossittener Haffmole.

erben auf, 1739 gab es deren 15, 1780 dann 24 und 1800 28 Feuerstellen. Unter diesen waren 7 ganze und 14 halbe Fischerstellen, solche haben sich in der Tradition und in gewisser Beziehung auch in ihren Rechten bis heute erhalten. 1830 waren in Rossitten 26 Fischer, von denen 23 auf Frei- und 3 auf Bauerngütern saßen. Außer diesen Kleinbesitzerstellen bestand noch ein köllmisches Gut, die jetzige Gastwirtschaft „Kurisches Haff“ mit 305 Morgen, jeder sonstige Besitzer hatte  $\frac{1}{4}$  Hufe. 1803 wird der Gesamtbestand an urbarem Land mit 1086 Morgen angegeben, 1822 mit 38 Hufen 8 Morgen 157 Ruthen und 1864 mit rund 1130 Morgen und mit Kunzen zusammen in 41 Wohngebäuden. 1895 umfaßte Rossitten 365 ha Acker und Wiesen mit 63 Wohngebäuden und mit 77 Feuerstellen, und 1924 sind es 372 ha mit 92 Wohngebäuden. Außer Rossitten besteht verwaltungstechnisch noch der Gutsbezirk Rossitten, der am 28. Juli 1906 aus dem unbewohnten Gutsbezirk Kurische Nehrung gebildet wurde.

Einen wesentlichen Aufschwung erhielt Rossitten in neuerer Zeit dadurch, daß es zunächst immer mehr als Sommerfrische in Aufnahme kam, namentlich



Dorfstraße in Rossitten.

aber auch durch den ziemlich starken Durchgangsverkehr von Nahrungsbesuchern. Die Zahl der Gasthöfe stieg daher auf drei, auch finden Sommergäste Unterkunft bei einzelnen Besitzern, trotzdem sind die Möglichkeiten hierfür noch sehr besserungsbedürftig.

Sehr gewonnen hat Rossitten durch den Bau der Steinmole, vor deren Anlage die Dampfer in ziemlicher Entfernung im Haff hielten und die Besucher Rossittens ausgebottet werden mußten, bei Sturm oder Nebel mitunter eine recht mißliche Sache. Um die Schiffe auch bei Nacht in dem wegen der vielen Steine ziemlich gefährlichen Fahrwasser zu orientieren, errichtete man 1884 auf dem Platz der alten Burg eine Haffleuchte, die 1904 durch den Bau eines kleinen Leuchtturms verbessert wurde und dessen Blinkfeuer etwa 4 Meilen weit sichtbar ist. Bemerkenswert ist gerade an dieser Stelle der starke Abbruch des Haffufers, so



Haffleuchte in Rossitten.

wurf von Tischler, der dann von Stüler durchgesehen wurde, in romanischem Stil als Rohziegelbau ausgeführt und am 23. September 1873 eingeweiht wurde. Das Altarbild stammt aus der Tragheimer Kirche in Königsberg, die zinnernen Kelche aus der alten Kunzener Kirche. Bis zum Bau der Kirche wurde der Gottesdienst in einem Betsaal abgehalten. Gegenüber liegt das wegen des hohen Grundwassers auf entsprechender Aufschüttung errichtete Pfarrhaus. Etwas weiter steht das leider viel zu kleine Haus der zweiklassigen, nach 1738 eingerichteten Schule, und ihr gegenüber die berühmte Rossittener Vogelwarte, die den Ruhm der Ortschaft in alle Welt hinausgetragen hat und deren an anderer Stelle eingehend gedacht wurde. Verfolgen wir diese Straße noch etwas weiter hinaus, so stoßen wir auf den alten Rossittener Friedhof mit einigen in litauischer Art gehaltenen Grabstätten; bemerkenswerter aber sind seine 33 großen Pappeln, die den Fischern mit zur Landorientierung dienen. Der neue Friedhof liegt auf dem Kirchhofsberg.

Trotz der Landwirtschaft nimmt auch die Fischerei eine beachtenswerte Stelle in Rossitten ein, die Kähne hierfür liegen fast ausnahmslos am Haffufer, und nur ganz wenige findet man auf der Seeseite; eigenartig ist, daß sich der Motorkutter weder hier wie auch sonst auf der Nehrung bisher einführen resp. behaupten konnte. Am Haff liegen auch die verschiedenen Fahrzeuge

hat man südlich des Leuchtturms innerhalb von 50 Jahren einen Landverlust von ca. 100 m Breite bei einer Länge von 800 m festgestellt, also hier allein gingen 4—5 Morgen für Rossitten doppelt wertvollen Bodens verloren. Zum Uferschutz dienen jetzt Rohrpflanzungen sowie eine Steinmauer, für die das Material ja reichlich in den hier lagernden Steinen und Burgresten zur Hand war. Einem der großen umherliegenden Geschiebeblöcke hat man sogar einen Namen als „Großer Albrecht“ gegeben. An dieser Spitze staut sich das Eis im Winter häufig zu großen Massen.

Das Dorf Rossitten liegt langgestreckt und fast gleichlaufend dem Haffufer, namentlich die Hauptstraße gewährt mit ihren von alten Bäumen umgebenen Häusern einen recht freundlichen Eindruck. An ihrem Beginn zweigt sich die nach Kunzen führende Kirchenstraße ab, an der zunächst die Kirche ins Auge fällt, die nach einem Ent-



Altes Grab  
auf dem Rossittener Kirchhof.

der Wasserpolicie (Reichswasserschutz), der Zollbeamten und des hier stationierten Fischmeisters, der der ziemlich selbstbewußten Bevölkerung gegenüber aber einen ziemlich schweren Stand hat. Die Ausübung der Fischerei brachte es mit sich, daß die Rossittener meist alle bei der Marine dienten und auch bei dieser den Krieg mitmachten, woraus sich der verhältnismäßig geringe Verlust mit nur 9 Personen aus dem Kirchspiel erklärt.

Erwähnt möge hier noch die uralte Sitte der Aufforderung zu Gemeindesitzungen und für die Bekanntmachungen durch den Schulzenstock sein, ein Stock, an dem das betreffende Schriftstück angebracht wird und der dann von Hand zu Hand wandert. Die Nachtwache stellt jedes Haus abwechselnd, so kommt es dann vor, daß, wenn einmal der Mann des Hauses erkrankt ist, die Frau als weibliche Nachtwache die Straße entlang zieht. Ein Rossittener Original war auch der alte Fischer Hein, der 1919,  $101\frac{1}{2}$  Jahre alt, starb, von denen er etwa 80 Jahre lang in Rossitten verbracht hatte, wohin er 20jährig als Fischerknecht gekommen war.

### Von der Umgebung Rossittens.



Alter Friedhof in Rossitten.

Die eigenartigen Schönheiten der Umgebung Rossittens offenbaren sich dem flüchtigen Besucher nicht auf den ersten Blick, auch sie wollen erwandert sein, denn das hierfür in Frage kommende Gebiet erstreckt sich etwa von den Korallenbergen im Süden bis zum Predinberg, dem Beginn der großen Dünenkette im Norden. Auf diesem Flächenraum hat die Natur aber durch den Wechsel von Haff und See, Wald und Moorgebiet, Siedlung und Äckern ein Landschaftsbild von hohem Reiz geschaffen, dem die hier in einzelne Berge aufgelöste Dünenkette noch einen besonderen Reiz gibt.

Nach dem Verlassen der eigentlichen Ortschaft, vorbei an der ehemaligen Vogelwarte und dem Jordanfluß, dem Entwässerungsgraben des Möwenbruches, kommen wir zunächst nach der Lunk, welche Bezeichnung solche teilweise durch Sandflug verwehte Wasserflächen allgemein tragen. Unmittelbar darauf trifft man den Weg-

weiser, dessen Arme nach den verschiedensten Richtungen zeigen und der mit Recht vermuten läßt, daß wir uns hier an der breitesten Stelle der Nehrung befinden, die hier eine Breite von 3,95 km hat. Dann nimmt uns die etwa 11 km lange, an schönen Wegen überaus reiche Rossittener Plantage auf.

Wenden wir uns am Haffufer entlang gen Norden, so kommen wir hinter dem niedrigen Walgum Berg zu dem 33,4 m hohen Schwarzen Berg, der 1906 – 10

bepflanzt, wie kaum ein anderer die Form einer Sicheldüne zeigt. Einst dürfte der Schwarze Berg wesentlich höher gewesen sein, erstreckte sich doch bis zu seinem Fuß eine Bucht des Haffes, in die man noch 1790 hineinfahren konnte, die dann aber von dem abgetragenen Sand dieser Düne verschüttet wurde. Die große, reichlich feuchte und mit Wasserflächen bestandene Wiese, Vogelwiese genannt, ist jetzt das Rossittener Weideland. Des öfteren sollen an dieser Stelle die Wogen der See ins Haff getrieben sein und noch 1822 schlug sie zwischen den hier befindlichen Dünenbergen ins Haff. Henneberger, der diese Stelle die Gausutte nennt, schildert sie als einen Winkel im Kurischen Haff, in dem ein köstlicher Aalfang sei. Richtig heißt sie Gausiut, wir haben darunter eine Viehtrift zu verstehen, Burckhardt nannte sie Caschuken, der deutsche Volksmund machte aus ihr sogar eine Gau-futsch. Unter dem Orden stand an ihr ein Fischereigerätehaus. Unverständlich ist, daß die doch noch bis vor einigen Jahrzehnten kahle und dadurch helle Düne als Schwarzer Berg bezeichnet wurde, es sei denn, daß sie der eigene Schatten im Haff als schwarz erscheinen ließ. An dieser Stelle möge auch gleich der Irrtum

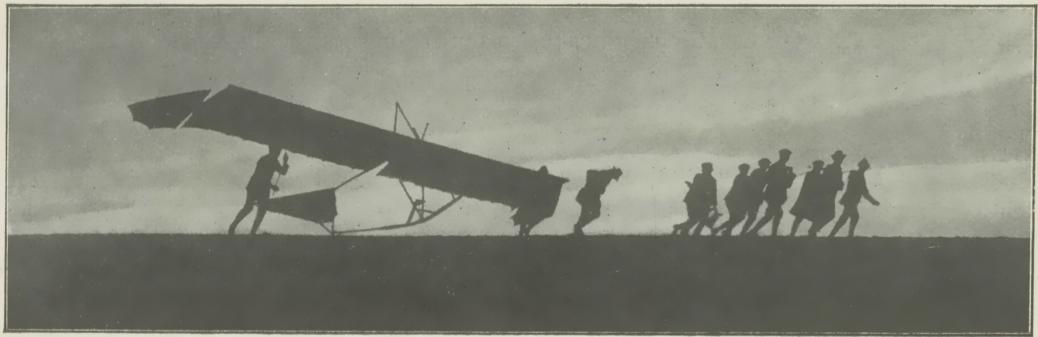


Die Lunk.

berichtigt werden, der auf Karten aus dem Walgum, der lettisch eine Anlegestelle bedeutet, den Weißen Berg und umgekehrt, aus diesem, mitten auf dem Land liegenden, den Walgum machen läßt. Übrigens heißt der Fischerhafen von Memel auch Walgum. Für den ersteren scheint die neuere Benennung als Kirchhofsberg glücklich gewählt zu sein.

Weitere hinter der Vogelwiese sich isoliert von der Nahrungsplatte abhebende Einzeldünen sind ferner der lange Plick, auch der kahle oder Mottberg genannt, der wohl in absehbarer Zeit ganz ins Haff geweht sein wird; der festgelegte Runde Berg und der Pawel-, richtiger Perwelberg, auf deutsch: der Berg an der kleinen Wiese oder auch Wiesenberge. Von den Fliegern wird er, da er sich besonders zu Probeflügen eignet, auch Schulberg genannt.

Am Westabhang des Schwarzen Berges waren während des Krieges einige militärischen Zwecken dienende Holzbaracken erbaut, die 1920 auf Anregung des Königsberger Arztes Dr. Mathias zu einer Versuchsheilstätte für knochentuberkulose Kinder durch direkte Sonnenbestrahlung eingerichtet wurden. Die Vermutung,



Von der Rossittener Flugwoche.

daß sie neben dem Seeklima der Nehrung sich für diese Krankheit besonders heilkräftig erweisen müssen, fand ihre Bestätigung, so daß man sogar an den Bau einer größeren Seeheilstätte dachte, für die man das Terrain auch am Fuße des Predinberges erwarb. Geldmangel ließen aber sogar die Versuchsstelle, trotz der selbstlosesten Leitung des Dr. Schlesies und seiner Gattin, eingehen und so ist das ganze Projekt vorläufig zurückgestellt. Die Baracken selbst aber wurden im Mai 1923 vom Ostpr. Verein für Luftfahrt angekauft und dienen jetzt als Unterkunftsräume für Flieger und deren Flugzeuge.

Aber noch für ein anderes Unternehmen sollte dieses Gelände von großer Bedeutung werden, hier auf dem Predin- und dem davor gelegenen Pawelberg fand 1923 die erste deutsche Küstensegelflugwoche statt, für die der leitende Gedanke war, nachdem das Problem im gebirgigen Terrain als gelöst erschien, die Flugmöglichkeiten an der See zu erforschen. Das ideale Vorbedingungen bietende Gelände wurde denn auch wegen seiner Hügel und der ebenen Hafffläche für außerordentlich günstig befunden, und so erhob sich bald am Schwarzen Berg und auf der Vogelwiese ein richtiges Fliegerdorf; auf jenem wurde eine kleine meteorologische Station errichtet. Wenn durch die mangelhafte Beteiligung — die weite Entfernung vom Reich verhinderte das Herkommen der bisher erfolgreichsten Flieger — die Resultate nicht ganz den Erwartungen entsprachen, so wurde doch der Beweis erbracht, daß das Rossittener Gelände das für derartige Versuche geeignetste in ganz Deutschland ist.



Versuchsheilstätte am Schwarzen Berg 1921, jetzt Fliegerkolonie.

Die Wiederholung der Flugwoche im Mai 1924 zeigte nun auch ganz besondere Erfolge, denn zunächst stellte der ostpreußische Flieger, der Lehrer Ferdinand Schulz, mit 1 Stunde 22 Min. einen neuen deutschen Zeitrekord auf, den dieser fast unmittelbar darauf, am 11. Mai, mit 8 Stunden 42 Min. 9 Sek. Flugdauer noch bei weitem überholte. Hierdurch wurde ein glänzender Weltrekord geschaffen, ein weiterer durch den Flieger Martens über die weiteste durchflogene Entfernung mit 11 km Länge bei einer durchschnittlichen Höhe von 200 Metern. Wenn auch gegenteilige Stimmen laut werden, so erscheint doch die Zukunft Rossittens als erstklassiges Flugversuchsfeld sichergestellt, umso mehr als die eigenartigen landschaftlichen Reize der Nehrung auch ihre Zugkraft ausüben dürften und die örtliche Leitung sich den ihr gestellten Aufgaben in jeder Beziehung gewachsen gezeigt hat.

Verfolgen wir den von der Lunk abgehenden Fischerweg, so kommen wir zur Seeküste, zu der aber noch eine ganze Reihe anderer Wege, wie der Predinweg, der Schwarze Bergweg, der Kunzener Fischerweg, auch Jungfernweg genannt, und schließlich alle Waldschneisen hinführen. Am Ausgang des Fischer-



An der Rettungsstation Rossitten.

weges liegt die von den Abspülungen der See äußerst bedrängte Station der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, deren Ausgangstore man dieserhalb bereits landeinwärts legen mußte, ohne daß das Ende des Uferabbruches abzusehen ist. Hier ist auch die Liegestelle der Fischer-Seeböte Rossittens. An dieser Nehrungsstelle fanden früher manchmal Manöver der Hochseeflotte statt, auch wurden in der Gegend Schießübungen abgehalten, wobei dann der betreffende Nehrungs- und der dahinter liegende Haffabschnitt abgesperrt wurden. Gelegentlich einer solchen Übung besuchte auch Prinz Heinrich von Preußen Rossitten.

Die Rossittener Plantage beginnt bei den aus fünf größeren und kleineren Erhebungen bestehenden Korallenbergen mit älterem Baumbestand, wird aber erst wieder kurz vor Rossitten richtiger Hochwald, um sich dann als Plantage entsprechend weit nach Norden fortzusetzen. Überaus bemerkenswert sind in der Plantage die etwa 48 m hohen Brüchberge, von denen einst auch Rossitten die Gefahr der Versandung drohte, umso mehr, da der Schutz durch den Wald infolge von Holzdiebstählen, an denen sich, um nicht zu kurz zu kommen, auch die



Blick von den Bruchbergen auf den Bruchteich und Rossitten.

Rossittener lebhaft beteiligten, fast aufgehört hatte. So war der ganze Bestand der Forst Rossitten um 1790 auf 380 Morgen Wald zurückgegangen bei einem Umfang des dazu gehörenden Nehrungsanteils von 17419 Morgen. Diesem bedenklichen Zustand machte erst die Aufforstung der Bruchberge ein Ende, um die sich namentlich der Oberforstmeister Müller verdient machte, dem denn auch auf der Höhe des Bruchberges ein Gedenkstein in Gestalt eines eratischen Blocks gesetzt wurde. Der einstige trigonometrischen Zwecken dienende Holzturm ist jetzt leider ein Trümmerhaufen, was umso bedauerlicher ist, als der Blick von den Bruchbergen zu den schönsten der ganzen Nehrung gehört. Bei klarem Wetter kann man gegen Norden die ganze Nehrung bis Schwarzort verfolgen und im Süden sieht man deutlich die Konturen der samländischen Küste; unmittelbar zu seinen

Füßen liegt die unendliche Ostsee und auf der anderen Seite die liebliche Nehrungsebene mit Rossitten.

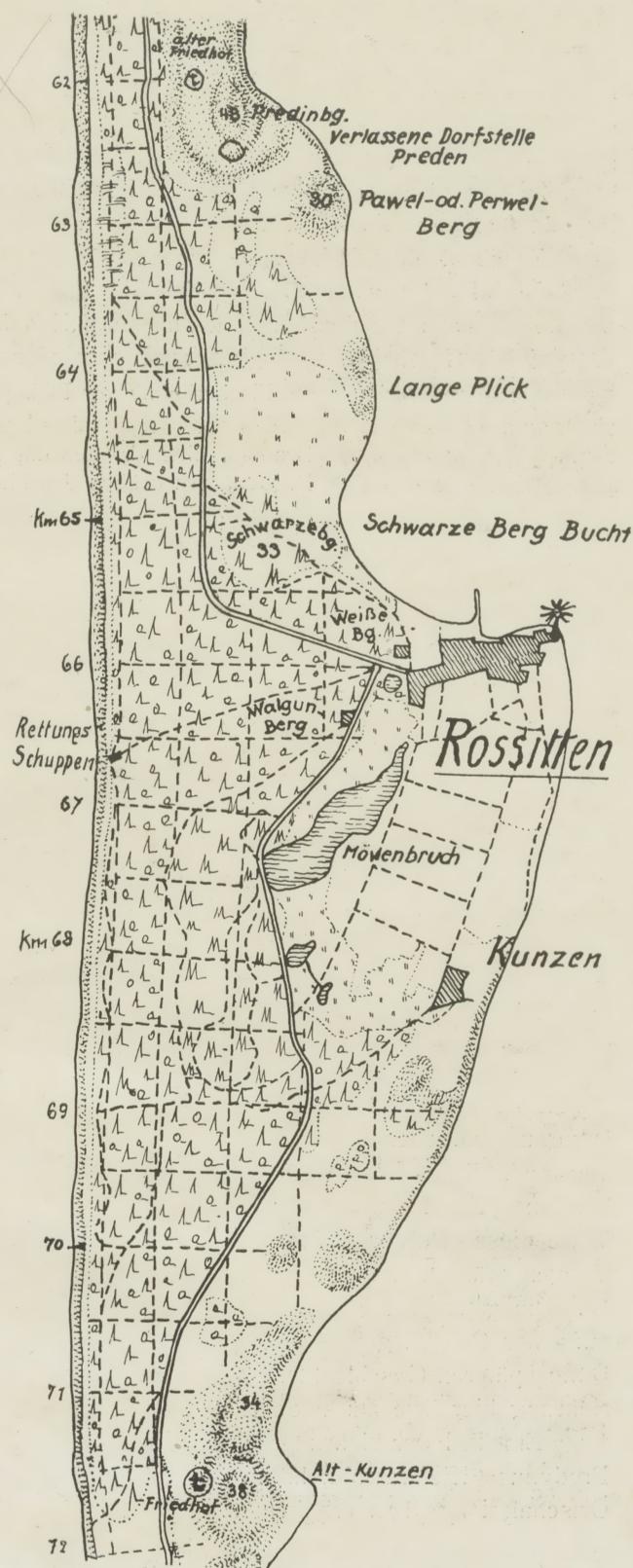
Unmittelbar bei den Bruchbergen beginnt das umfangreiche Moorgebiet Rossittens mit dem 4 km langen und  $\frac{1}{2}$  km breiten, von Röhricht und Mooskampen besetzten Möwenbruch. Es ist der Schauplatz jenes sich über das ganze Jahr erstreckenden berühmten Vogellebens, um dessentwegen er auch als Naturdenkmal erklärt wurde. Hier zählte Schumann, einer der ältesten Nehrungsforscher, etwa 50000 Möven, für die die moorigen Inseln die gegebenen Brutplätze sind. Durch den Pächter des Bruches werden alljährlich im Frühjahr gegen 5000 Möweneier gesammelt und zum Versand gebracht. Das etwa 100 Morgen große, auch durch seinen Fischreichtum beachtenswerte Bruch war früher in Privatbesitz, damals wurde seine Vogelwelt aber nicht so geschont



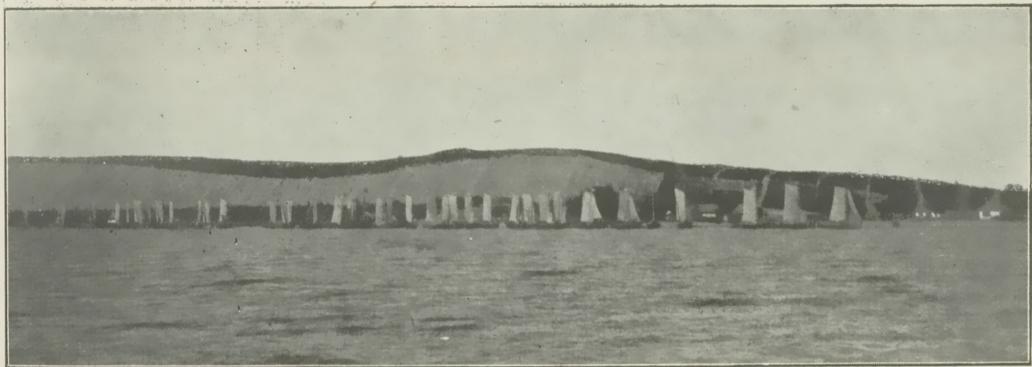
Gedenkstein  
für den Oberforstmeister Müller.

wie heute. Ein geschütteter Damm führt zu der hier liegenden Försterei, die nach dem Eingang der Oberförsterei Rossitten zu einer Revierförsterei umgewandelt wurde, deren Bezirk den ganzen preußischen Nahrungsanteil bis zum Cranzer Revier umfaßt. An der Grenze zwischen den Geschiebemergellehnen und der Flugsandebene westlich der Müllershöhe liegen außer dem Möwenbruch noch einige weitere kleine Wasserbecken wie der Postillonsbruch, so benannt nach einem in ihm verunglückten Postillon; der Reven- oder Rübenbruch und der Feuerbruch, mit dem wir uns dem Kunzener Busch und damit dem Ortsteil Kunzen selbst genähert haben.

Nur schwer trennt sich der Besucher von der freundlichen Rossittener Oase. Sicher hat Rossitten noch eine aussichtsreiche Zukunft, umso mehr, da die nördlichen zum Memelland gehörenden Nahrungsorte nur unter erschwerenden Umständen zu erreichen sind. Jedenfalls sind hier alle Vorbedingungen für ein Seebad und einen klimatischen Luftkurort gegeben; ihn hierzu zu machen, liegt in der Hand der Bewohner Rossittens.



Karte von Rossitten und Umgebung.  
(Die Bezeichnungen Walgun resp. Weißer Berg sind verwechselt.)



Fischerkähne vor Pillkoppchen.

Drunter, dicht drunter das Haff in lautlos fröstelndem Dunkel,  
Drüber, fern drüber das Meer wie silbernes Blitzgefunkel.  
Um mich Sonne und Sand. Und kein Gras und kein Feldgrünen,  
Sonne und Sand allein und das grause Irrlicht der Dünens.

A. K. T. Tielo (Kurt Mückeit).

## Von Rossitten bis zur Nordgrenze Preußens.

### Die versandeten Ortschaften Preeden und Neustadt-Pillkoppchen.

**H**at man die grüne Rossittener Vogelwiese und das wilddurchrissene Terrain der Einzeldünen hinter sich, so kommen wir mit dem Predinberg wieder zur Wanderdüne, die sich von hier bis Pillkoppchen in einer Länge von 5 km erstreckt und dort in der aufgeforsteten Düne des Petschberges, jetzt fast nur Ephas Höh genannt, zunächst ihr Ende findet. Wie ein gebändigter Riese steigt dieser Sandberg bei Pillkoppchen fast steil in die Höhe, auf seinem Gipfel aber bewahrt ein inmitten eines kleinen Geheges liegender Gedenkstein mit der Inschrift „Ephas Ruhe 1901“ das Andenken an seinen Bezwinger. Die Festlegung des Petschberges war wohl die gewaltigste und kostspieligste Dünenbepflanzung der Nehrung, zu der sich die Regierung nur auf dringendes bitten der an ihrer Scholle hängenden Pillkoppener entschloß. Die Kosten dieser in vier Jahren, 1890—1894, bewältigten Arbeit beliefen sich auf 800000 Mark. Günstig ist für die Pillkoppener das die Düne unterbrechende, etwa 60 m breite Dünentor, dessen Wände an 40 m hoch aufragen, dieses gestattet schöne Ausblicke nach See und Haff, so daß man z. B. bei einer Fahrt auf dem Haff an dieser Stelle bis zur See hindurchsehen kann. Wäre dieser Durchriß nicht von der Natur erschaffen, so hätte man ihn künstlich anlegen müssen, da Pillkoppchen sonst ohne jeden Zugang von der Nehrungsstraße ist. Die ganze Düne von Rossitten bis Nidden, nur unterbrochen durch das wie auf einer Oase liegende Pillkoppchen, soll als gewaltiges Beispiel einer wandernden Düne späteren Geschlechtern als Naturdenkmal erhalten bleiben, umso mehr, da die Nehrung hier ihre stärksten Eindrücke gibt.

Ein Teil der Nehrung nördlich Rossittens heißt noch heute die Präden, von Predynas=Kiefernwald, hierin ist uns die Erinnerung an die hier einst befindliche Ortschaft Preeden erhalten, über die wir eigentlich nur durch zwei Quellen: das Beständnisbuch des Hauptamtes Schaaken und die kirchlichen Aufzeichnungen des Pfarrers Burckhardt, unterrichtet sind; beide aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Über die Lage Preedens herrscht kein Zweifel, da die Reste seines Kirchhofes 1825

28

zum Vorschein kamen und zwar fast genau an der Stelle, der sich jetzt die Sandmasse des Predinberges auflagert. Über die Größe Preedens erhalten wir einen Anhalt durch die Anzahl der in den Jahren 1665—1671 von Burckhardt getauften Kinder, die 39 gegen nur 38 in dem Nachbarort Kunzen betrug. Danach berechnet, dürften 23—25 Familien mit etwa 125 Personen in Preeden ansässig gewesen sein. Die Zahl der Fischerwirte betrug zehn. Wann Preeden entstand und versandete, ist in völliges Dunkel gehüllt, ersteres sicher aber wohl im 17. Jahrhundert, da keinerlei vorherige Nachrichten auf einen solchen Ort hindeuteten. Die Lage muß aber scheinbar von Anfang an verfehlt gewesen sein, sonst wäre es nicht möglich, daß der Ort noch im gleichen Jahrhundert wieder verschwand. Seine Bewohner zogen dann, wie aus Namensvergleichungen in den Kirchenbüchern hervorgeht, zumeist nach Kunzen.

### Pillkoppens.

Die Geschichte Pillkoppens ist wohl die schicksalsreichste aller Nehrungsorte, nicht weniger als viermal haben allein im Laufe eines Jahrhunderts seine Bewohner ihre Wohnstätten wechseln müssen. Pillkoppens ist schließlich auch die einzige Ortschaft der Nehrung, auf der noch ein Schimmer altpreußischer Vergangenheit ruht. Wir finden diesen nicht allein in dem Namen, der kurisch Pilkupa, litauisch Pil-kups ist, pilis=Burg und kápas=Berg, und demnach der Burgberg bedeutet, sondern auch in der Sage, nach der einst an dieser Stätte die alten Preußen zu ihren Göttern gebetet haben. Der Überlieferung nach soll auch eine Kirche auf dem Berge gestanden haben. Diese immerhin nur ziemlich unsichere Nachricht gewinnt nun an Wahrscheinlichkeit, wenn wir hören, daß der Orden hier einst ein festes Haus errichtete. Die älteste Mitteilung dafür gibt Dusburg, der mitteilt, daß Landmeister Conrad von Thierberg 1283 auf der Nehrung ein nova domus, ein Neues Haus, gegen die Einbrüche der Heiden erbaute und der auch 5000 Zamaiten an diesem im Jahre 1308 vorbereiten läßt. Auch in einer Urkunde des Jahres 1333 wird das castrum seum oppidum Neuenhus erwähnt. 1336 heißt die Stätte dann Pillecop, und Henneberger nimmt 1585 an, daß der „Pillekopff“ die Stätte jener Burg Neuhaus ist, von der Jachmann 1825 schreibt, daß ältere Bewohner Pillkoppens sich deren Reste noch sehr gut erinnern. Jachmann bemerkt dazu noch, daß der Berg mit einigen Morgen hundertjähriger Kiefern bestanden sei und daß sich auf der Grasnarbe des Waldbodens unzählige Erdbeermengen finden, ebenso sei dort noch ein Rotwildbestand. Im Erläuternden Preußen heißt es 1740 vom Pilecop „ist ein sehr hoher Berg, ist nachher eine Capelle gebauet worden, deren man noch einige Reste sieht“.

Spätere Forschungen, so noch durch Passarge, führten zunächst zu dem Resultat, dieses Neuhaus in der alten Burgstätte Garbeek bei Cranzbeek zu erblicken, aber auch dieser gab dann später seinen Irrtum zu, womit die Annahme wohl richtig ist, daß bei Pillkoppens einst eine alte Ordensburg stand. Hiermit gewinnt auch die bisher nur sagenhafte Nachricht über die Existenz einer Kirche dortselbst eine sichere Unterlage, hatte doch jedes Ordenshaus eine Kapelle oder einen Betraum, der von den Bewohnern der Umgebung zum Gottesdienst mit besucht wurde. Auch die Benutzung der Stätte zum Gottesdienst in heidnischer Zeit ist möglich, erbaute der Orden doch seine festen Häuser oder Kirchen nicht allein zumeist dort, wo bereits von den Preußen errichtete Befestigungen waren, sondern auch an jenen Stellen, wo es galt, altheidnische Kultusstätten zu verdrängen.

Eigentümlich ist, daß die Pillkoppener früher auch als Kriwinger angesprochen wurden, nach einer alten Tradition soll der Ort einst von einer Familie Kriws gegründet sein. Denken wir hierbei aber an das altpreußische Kriwentum, so drängt sich die Vermutung von selbst auf, daß wir in dieser sagenhaften Erinnerung noch eine Überlieferung an jenes zu erblicken haben.

Als Standpunkt der wohl in absehbarer Zeit wieder ans Tageslicht kommenden Reste der Burg Neuhaus ist der Altdorfer Berg anzusehen, der noch auf einer Karte des Jahres 1790 Schloßberg heißt. Er ist eine hohe, von Westen nach Osten verlaufende Urdüne, die durch den hinaufgewehten Sand bedeutend vergrößert wurde. Die Bezeichnung als Altdorfer Berg stammt aber sicher erst aus jener Zeit, als hier südwestlich an seinem Fuße und in der Nähe der Burg das alte Dorf Pillkoppen lag, das ursprünglich vom Orden Neustadt genannt wurde. Dieses Neustadt finden wir erstmalig in einem Visitationsbericht des Bischofs Mörlin erwähnt, es bestand damals aus neun Fischerhäusern und einem Krug; Henneberger verlegt es auf seiner Karte ziemlich ungenau zwischen den Predin- und den Altdorfer Berg, und noch unbestimmt heißt es um 1700 „Neustadt am Haff,  $2\frac{1}{2}$  Meilen über Rositten gelegen“. Da nun aber vor einigen Jahren in der Nähe des Altdorfer Berges bei km 59,3 Münzen aus einer alten Begräbnisstätte freigelegt wurden, dabei solche mit der Jahreszahl 1700 und 1703, so ist es zweifellos, daß wir in ihr den Kirchhof Neustadts zu erblicken haben. Dieser Begräbnisplatz scheint aber noch einer anderen Ortschaft gedient zu haben, denn 1665 heißt es bei Burckhardt, daß Neustadt nur noch drei Grundstücke hat, es war also im Versanden.

Burckhardt gibt nun aber auch die Lösung hierfür, indem er Neustadt erstmalig auch Pillkoppen nennt. Wahrscheinlich ist diese alte Ortsbezeichnung stets bei den Bewohnern Neustadts lebendig geblieben und setzte sich schließlich wieder durch, ein Vorgang, den wir auch bei mancher samländischen Ortschaft beobachten konnten. Die zunehmende Versandung zwang die Bewohner dieses ersten Pillkoppen, sich nach neuen Wohnplätzen umzusehen, für die die Ortsstelle des jetzigen Pillkoppen als wohl geeignet erschien. Damals lag nach dem Haff zu noch eine breite, ebene Platte, die reichlich mit Wald bestanden war, ja noch im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts lag südlich von Pillkoppen noch ein größeres Waldstück. Nördlich stand die Domschel, richtiger wohl Dumschel, ein sich bis zum Grabszter Haken erstreckendes Wäldchen von fünfzehn Morgen, und nach Süden war die Ortsstelle durch den Petschberg geschützt, der um jene Zeit noch einen Waldbestand von  $17\frac{1}{2}$  Morgen hatte. Der Name Petsch ging sogar vorübergehend auf die neue Siedlung an seinem Fuße über und noch jetzt ist er als Ortsbezeichnung nicht völlig vergessen.

Die allmähliche Übersiedlung nach der neuen, rings mit Wald bestandenen und von hohen Dünen umlagerten Stelle unter dem Petschberg dürfte etwa um 1650 begonnen haben und auch bald eine völlige gewesen sein, aber auch hier sollte des Bleibens nicht sein. Zunächst brachte eine sich plötzlich aus Südwesten vorschließende Düne die Gefahr völliger Versandung, ferner verwüsteten die Russen 1757 Pillkoppen, dazu brannte der Ort 1759 auch bis auf 8 Wirte ab, so daß es eine Anzahl Familien vorzog, sich etwa 3 km weiter nördlich neue Heimstätten zu suchen. 1738 sind in Pillkoppen noch 21, im Jahre darauf aber nur noch 15 Wirte und 1786 zählte man 13 Besitzer und in Neu-Pillkoppen deren 9. Um die Jahrhundertwende gab es dann in beiden Dörfern Pillkoppen zusammen 18 Feuerstellen, hiervon entfielen auf Alt-Pillkoppen oder Petsch 6 und auf die neue Nieder-

lassung Dumschel, seit 1753 auch Neu-Pillkoppen genannt, 12 Feuerstellen, letzteres hatte also den alten Ort überflügelt. Noch etwas später sind in Neu-Pillkoppen 12 Frei- und 2 Bauerngüter aufgeführt, in Alt-Pillkoppen nur noch 4 Familien mit 28 Einwohnern. Jeder Ortsteil bildete zeitweilig eine für sich gesonderte Ortschaft, bis sie sich wieder zu einer Gemeinde zusammenschlossen.

In Neu-Pillkoppen war bereits 1743 eine Schule eingerichtet, auch der Krug lag dort, ebenso die Wohnung des Ortsschulzen, der als Kammerknecht auch die Bernstein- und Strandaufsicht mit versah, ebenfalls war hier auch eine 1797 eingegangene Unterförsterstelle. Aber auch in diesem Neu-Pillkoppen sollte es des Bleibens für die Bewohner nicht sein, der Sand begann wieder seine unheilvolle Wirksamkeit. 1825 hat es zwar noch 14 Fischer mit 76 Bewohnern, aber schon heißt es, daß der Ort keine Berücksichtigung verdient, „da er doch dem Untergang geweiht sei“. Man trat die Rückwanderung nach der früheren Heimat an, und 1839 verließ auch der letzte Bewohner die bei km 53,5 am Roterwald-Berg liegende Dorfstelle Neu-Pillkoppen; wieder war eine Nehrungssiedlung der Wanderdüne zum Opfer gefallen. Dort hatte die Natur mittlerweile selbst ein Einsehen gehabt und durch das erwähnte Dünentor den Winden volle Einwirkung auf den die Alt-Pillkoppener Flur bedeckenden Sand gestattet, so daß diese wieder völlig freigeweht wurde; die Sande selbst wurden vom Caspalegehaken aufgefangen.

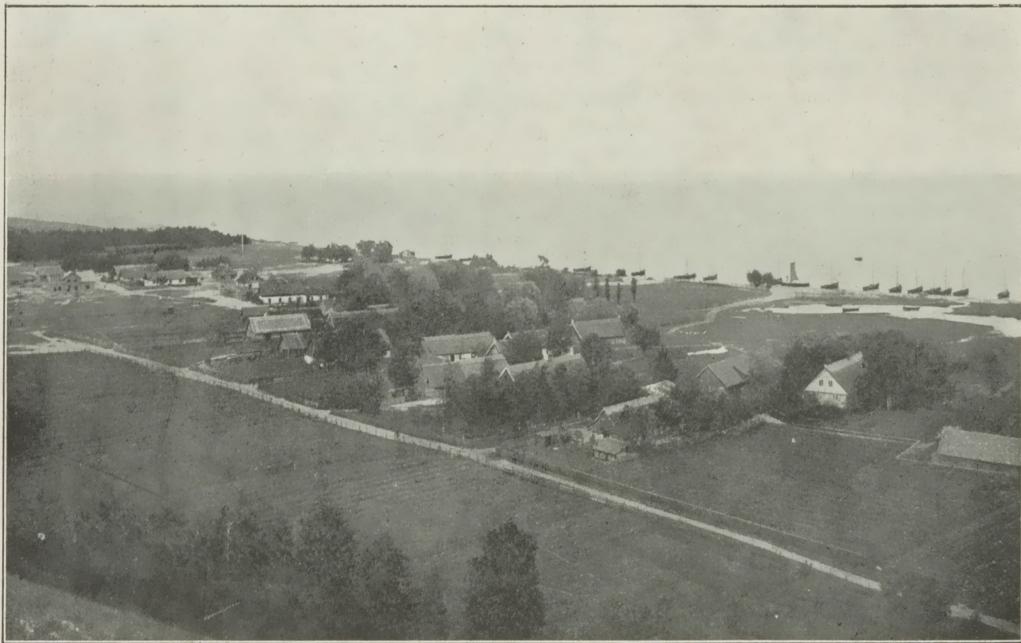
Als einziger Überrest jener Zeit war noch bis vor kurzem der in einem Dünenkessel auf einem Sandberge liegende Pillkoppener Friedhof zu sehen, der ursprünglich, inmitten alten Nehrungswaldes liegend, von beiden Ortschaften gemeinsam benutzt und nach Möglichkeit von den Pillkoppenern gepflegt wurde. Es war ein ergreifendes Bild, die vom Sand freigewehten Grabstätten zu sehen, selbst die hölzernen Grabkreuze verwitterten in ganz kurzer Zeit, so daß der ganze Friedhof eigentlich dauernd ein Bild der Zerstörung bot. Als noch die letzten morschen Kreuze aus dem weißen Sande starnten, vergrub man 1900 am Osthang eine große mit Eisen beschlagene Kiste. Zeitungen, Geldstücke, Briefe und sonstige Dokumente wurden mit eingeschlossen. Erst in einigen Jahrhunderten dürfte diese alte Begräbnisstelle von der Wanderdüne wieder freigegeben werden und ans Tageslicht kommen, wenn diese den Weg über sie beendet hat. Wann wird dieses sein?

Noch einmal schien das jetzige Pillkoppen dem Untergang geweiht zu sein. Mit unheimlicher Schnelligkeit hatte plötzlich der Petschberg seine Wanderung wieder begonnen und 1888 mit seinem Fuß die ersten Häuser Pillkoppens erreicht, nachdem schon 1870 die Schule in die Gefahr des Versandens gekommen war. Die Zukunft schien besiegt, wenn nicht schnellste Bepflanzung der Düne den Ort gerettet hätte. Nun liegt Pillkoppen wohl geborgen unter dem Schutz der Ephashöh zwischen saftiggrünen Wiesenmatten, die mit ihrem Umfang von etwa 21 ha den Bewohnern die Viehzucht fast vor der Türe gestatten. Kleine Blumengärten schmücken die sauberen Häuser, deren Giebel vielfach mit geschnitzten Pferdeköpfen verziert sind, insgesamt ein Bild größten Friedens und Wohlbefindens. Die Fischerei gilt hier als besonders lohnend. Das Viehfutter wird zwar teilweise noch anderweitig hergeholt, immerhin bieten auch die nahrhaften Gräser der Palwe dem für die Bedürfnisse des Ortes ausreichenden Viehbestand genügende Nahrung. Auf dem Haffweideland wächst sogar die Kartoffel, bedauerlich ist, daß dieses stark unter den Abspülungen des Haffes zu leiden hat. Da man wegen des hohen Grundwassers in Pillkoppen keine Kartoffelkeller halten kann, muß die Düne hierfür herhalten. Am Fuße der Ephashöh, dort wo er gerade Lust hat, vergräbt

nun jeder Pillkoppener seine Kartoffeln, die Stelle durch ein paar Stöcke bezeichnend. Kommt das Frühjahr, so holt er sie, gut konserviert, wieder heraus, sind es zufällig die des Nachbarn, so macht es nichts, so genau wird die Angelegenheit nicht genommen.

Eine Schule, Försterei und zwei angenehme Gasthöfe sorgen für das Wohl der Pillkoppener, die, wie das häufige Ineinanderheiraten beweist, namentlich mit den Sarkauern gute Freundschaft halten.

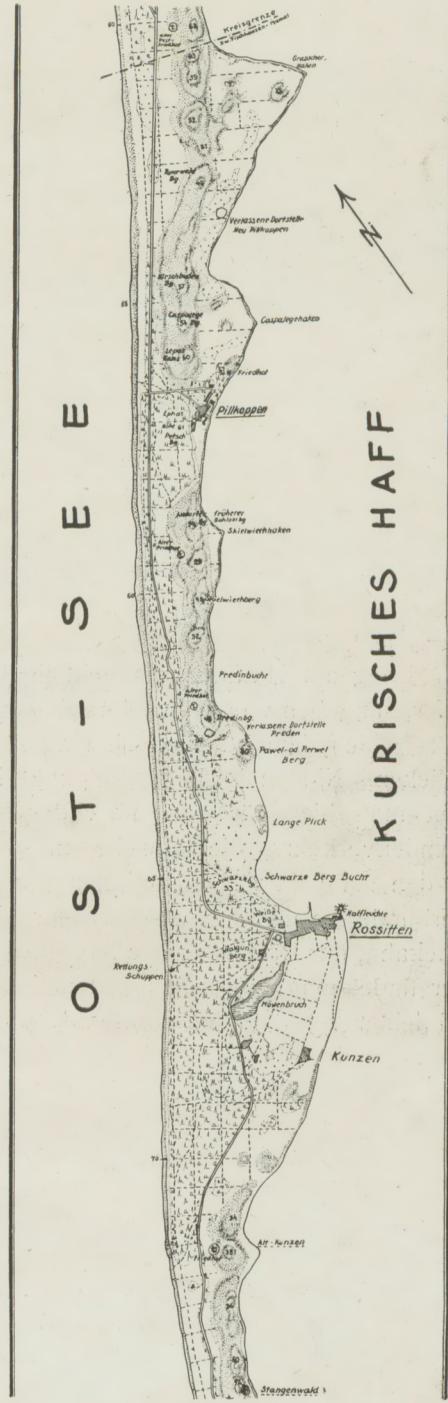
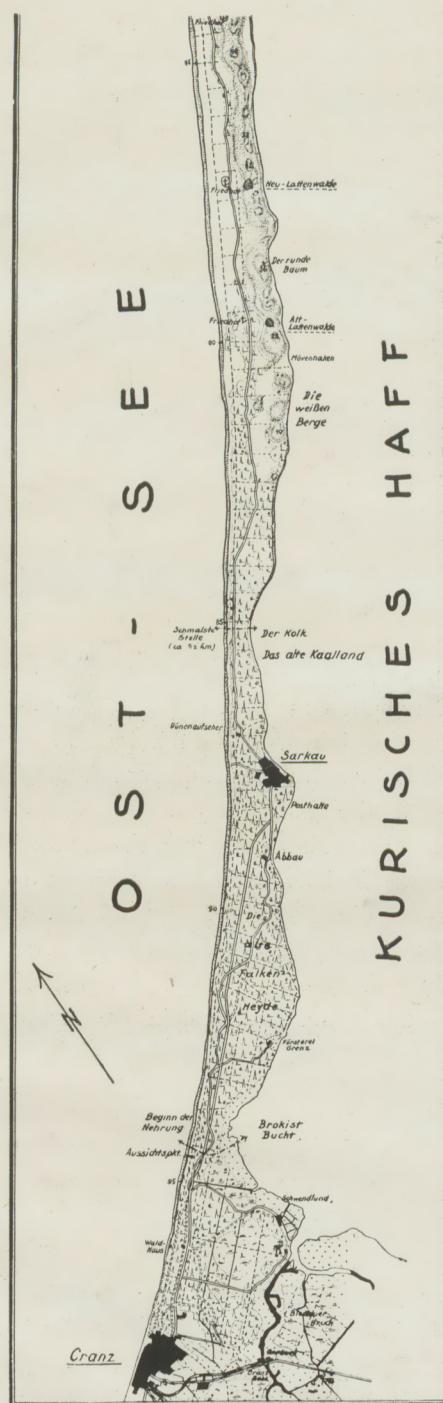
Endlos zieht sich nun von Pillkoppen bis Nidden die grasbedeckte Palwe. Wandern wir auf der hohen Düne, so kommen wir über die Sandberge des Lepas-Kalns, des Caspalege- und des Hirschbudenberges, ferner des Rotherwald- und Appelbaumberges, neben dem noch 1835 ein Waldrest stand, zum Grabszter Haken. Dieser, früher auch Grabszter-Orth genannt, springt etwa 2 km weit ins Haff hinein, von hier bis zum Radshaken trifft man besonders starke Haffmergelaufpressungen.



Blick auf Pillkoppener vom Petschberg, jetzt „Epha'shöh“ genannt.

1366 heißt dieser Nehrungspunkt Cropsteyn, es ist nicht unmöglich, daß sich auch hier eine Nehrungsortschaft befand, zählte doch Henneberger noch 1576 deren 15 gegen jetzt 8 auf der Nehrung, leider ohne ihre Namen anzuführen.

Wir sind hier an jener Stelle, wo sich mit 63 m die höchste und eindrucksvollste Stelle der ganzen Dünenwelt befindet, hier liegt auch die uns aufgezwungene nördlichste Grenzstelle Preußens. Sinnend blickt das Auge von hier nach der Fortsetzung deutschen Landes, in dem deutsch empfindende Herzen wohl in alle Zukunft und bis zur Erfüllung die Wiedervereinigung mit der Heimat ersehnen werden.



## Die Kurische Nehrung von Cranz bis zur Preußischen Grenze.



An der Niddener Hafenmole.

Mein Fuß geht im Dünensand, schwer,  
Weil er an die Steine der Straße gewöhnt.  
Mein Blick schweift übers unendliche Meer,  
Über Wellen, Wellen mit Schaum gekrönt.

O Wolken, o Wolken, o Möwenflug,  
O Sand der Düne wie weich und warm,  
O Heimat, wärst wieder du mein.

Louise von Menz.

### Nidden.

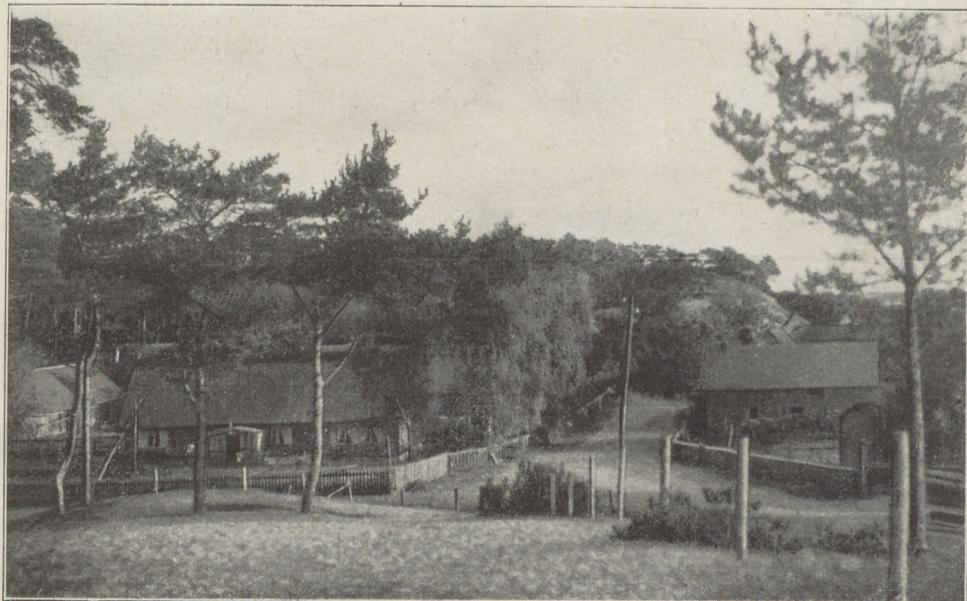
Lang am Haffufer gestreckt liegt Nidden, das malerischste aller Nehrungsdörfer, umgeben von hohen bewaldeten Dünen, geliebt von allen seinen Besuchern, unvergeßlich dem künstlerisch eingestellten Auge, welches das Glück hatte, es zu erblicken. Nidden ist der Mittelpunkt kurischen Lebens auf der Nehrung, erstmalig sieht man hier häufiger, trotz des sonst meist die Individualität zerstörenden Fremdenverkehrs, die hübsche aus dem Litauischen übernommene Frauentracht, die den stattlichen Niddenerinnen gar trefflich zu Gesicht steht. Hier sitzen seit Jahrhunderten in unerschütterlicher Heimatstreue die Familien der Sakuth, der Schekahn, der Peleikis, diese aus einer Familie heute deren sechzehn geworden, u. a. Hier findet man neben dem geräumigen Fremdenhof, dem das schöne Landschaftsbild leider zerstörenden Kaufhaus, noch das malerische, schornsteinlose Fischerhaus: drastische Beispiele bodenständiger Kultur neben hineingetragener Unkultur.

Wenn Nidden erstmalig erst 1437 erwähnt wird, so ist sicher damit noch nicht das Alter dieser Ortschaft festzulegen, denn wir haben wohl schon in dem in den alten Wegeberichten des Ordens 1385 erwähnten Noyken, auch Noyden, unser heutiges Nidden zu erblicken. Dieses alte Nidden, später auch Alt-Nidden geheißen, lag etwa 2 km südlich von der jetzigen Ortsstelle und zwar dort, wo sich die Straße bei km 50 teilt. Hier wurde eine Begräbnisstelle aus dem Sande freigeweht, bei der man einige Münzen mit der Jahreszahl 1694 fand; der Volksmund nannte diesen Begräbnisplatz den Pestfriedhof, wohl aber nur mit teilweiser Berechtigung, denn dort war einst die Lage der Ortschaft. Bemerkenswert ist, daß Beerbohm, der erste Oberfischmeister des Kurischen Haffes und ein genauer Kenner der Nehrung, vor etwa 100 Jahren schreibt, daß sich südlich Niddens drei Begräbnisstätten befinden, und zwar  $\frac{1}{4}$ ,  $\frac{3}{4}$  und 1 Meile vom jetzigen Ort entfernt. Sicher hatten diese alten Niederlassungen auch schon stark unter dem Flugsand zu leiden, schrieb doch um 1600 der Krüger des Dorfes, „daß in Nidden nur Sand

zu erblicken sei". Fünfzig Jahre vordem hatte dieser Ort 16 Fischer, 2 Halbfischer und sonstige 10 Personen als Bewohner.

Wann diese Ortsstelle einging, ist unbekannt, möglich ist, daß sie schon lange verlassen war, daß der Friedhof aber trotzdem noch eine gewisse Zeit benutzt wurde, wie wir es z. B. bei den verschiedenen Pillkoppchen sahen. Der für die Nehrungsreisenden so bedeutungsvolle Krug in „Nydden“ zahlte 1437 „7 gute mark“ als Zins, 1447 nur noch 6 Mark; eine Handfeste für den Niddener Krüger aus dem Jahre 1529 ist noch erhalten, ebenso eine Verlängerung des Krugprivilegs aus dem Jahre 1610. Am Ende des 17. Jahrhunderts kam der Krug nebst Posthalterei an die für Nidden verdienstvolle Familie Kuwert, er brannte 1720 ab, worauf ein kleiner Holzbau an seine Stelle trat.

Als auch dieses Alt-Nidden durch die Wanderdüne in Bedrängnis kam, zog ein Teil seiner Bewohner nochmals nördlicher und siedelte sich an der jetzigen Stelle unter dem Schutz der noch völlig bewaldeten Düne an. Aber auch hier sollten einige Familien noch keine Ruhe vor dem Sand finden, vergebens suchte



Nidden-Skrusdihn.

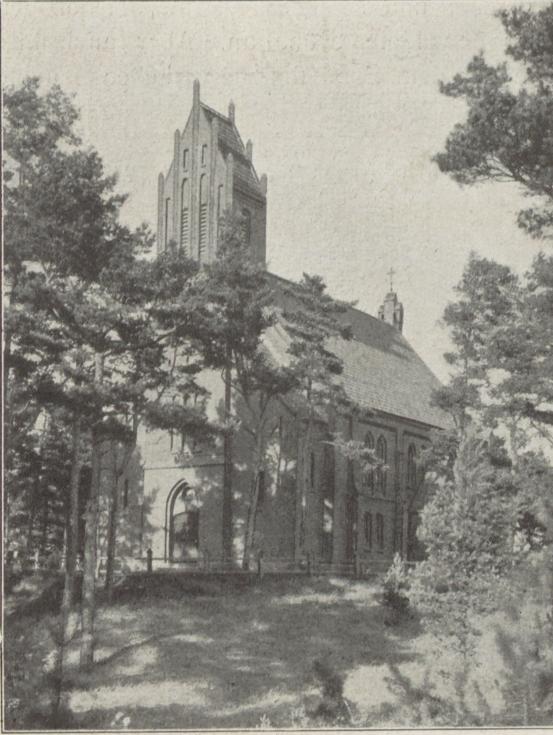
man ihn durch Fangzäune aufzuhalten, ebenso wenig half die Bepflanzung der gefahrbringenden Düne mit Sandgräsern. Sie zogen daher auf die durch den bis zum Haff verlaufenden Dünenrücken von Nidden getrennte Stelle, die noch heute Skrusdihn = Ameisendorf heißt, in Künstlerkreisen auch wohl Klein-Italien. Anschließend an diesen Ortsteil siedelten sich in den dreißiger Jahren vorigen Jahrhunderts noch fünf aus Negeln durch den Sand vertriebene Familien hier an, ihren Wohnstätten wurde der Name Purwihm beigelegt. Schließlich entstand noch in neuerer Zeit an dem ins Haff vorspringenden Haken, dort wo sich der Hafen befindet, ein vierter Ortsteil; alle Dorfteile sind durch die etwa 1300 m lange Ortsstraße verbunden. Jedenfalls war die Entwicklung Niddens im vorigen Jahrhundert eine verhältnismäßig schnelle, zählte es 1775 erst 15 Fischerwirte, so waren es 1806 bereits deren 27, daneben noch 8 Losleute, nebst dem Krüger und dem Lehrer.

1826 hatte Nidden dann 228 Bewohner, darunter 15 Eigenkätnerfamilien. Von den 701 Bewohnern Niddens im Jahre 1895 entfielen auf die früher als selbständige Wohnplätze geltenden Purwihm 142 Personen mit 7 Häusern und auf Skrusdihm 128 resp. 14. Der Brandwert aller Gebäude wurde damals mit 10 500 Talern geschätzt.

Besondere Begebenheiten ereigneten sich in jenen Entwicklungsjahren in Nidden nicht, erst der 25. April 1869 sollte für es ein Tag des Schreckens werden, denn eine große Feuersbrunst zerstörte damals völlig 29 Fischeranwesen, nur die Kirche nebst Schule blieben erhalten. Die nach dem Brände der Lage nach ziemlich wahllos erbauten Häuser bilden heute den eigentlichen Kern Niddens, bald blühte es so stark auf, daß Nidden heute die größte Nehrungsortschaft ist. Scheinbar für immer gesichert und überaus freundlich liegen alle Wohnstätten

inmitten der bewaldeten Dünen, sehr hübsch ist der Blick auf Nidden vom Haff aus gesehen, wie sich aber auch sonst von jeder erhöhten Stelle liebliche Landschaftsbilder zeigen.

Den Mittelpunkt bildet die hoch gelegene, im Ordensstil erbaute Kirche, deren Errichtung an dieser Stelle den Niddenern zunächst garnicht recht war; gerade diese Lage aber bringt sie zu vollster Wirkung und täuscht sogar über ihre wirkliche Größe. Um ihren Bau hat sich besonders der 28 Jahre in Nidden amtierende Pfarrer Echternach verdient gemacht, unter ihm wurde nach Überwindung vieler Schwierigkeiten am 13. Juli 1887 der Grundstein zur Kirche gelegt, und bereits am 10. Oktober des folgenden Jahres konnte die feierliche Einweihung stattfinden. Die Baukosten betrugen rund 80 000 Mark. Das Innere der Kirche mit seiner Holzdecke ist ziemlich nüchtern,



Kirche in Nidden.

sehr vermißt man die z. B. in Friesland übliche, malerisch wirkende Ausschmückung der Kirche mit Schiffsmodellen und sonstigen Anklängen an den Beruf. Beachtenswert ist ein von der Kaiserin geschenkter Leuchter, ferner die Gedenktafel mit den Namen der elf im Weltkriege gefallenen Niddener. Ein hübsches, luftiges, aussichtsreiches Plätzchen befindet sich unter der Bedachung des Turmes.

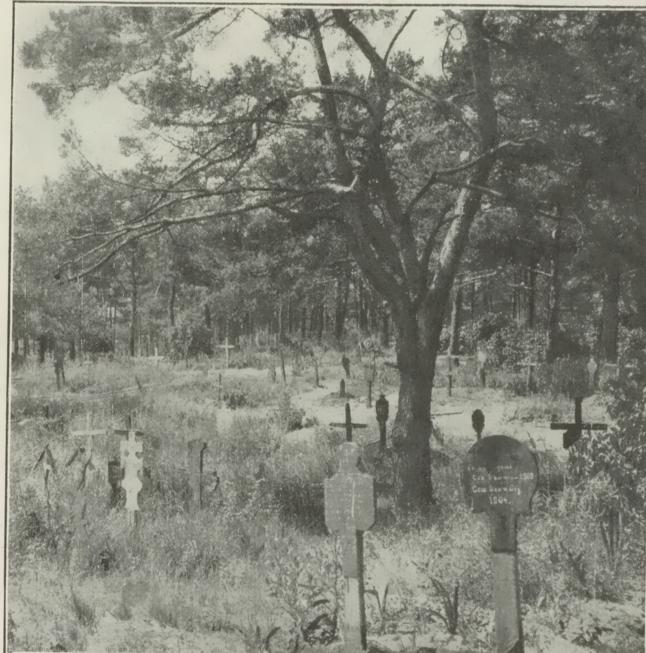
Die frühere Kirche Niddens stammte aus Kunzen, deren Material 1812 von dem Posthalter Kuwert erworben und hier zunächst als Krug und Posthalterei wieder aufgebaut wurde. Als dann die Posthalterei einging, kaufte die Regierung 1828 das Gebäude für 400 Taler, ließ es durch Herausnahme einer Wand in einen Betsaal umwandeln und schenkte diese Kirche der Gemeinde. Im Jahre 1835 eingeweiht, diente dieser einfache Bau seinem Zweck bis zur Einweihung der neuen Kirche, dann kaufte ihn der Fischer Perlmann für 2110 Mark und erbaute sich



Alte Kirche in Nidden.

aus dem Material Wohnhaus und Stall. Auch Nahrungsgebäude können also ihre besonderen Schicksale haben. Vor dem Bau dieser ersten Niddener Kirche wurde der Gottesdienst im Schulhause abgehalten.

Wenig erbauliche Dinge berichtet der alte Nehrungspfarrer Burckhardt über die Gottlosigkeit der Niddener im 17. Jahrhundert. Obgleich er nur ganz selten nach hier kam, blieben sie, trotzdem Burckhardt von Haus zu Haus ging und sie selbst aufforderte, unter allerlei Ausflüchten dem Gottesdienst fern, noch weniger wollten sie etwas zum Unterhalt ihres Pfarrers beitragen. 1847 wurde Nidden ein eigenes Kirchspiel, zu dem auch die neuen Dörfer Preil und Perwelk geschlagen wurden, heute zählt die Gemeinde insgesamt etwa 1500 Seelen. Gepredigt wird deutsch und litauisch, das für die Kuren die Kirchensprache ist; kurisch sprechen heute in Nidden noch etwa 70 Personen, diese Sprache macht dem Deutschen immer mehr Platz. Eigenartig ist, daß die Kirchenbesucher beiden, etwa eine Stunde auseinanderliegenden Gottesdiensten beiwohnen, diese Zwischenzeit füllen sie durch Gesang aus und zwar derart, daß jemand aus der Gemeinde ein Lied anstimmt, worauf alle Anwesenden mit einfallen. Passarge vergleicht diesen Zwischengesang mit dem Wogen eines aufgepeitschten



Der Friedhof in Nidden.

Meeres, bei dem die überkommenen Choralmelodien in polyphoner Weise zu etwas Wunderbarem ausgestaltet werden; auch bei dem mit der Orgel begleiteten Gesang haben sie ihren eigenen Rhythmus, dem jene folgen muß. Dieser Zwischengesang ist auch in Preil und Perwelk, wenn dort Gottesdienst abgehalten wird, üblich.

Eigenartig ist der Niddener Kirchhof mit seinen seltsam geschnittenen und mit allerlei wunderlichen Zacken und Hörnern gezierten Kreuzen und Tafeln aus Holz, für den, neben allem Grün, der gelbe Dünensand die Grundstimmung abgibt.

Einen Schulmeister erhielt Nidden nachweislich erst 1743, sicher waren dort aber schon früher Lehrer vorhanden, der damals eingesetzte war Schneider und Schuhmacher. Das erste Schulhaus wurde 1745 erbaut, es war 1809 so schlecht geworden, daß der Unterricht aufhörte und der Lehrer für sich und seine Familie das Obdach förmlich erbetteln mußte. Jetzt ist die Niddener Schule dreiklassig;



Nidden von der Düne.

zwei Klassen sind eingemietet, eine befindet sich im Pfarrhaus, wie auch seit jeher vom Niddener Pfarrer der Schulunterricht mit erteilt wird.

Da der Boden Niddens bis auf wenige Kartoffeln, die manchmal bei Hochwasser noch völlig unter Wasser kommen, keinerlei Ackerbau zuläßt, so sind seine Bewohner in ihrem Erwerb fast völlig auf den Fischfang angewiesen. Selbst für das wenige Vieh muß das Winterfutter von der Ostseite des Haffes, wo die Niddener schon seit Jahrhunderten Wiesen besitzen, hergeholt werden. So schreibt 1600 der Niddener Krüger Gerholz, der dort auch solche besaß, daß man „das graß weit über 3 meilen nicht ohne einfallende Leibs und lebensgefahr holen und suchen muß“. Kommt die Zeit des Schnittes, so fährt ein großer Teil der Bewohner auf Tage, ja Wochen an das anderseitige Niederungsufer zur Ernte. Dort schläft man unter dem aufs Land gezogenen Handkahn, in Grashütten usw.; ist die Ernte beendet, so wird der ganze Schnitt auf die vollbeladen einen malerischen



Am Haffufer bei Nidden-Skrusdihn.

Anblick bietenden Kähne verfrachtet, und es geht heimwärts. Für den Sommer können die seewärts gelegenen Palwen als Weideland benutzt werden, es ist dann aber nichts Seltenes, daß sich das Vieh in den meilenweiten Pflanzungen verläuft.

Eine wesentliche Verbesserung ihres Lebenshaushaltes erhielten die Niddener eigentlich erst durch den immer stärker werdenden Fremdenverkehr, der allerdings durch die Ablösung vom Mutterlande in jüngster Zeit einen wesentlichen Rückgang erfuhr. Der Besuch Niddens steigerte sich namentlich während der Kriegsjahre, denn brachte das Jahr 1915 erst 477 Gäste, so stieg deren Zahl in den nächsten Jahren auf 985, 1031 und 1918 sogar auf über 2000; die Zahl der Nidden nur vorübergehend Besuchenden ist natürlich eine weit höhere. Dementsprechend hat sich auch die Anzahl der Unterkunftsstätten vermehrt, unter denen der Gasthof „Königin Luise“ (Gustav Blode) an erster Stelle zu nennen ist. Er ist der Nach-

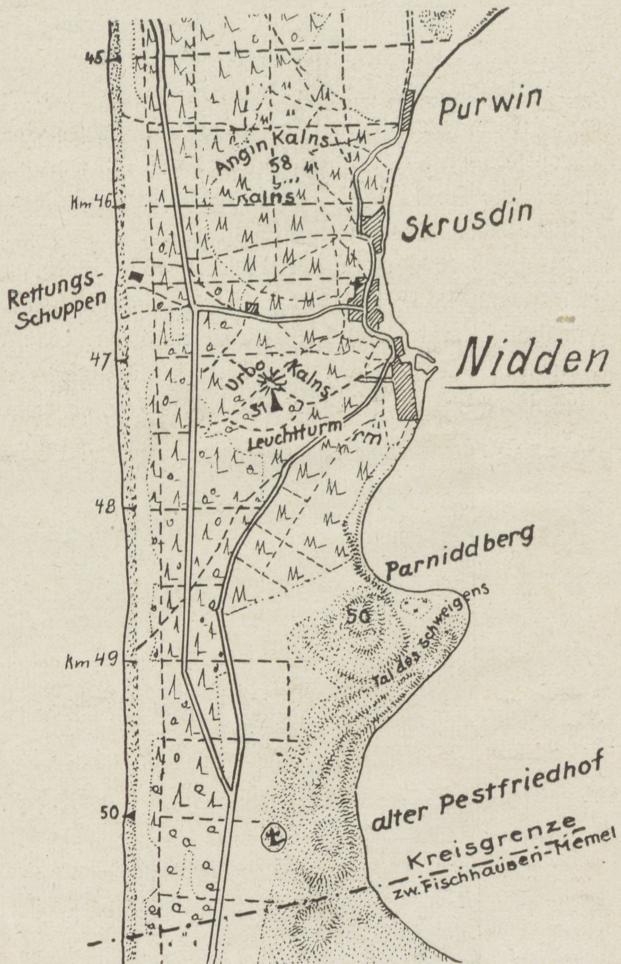


Veranda in Herrmann Blodes Gasthof.

folger des alten Kruges nebst Posthalterei, der aber früher an anderer Stelle stand, und in dem die leidende Königin Luise auf ihrer Fahrt über die Nehrung, allerdings unbewiesen, die Worte des Harfners „Wer nie sein Brot mit Thränen aß“ mit ihrem Diamantring in ein Fenster geschnitten haben soll. Einen besonderen Charakter hat wiederum die Veranda des als Künstlerheim bekannten Gasthofes von Herrmann Blode; dieser Gasthof wurde einst von dem Vater des jetzigen Besitzers für 200 Mark gekauft. So mancher fröhliche Nehrungssulk hat hier seinen Ursprung gefunden, aber auch manche treffende Bezeichnung entstand hier, so für das wilde Dünental südlich von Nidden die als Tal des Schweigens. Die Blodes selbst stammen aus Pillkopen. Nidden hat auch eine Schüler- und Studentenherberge.

Für die Verbindung Niddens mit der Außenwelt sorgt eine Postagentur, die früher der allbekannte Vater Froese versah, der auch das früher notwendige Ausbooten aus dem Dampfer besorgte. Als es einst wegen des Zusammenstoßes seines auch die Post übernehmenden Bootes mit zu einer amtlichen Vernehmung kam, fiel von ihm der dann zum geflügelten Wort gewordene Ausspruch „die Post irrt sich nie“. Dem Verkehr dient jetzt der 1903/4 erbaute, durch zwei Molen geschützte Hafen, durch den das unangenehme Ausbooten fortfiel. Dieser Hafen ist aber ein Schmerzenskind der Bauverwaltung, da er des öfteren durch Eis- und Wasserbruch stark zu leiden hat, wodurch sich eigentlich dauernd Ausbesserungen notwendig machen. Ein Fischerhafen als sichere Liegestelle für die Fischerboote war schon 1885—86 fertiggestellt.

Das Eindrucksvollste an Nidden aber bleibt doch seine Umgebung, die durch den Angiu-Kalns = Schlangenberg im Nordwesten und dem Urbo-Kalns, dem löchrigen Berg, im Südwesten bestimmt wird, zwischen denen am Dünenaufsehergehöft vorbei der Hauptweg zur See führt. Vom Schlangenberg hat man wohl die schönste Aussicht auf der ganzen Nehrung, die namentlich bei mit Sonnenschein verbundenem Sturm, etwas auf der Nehrung nichts Seltenes, unvergessliche Eindrücke hinterläßt. Nidden hat überhaupt die wenigsten Regentage von allen Nehrungsstaaten. Der Urbo-Kalns wiederum ist besuchenswert durch den auf seiner Höhe stehenden Leuchtturm (s. S. 60), von dem man eine noch umfassendere Aussicht hat, so kann man z. B. die Türme Memels aus der Ferne auf-



Karte von Nidden und Umgebung um 1923.

tauchen sehen. Wenn man auf der Laterne des Turmes auch meist kräftig von den Winden durchschüttelt wird, so sollte seine Besteigung doch kein Besucher Niddens versäumen.

Der Leuchtturm war schon längst ein Bedürfnis für die der Schiffahrt so gefährliche Nehrungsstrecke geworden, bis sich endlich 1871 die Regierung zu seinem Bau entschloß, nachdem man 1870 mit der Bepflanzung dieses Dünenberges vorangegangen war. 1873 wurde an seinem Fuße das umfangreiche Wärterwohnhaus erbaut und der Turm selbst am 24. Oktober 1874 in Betrieb genommen. Seine Höhe beträgt 27 m, die der Düne, auf die 206 festgeschüttete Stufen führen, 51 m. Das Feuer des Turmes ist ein Dreh- oder Blinkfeuer, es leuchtet kurze Zeit hell und bleibt dann die gleiche Zeit verdunkelt. Seine Sichtweite reicht 22 Seemeilen, bei klarem Weiter und von höheren Punkten, wie von der Samlandküste kann man in klaren Nächten das Licht aber noch auf weitere Entfernung aufblitzen sehen. Der Turm dient gleichzeitig als Sturmwarnungsstation.



Hohe Düne beim Tal des Schweigens.

Seewärts zu Füßen der genannten beiden Dünenberge erstreckt sich etwa  $3\frac{1}{2}$  km nach Süden und 11 km nach Norden die prächtige Niddener Plantage. In der Nähe der See am Verbindungsweg zwischen dieser und Nidden liegt der kleine stimmungsvolle Friedhof mit dem schon erwähnten Crabe David Kuverts, des ersten Bepflanzers der Niddener Düne (s. S. 44). Hier befinden sich an der See auch die Station zur Rettung Schiffbrüchiger, in deren Nähe die Niddener Badebuden. Nach Norden wird Nidden von dem Purwihnschen und nach Süden von dem Parniddener Berge begrenzt, beides unbepflanzte Dünens, die der Ortschaft aber nicht mehr gefährlich werden können. Der Dünendurchriß hinter dem Parniddener Berg ist das bedrückende Tal des Schweigens, in dem 1916 während des Krieges als Vergeltungslager für nach Afrika verschickte deutsche Kriegsgefangene ein Lager für gefangene Franzosen eingerichtet war. Der beabsichtigte Zweck, die Rücksendung der Deutschen von dort, wurde denn auch schon nach kurzer Zeit erreicht.

Wenig Jahre zuvor, sah man hier blühende Gärten. —  
Und ein friedlich Dorf mit sel'gen Wohbern und Hütten  
Lief vom Wald herab bis zu des Meeres Gestade.  
Aber anjetzt, was siehst du? Nur bloßen Boden und Sand.

Martin Ludwig Rhesa. *«Aus Prutena 1797.»*

## Von Nidden nach Schwarzort.

Preil und Perwelk. Die versandeten Dörfer Karwaiten und Negeln.

**V**ier Meilen einsamster Dünenwelt trennen Nidden und Schwarzort. Nur selten wird diese Strecke begangen, denn acht Stunden Wegs in dieser verlassensten Gegend der Nehrung schrecken selbst den beherzten Wanderer. Zwei Wege führen von Nidden nach Norden, die neue Nehrungsstraße, hier auch Memeler Straße genannt, und die alte Haffuferstraße, die die kürzere Verbindung nach der nächsten Nehrungsortschaft Preil ist. Imposant wirkt die große Breite der Nehrung nördlich von Nidden, die hier am Bullwijschen Haken mit 4 km überhaupt die größte der ganzen Nehrung ist. An diesem Haken liegt die Bucht gleichen Namens, auch Bullenwiek genannt, das sich anschließende Land sind versandete Haffwiesen. Der Grund für die große Breite der Nehrung an dieser Stelle ist, daß die Düne in der Hauptsache hier bereits in das Haff geweht ist. Flach wie in ihrem Urzustand liegt hier die Nehrungsplatte, und nur einige kleinere Einzeldünen, wie der Bullwijsche Berg, sind übrig geblieben, die eine Dünenlandschaft, ähnlich jener nördlich von Rossitten bilden.

Bald beginnt aber wieder die gewaltige Düne mit dem 66 m hohen Wetzkekrugsberg, der die höchste Erhebung der ganzen Nehrung ist. Sein unverstümmelter Name ist kurisch wäza krogh = der alte Krugberg, der seinen Namen wohl von einem einst hier stehenden Krug hat; hier fand man auch neuzeitliche Scherbenreste. Die nun folgende, bis zur Negelnschen Bucht etwa 10 km lange Düne ist aber vor einigen Jahrzehnten durch Anpflanzungen festgelegt.

Die nächste Ortschaft ist das kirchlich zu Nidden gehörende, kommunal aber, nachdem es vorübergehend dem Forstbezirk Klooschen zugeteilt war, am 10. September 1908 dem Gutsbezirk Schwarzort angegliederte Preil. Dieses Dorf wurde 1843 von den aus Negeln durch den Sand vertriebenen Bewohnern gegründet, denen 1849 auch die Negelner Schule folgte. Die Nehrungsstraße nach Preil führt in etwa zwei Stunden durch den hübschen Wald der Niddener Plantage bis zum Dünenaufseherhaus, bei dem dann die etwa 2 km lange Verbindungsstraße nach Preil abbiegt. Die ganze Gegend an der Straße hinter dem Dünenaufsehergehöft bildet eine förmliche Urwaldlandschaft aus niedrigem Buschwerk, die mit unpassierbaren Erlenmooren und Sümpfen durchsetzt ist. Hier hat im Sommer der Elch der Nehrung sein Hauptstandquartier, und Wagenfahrten nach hier, um ihn zu Gesicht zu bekommen, gehören zum festen Programm der Besucher Niddens. Das Haffufer auf dieser Strecke sowie Preil selbst hatten vordem viel unter den Abspülungen des Haffes zu leiden, recht wirksam erwiesen sich dagegen die gepflanzten Rohr- und Binsenfelder, namentlich aber bewährten sich die gebauten Pfahlbuhnen. Aber auch die Wanderdüne war Preil schon recht gefährlich geworden, als sich der Staat zu ihrer Aufforstung entschloß, für die 580 000 Mark ausgeworfen wurden.

Nur wenige Kilometer hinter Preil kommen wir zur einstigen Ortsstelle des versandeten Karwaiten, ehemals eins der größten Dörfer auf der Nehrung, das

schon zur Ordenszeit ein wichtiger Platz gewesen sein muß, da bereits 1509 sein Krugprivileg erneuert wurde. Der ursprüngliche Name soll Treyeros = der trockene Rasenplatz, gewesen sein, die spätere Bezeichnung als Karwaiten will man aus dem auch vom Orden übernommenen altpreußischen „karwan“ herleiten, worunter man einen Burgteil neben einem Ordenshause verstand. Als Ursache nahm man an, daß Karwaiten für den Orden ein wichtiger Übernachtungspunkt bei seinen Nahrungs- und Litauerfahrten war. Wahrscheinlicher ist die Erklärung Bezzembergers, der den Namen aus dem litauischen kárwe = Kuh herleitet; auch das lettische karw = Bruch hat Anspruch auf Wahrscheinlichkeit. Im Zusammenhang mit Karwaiten steht der alte Platz Pargolt, der uns in der Perwell'schen oder Parwaldschen Bucht erhalten ist. Pergulet heißt übernachten; hier setzten wohl die Mannschaften des Ordens nach der litauischen Seite des Haffes über. Die Sage verlegt auch an die Stelle Karwaitens ein festes Schloß, bewohnt von Karwait dem Großen, dem Herrscher der Nehrung, dessen Tochter jene Riesin war, die schon im Zusammenhang mit dem Windenburger Steinlager erwähnt wurde.

In dem Visitationsbericht des Bischofs Mörlin aus dem Jahre 1569, der mit die älteste Nachricht über Karwaiten gibt, hören wir von einer hier befindlichen Kapelle; unbestimmt ist, wie lange diese bestand, da es um 1700 heißt, daß dessen Bewohner zum Gottesdienst nach Negeln gehen, wo solcher vom Kunzener Pfarrer abgehalten wird. Von 1736 fand der Gottesdienst dann wieder in Karwaiten statt, wo dem Schulgebäude ein Betsaal angebaut wurde, das Ganze brannte aber schon 1746 wieder ab.

Zweifellos hat Karwaiten bereits um jene Zeit stark durch Versandung gelitten, noch hatte man aber Hoffnung auf seine Erhaltung, umso mehr, da jene durch langandauernde Ostwinde zurückgehalten wurde. Auch zwei mit Moos und Wald bestandene Dünens versprachen einen vorläufigen Schutz, noch später war hier nach Rhesa sogar noch ein aus Eichen und Nadelholz bestehender Wald vorhanden. Man schöpfe frischen Mut und schritt 1748 zum Bau einer neuen, mit Turm versehenen Kirche, sowie eines Schulhauses, hatte doch die Strandgemeinde mit dem Sitz in Karwaiten sogar 1741 einen eigenen Pfarrer erhalten, der aber nur  $1\frac{1}{2}$  Jahr amtierte, da er mit dem traurigen Gehalt von 200 Talern nicht auskommen konnte. Die Kosten für diese Bauten betrugen, ohne das von den anderen Kirchengemeinden des Memeler Bezirks gelieferte Bauholz, 235 Taler. Um 1777 baute man sogar noch unter allerlei Schwierigkeiten ein eigenes Pfarrhaus, trotzdem die Natur sich eigentlich mittlerweile bereits als stärker erwiesen hatte.

Schon 1760 hatte der Sandflug wieder begonnen, er setzte dann 1770 mit solcher Gewalt ein, daß die Wanderdüne z. B. allein im Jahre 1774 gegen 37 m vorrückte. Man legte Zäune um die Kirche an, suchte durch öfters Schaufeln und Fortkarren des Sandes die Kirche zu retten, besserte sie auch noch aus: schon umklammerte aber die Düne den Ort von drei Seiten, das Ende Karwaitens war gekommen. 1791 wurde die Kirche aufgegeben, Teile von ihr kamen für die neue in Schwarzort erbaute Kirche zur Verwendung. Von deren Fortschaffung heißt es: „Die Karwaitener trugen Kanzel und Altar gen Norden, wie einst die Kinder Israels die Heiligtümer der Stiftshütte durch die Wüste“; in Wirklichkeit werden sie aber wohl ihre Kähne hierfür verwendet haben.

Die Gemeinde hat in der Zeit ihres Bestehens, abgesehen von dem 1709 als Strandprediger eingesetzten Memeler Diaconus Lehmann, der aber schon 1710 starb, sechs Pfarrer gehabt, die unter größter Selbstlosigkeit hier ihres Amtes

walteten. Der erste, Friedrich Preuß, zog 1741 nach Karwaiten, verließ die Stelle aber schon 1743 wieder und erhielt erst 1753 einen Nachfolger. Der letzte war ein Sohn des Niddener Posthalters Kuwert, der 1806 nach Schwarzort an die dortige neue Kirche übersiedelte. Sonst hat sich unter den Geistlichen durch seine Mitarbeit am litauischen Gesangbuch, das noch heute im Gebrauch ist, der Pfarrer Zudnochowius einen geachteten Namen gemacht. In Karwaiten aber geboren wurde am 9. Januar 1776 Martin Ludwig R h e s a, eigentlich Rheese heißend, der seine Jugend im Hause des dortigen Posthalters Böhme verlebte, dann Theologie studierte und schließlich Professor und Konsistorialrat in Königsberg wurde, wo er am 30. August 1840 starb. Rhesa ist bekannt als Herausgeber der litauischen Bibel, machte sich aber auch sonst noch hoch verdient, so durch die Stiftung des Ressianum in Königsberg, einer Anstalt für minderbemittelte Studierende. Für die Nehrung aber bleibt er der Dichter seiner untergehenden Heimat.

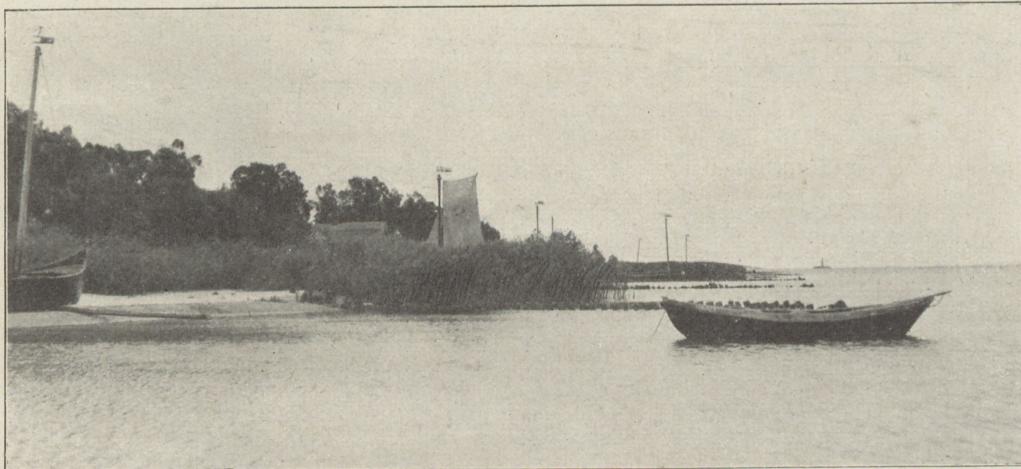
Ruhiger als die wechselvollen Schicksale der Karwaitener Kirche waren die der dortigen Schule. Diese war 1736 unter Friedrich Wilhelm I. gegründet und hatte in der ganzen Zeit ihres Bestehens bis 1797 überhaupt nur zwei Lehrer, der erste starb schon nach einjähriger Tätigkeit, sein Nachfolger, Michael Bernhard, versah dieses Amt aber sechzig Jahre lang. 1741 mußte er das Schulhaus dem Pfarrer einräumen, bezog es dann aber wieder bis zum Brände 1746, worauf die Schule 1753 ein eigenes Gebäude erhielt. Dieses wurde aber schon 1779, da es direkt unter die Sturzdüne zu liegen kam, durch ein neues ersetzt, das dann wegen endgültiger Versandung Karwaitens und da es auch verfallen war, für 11 Taler auf Abbruch verkauft wurde.

Die Schicksale Bernhards, die uns Lotto beschreibt, geben uns ein anschauliches Bild über das damalige Dasein eines Lehrers auf der Nehrung. So sollte Bernhard wegen angeblicher Begünstigung eines Bernstein aufkaufenden jüdischen Händlers unter Anklage kommen, konnte aber rechtzeitig für einige Zeit nach Rußland fliehen; als der Verdacht sich als haltlos erwies, kehrte er zurück. Dann wurde ihm 1755 Ehebruch mit seiner Magd vorgeworfen, ein Vergehen, das ihm sein Amt kostete. Da er nach dem Tode seiner Frau, die die dreißig Jahre ältere Witwe seines Amtsvorgängers war, das Mädchen heiratete, ihm auch sonst in jeder Beziehung ein gutes Zeugnis ausgestellt wurde, namentlich aber da er, wie es heißt „des kümmerlichen Lebens Art am Strande schon gewohnt sei“, erhielt er 1765 wieder die Karwaitener Stelle, nachdem er vorübergehend in Nidden tätig gewesen war. Seine Lehrerfolge, die sich in der Hauptsache auf Religion und Lesen beschränkten, werden als gut geschildert; zeitweilig unterrichtete er seine auf 38 Kinder angewachsene Schulklassie auch im Rechnen und Schreiben. Die Schülerzahl verringerte sich dann bis 1785 auf 13, und 1795 waren es schließlich nur noch zwei. Bernhard kam nach Schließung der Schule am 20. November 1797 und nachdem er als einer der letzten den Ort verlassen hatte, nochmals als Lehrer nach Nidden. Aber auch hier sollte er wegen Unverträglichkeiten seiner Kinder nicht zur Ruhe kommen, er zog deshalb nach Cranz, wo er 1805 im hohen Alter von 93 Jahren starb.

Karwaiten hatte 1569 19 Fischerstellen sowie den Krug, seine Bewohnerzahl blieb sich dann scheinbar durch die Jahrhunderte immer gleich, denn auch 1791 werden im Ort noch 15 Fischerwirte gezählt. 1786 begannen aber schon die ersten seßhaften Familien, wie auch die Losleute und Arbeiter abzuwandern, der Winter 1792 entschied dann endgültig das Schicksal Karwaitens, und im Frühjahr darauf sind nur noch vier Grundstücke bewohnbar, schließlich drängten sich acht Familien

in einem Hause zusammen. Die ersten Familien waren nach Nidden gezogen, dann einige nach Schwarzort, fünf weitere siedelten nach Negeln über, das schließlich die Hälfte der Karwaitener aufnahm. Der Nationalität nach überwog in Karwaiten das kurische Element, nur der Lehrer, Posthalter, sowie der Strandbediente waren Deutsche. Eine Erinnerung an die versandete Ortschaft ist noch heute der im Landkreise Memel liegende Krug Schäferei, der mit seinen Privilegien von Karwaiten nach dort verlegt wurde.

Etwa 5 km nördlich von Preil liegt an einer kleinen spitzen Bucht gleichen Namens Perwelk, mit seinen etwa 150 Bewohnern das kleinste Dorf der Kurischen Nehrung. Früher bildete es eine eigene Landgemeinde, dann wurde es 1886 zunächst mit Preil zu einer Landgemeinde vereinigt, um schließlich 1908 zum Gutsbezirk Schwarzort zu kommen. Auch hier befindet sich eine Schule. Perwelk wurde 1844 gleichfalls von früheren Bewohnern Negelns gegründet, die von dort vertrieben sich hier ansiedelten. Von der Nahrungsstraße führen zwei Wege nach Perwelk, der erste verläuft über die Försterei Perwelk, der andere ist der gleichzeitig zur See



Am Hafffufer von Perwelk.

führende Fischerweg. Die Landstelle, auf der Perwelk liegt, ist das Birschtwin'sche Eck, so benannt nach dem kurischen Birstin = kleines Laubgehege. Der der Haffleuchte gegenüberliegende Haken ist der Pferdehaken, der alte sirga-rags, wo sich vermutlich eine Weide für die Pferde des Ordens befand, bevor sie zur anderen Haffseite überführt wurden. Auch Perwelk war schon stark im Versanden, als noch im letzten Augenblick die Düne aufgeforstet werden konnte, die sich jetzt als bewaldete Düne noch 2 km bis hinter Perwelk erstreckt. Dann beginnt mit dem Negelnschen Berge wieder die noch 9 km lange Wanderdüne, die erst mit dem Schafenberg kurz vor Schwarzort endigt; ihre Sandmassen bilden eine schwere Gefahr für die Versandung des nördlichen Haffes. Auf der Seeseite begleiten 17 km kahler Nahrungsplatz die Düne bis zur Schwarzorter Plantage. An der Sandmasse des Negelnschen Berges aber lag die Ortschaft Negeln.

### Negeln.

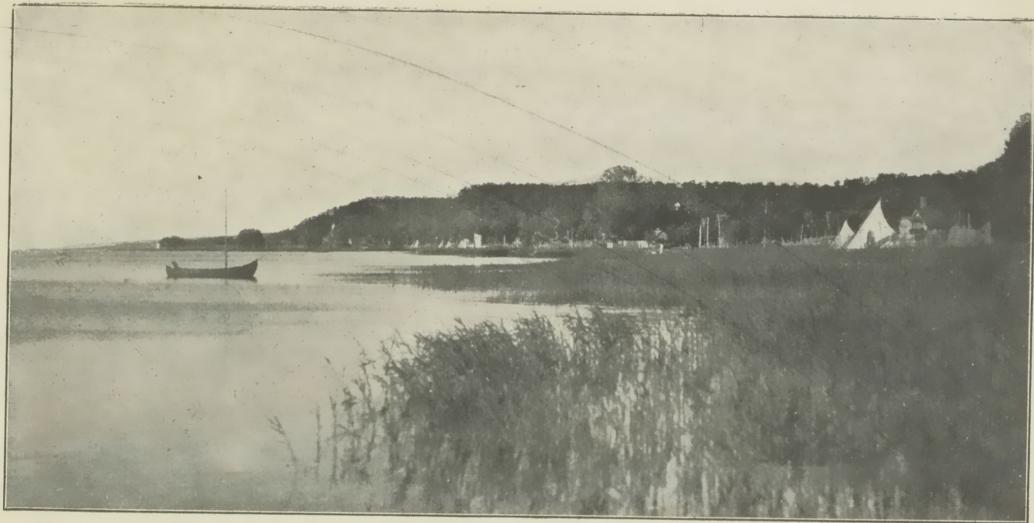
Kaum hundert Jahre sind seit dem Untergang dieser Ortschaft vergangen, und schon mutet seine Geschichte wie aus fernen Zeiten stammend an. Auch hier haben wir es mit verschiedenen Ortsstellen zu tun, dem ungefähr 4 km südlich

von Schwarzort beim Negelnschen Haken liegenden Alt-Negeln und dem weitere 7 km südlich gelegenen neuen Negeln, das die aus jenem vertriebenen Bewohner an dieser Stelle anlegten. Alt-Negeln, kurisch Aigella, wird erstmalig 1447 erwähnt, es heißt damals in einer Ordensrechnung „3 $\frac{1}{2}$  gute mark dem Krug zu Negeln“, später wird der Krug dann noch des öfteren genannt. Weitere Nachrichten über das alte Negeln selbst sind uns nicht erhalten, nur noch, daß es zwischen 1709—28 versandete; nach einer anderen Überlieferung soll es auch durch die Cholera verödet worden sein. 1860 kamen die Reste dieses ersten Negeln unter der fortgewehten Düne auf der Seeseite wieder zum Vorschein. In der Schwarzoer Kirche sind noch einige Zinnleuchter vorhanden, die von dem Gottesdienst, der wohl in der Negelner Schule stattfand, herrühren sollen.

Das auf gutem Weideland angelegte Neu-Negeln, dann auch nur Negeln genannt, hatte 1775 14 Fischerwirte, eine Schule erhielt es 1778. Im Jahre 1806 sind es 16 Wirte, dazu der Krüger, ein Losmann und der Lehrer, und 1816 hat es insgesamt 120 Bewohner, der Krug war mittlerweile aber schon eingegangen. Auch dieses Negeln hatte schon am Ende des 18. Jahrhunderts mit Versandungen zu kämpfen, so heißt es 1792 „daß Negeln seiner baldigen Versandung entgegen sehe“; trotzdem wird 1805 noch ein neues Schulhaus gebaut. Außerdem hatte das Weideland des Ortes aber auch stark durch das Haff zu leiden. Negeln hätte sich aber sicher noch eine Weile halten können, wenn nicht ziemlich schnell eine steile Sturzdüne den Untergang gebracht hätte. Diese Versandung begann 1836 und soll dann 10 Jahre später beendet gewesen sein; nach anderer Mitteilung sollen sich aber hier noch 1846 drei Feuerstellen mit 15 Seelen befunden haben, die gleiche Zahl wurde sogar noch aus dem Jahre 1854 gemeldet. Die Bewohner Negelns verteilten sich anfänglich auf Nidden-Purwihn, später auf die neugegründeten Siedlungen Preil und Perwelk. Der Friedhof Negelns liegt aber unter der jetzt festgelegten Düne bei den Jagen 301 und 306.



Versandendes Fischerhaus in Perwelk.



Am Haffufer von Schwarzort.

Wohl schweift ich in weiter Ferne umher,  
Wohl stieg ich auf Berge und Höhen,  
Zwar Schöneres hab ich gar oft auf der Welt,  
Doch Lieberes nimmer gesehen,  
Als dich, du traulicher Ostseestrand,  
Mein Preußen, meine Heimat, mein Vaterland!

W. Graf Bülow von Dennewitz.

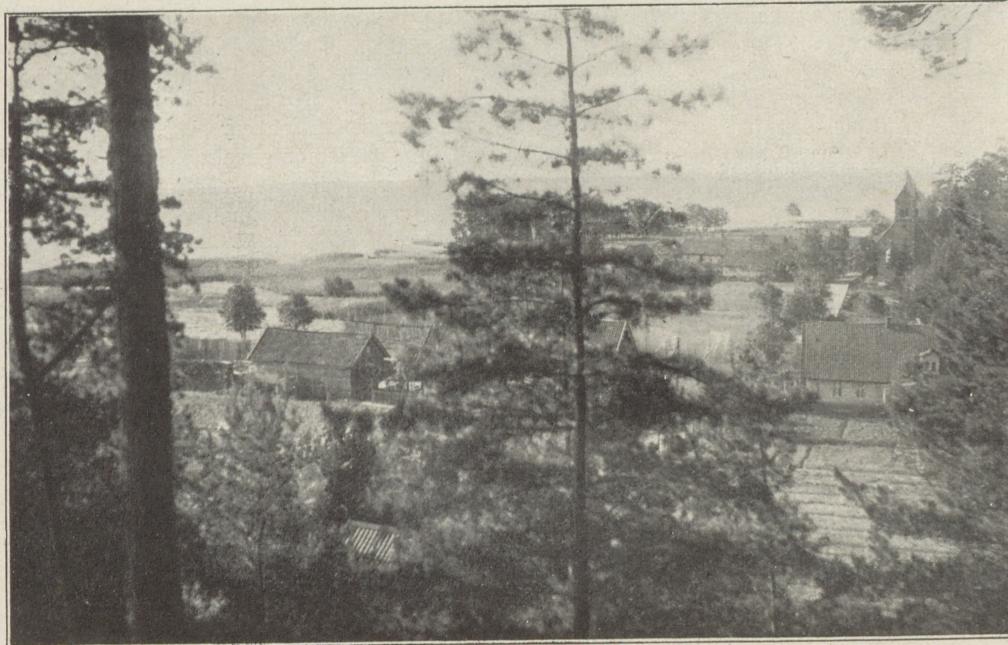
## Schwarzort.

Wäre in früherer Zeit die Schönheit der Gegend für die Anlage einer menschlichen Siedlung bestimmend gewesen, so hätte Schwarzort die älteste Ortschaft der Nehrung sein müssen. Keine Stelle auf ihr hat solchen lieblichen Wechsel zwischen See und Haff, geheimnisvollen Schluchten und mit hochstrebenden Fichten bestandenen Hügeln; wahrlich, Schwarzort ist nicht nur die Perle der Nehrung, sondern es ist überhaupt einzig in seiner Art. Trotz der schönen Lage ist Schwarzort aber einer der jüngsten Nehrungsorte, denn erst 1650 wurde auf Befehl des Großen Kurfürsten der Amtskrug erbaut, dessen Besitzer 1680 auch die Erlaubnis zum Bau von Fischerhäusern erhielt. Noch bis in die neuere Zeit stand fast die Hälfte des Dorfes auf dem zum Amtskrug gehörenden Gelände. Die hier angesiedelten Fischer wie auch der Krug wurden 1697 dem Wildnisbereiter Böckel verliehen. Nach Passarge soll allerdings bereits 1509 ein Fischereiprivileg für diese Stelle erteilt worden sein.

Schon lange war dieser Nehrungsabschnitt als der „Schwarze Orth“ bekannt, der Name ist wohl darauf zurückzuführen, daß aus einiger Entfernung vom Haff gesehen, das bewaldete Gelände tiefdunkel, fast schwarz erscheint. Dann heißt es 1740 von dieser Stelle: „Der schwarze Berg, so eine Meile vom damaligen Schwartz Ort liegt, ist hoch und mit Bäumen besetzt. Solcher ist sehr weit zu sehen und wird von den Seefahrern für eine Marque gehalten“; diese Beschreibung erscheint geographisch jedoch nicht ganz zutreffend zu sein. Die kurische, allerdings wenig gebrauchte Ortsbezeichnung war Mälne-rags = Schwarzer Haken, wenn man es sogar Negreto taufte, so war dieses nur eine wenig geschmackvolle Lateinisierung

von Schwarzort. Die Zahl der Fischerwirte in diesem alten Schwarzort war durch anderthalb Jahrhunderte sich fast gleich bleibend; 1697 sind es deren sechs, und 1770 sind es erst sieben, sie wurden auch, weil sie direkt in die königliche Privat-chatoule zinsten, Chatoullbauern genannt, drei unter ihnen führten den Namen Pietsch.

Erst um die Wende jenes Jahrhunderts sollte das Aufblühen Schwarzorts beginnen. Damals war die Nachbarortschaft Karwaiten im Versanden, drei Wirte und ein Wirtssohn von dort erhielten daher zwischen 1794 und 1798 die Erlaubnis, sich unter dem Schutz der Düne auf ihnen überlassenem Forstland anzusiedeln. Diese Kolonie erhielt amtlich die Bezeichnung Neu-Schwarzort, sie ging 1815 im Namen Schwarzort auf, im Volksmunde aber hieß und heißt dieser Ortsteil noch heute Karwaiten. Gegenwärtig sind noch zwei von den Stellen im Besitz von direkten Nachkommen jener Karwaitener, Teilungen brachten es aber mit sich, daß dieser Ortsteil zur Zeit aus 7 Stellen besteht. Der Ortsname erstreckte sich dann auch auf die noch weiter südlich, seit 1814 hier entstandenen Grundstücke, die wie jene Karwaitens ausnahmslos von Fischern bewohnt werden.



Ortsteil Karwaiten in Schwarzort mit Kirche.

Bei der Versandung Karwaitens mußte natürlich auch an die Verlegung der Kirche gedacht werden, wofür nur Nidden und Schwarzort in Frage kommen konnten. Einsichtige Schwarzorter hatten sich inzwischen schon mit dieser Frage beschäftigt und begannen in der Zeit, wo noch Verhandlungen schwebten und sicher im Einvernehmen mit den hierher übersiedelten Karwaitenern, 1794 mit dem Bau einer solchen, die dann auch zur Kirche für die nördliche Nehrung bestimmt wurde. Diese erste durch den Posthalter Schmick erbaute Kirche Schwarzorts wurde 1795 eingeweiht. Sie war ein rechteckiger Fachwerkbau von 45 Fuß Länge und 34 Fuß Breite mit einer angebauten Sakristei. Die Decke war mit gehobelten Dielen verkleidet, die Bänke standen parallel der Langseite des Hauses; von Glocke und Orgel war anfänglich keine Rede. An barem Gelde kostete das Kirchlein, ohne

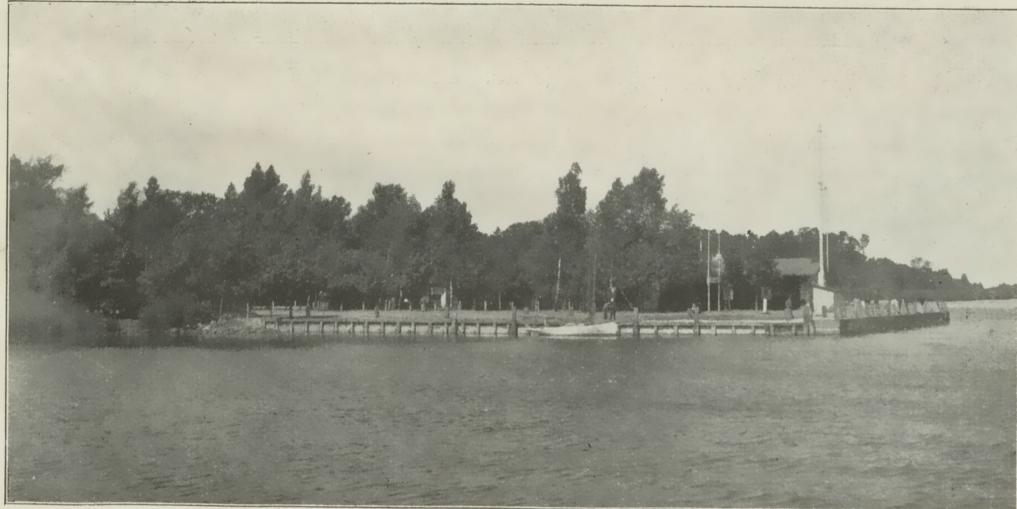


Die frühere Kirche in Schwarzort.

die Materiallieferungen der Gemeinde und des Staates, 368 Taler. Diese erste Kirche Schwarzorts wurde am 24. Juni 1878 durch Feuer zerstört.

Die noch heute einklassige Schule wurde 1743 eingerichtet, die Leistungen der Schule galten in älterer Zeit nicht für besonders, da der Schulbesuch nur unregelmäßig war und auch die Bildung der Lehrer sehr zu wünschen übrig ließ. Wesentlich anders als 1812, wo es noch heißt, „daß das Sitzen der Kinder auf Stühlen und Klötzen nicht länger geduldet werden kann“, zeigt sich heute die Schwarzorter Schule, für die, nachdem sie 1853 abbrannte, 1902/03 ein freundliches neues Schulhaus erbaut wurde.

Das alte Schwarzort hatte 1806 9 Wirte, einen Krug, 2 Losleute und den Lehrer; der Pfarrer wohnte, nachdem er 1797 nach hier übergesiedelt, im Ortsteil Karwaiten. 1816 hatte Schwarzort insgesamt 169 und 1820 nur 157 Bewohner, die sich auf den mit der Posthalterei verbundenen Krug, der auch den Charakter als köllmisches Gut hatte, 16 Fischer und 8 Instleute verteilten, der Rückgang



Dampferanlegestelle.

wurde durch die Kriegsjahre veranlaßt, denn 1807 war Schwarzort zunächst von den Russen und dann von den Preußen besetzt, die hier auch ein Militärlazarett einrichteten, von dem sich ansteckende Krankheiten auf die Bevölkerung übertrugen und unter ihr eine größere Sterblichkeit verursachten. Das preußische Königspaar verbrachte auf der Flucht nach Memel eine Nacht in Schwarzort, und zwar wohnte die Königin im Schulgebäude und der König im Post- und Kruggebäude; in gleicher Nacht soll im Dorfe Feuer ausgebrochen sein. Der König traf dann am 8. Januar 10 Uhr Vormittag, die Königin 2 Stunden später in Memel ein, wo sie über ein Jahr verbleiben sollten. Das Königspaar war übrigens schon 1802 einmal über die Nehrung gefahren.

Allmählich war man auf die landschaftlichen Schönheiten Schwarzorts aufmerksam geworden, bereits 1840 hatten sich hier einige Badegäste, meist Memeler, eingefunden, dann kamen besonders Tilsiter Familien hinzu, beide Städte stellen noch heute das eigentliche Schwarzorter Stammpublikum, wie auch, besonders des Sonntags, der Verkehr von ihnen nach Schwarzort ein sehr reger ist. Schon 1861 wurde eine Badeordnung für Schwarzort erlassen, und die Post richtete eine tägliche Briefbestellung durch Dampfer nach hier ein. Mittlerweile trat aber für



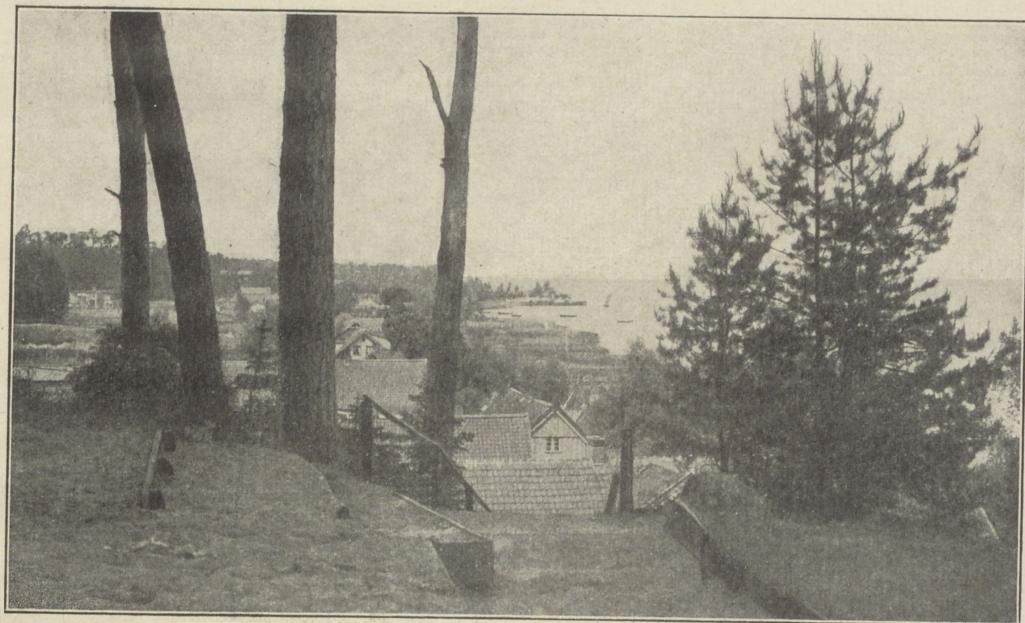
Kirche in Schwarzort.

Schwarzort ein Ereignis ein, das nicht allein das Leben im Orte, sondern auch dessen Aussehen in ganz ungeahnter Weise beeinflussen sollte, es war dieses die Eröffnung der Bernsteinbaggerei im Kurischen Haff bei Schwarzort, der ein besonderes Kapitel eingeräumt sein möge.

Den Veränderungen in Schwarzort wurde dann auch in Bezug auf Unterkunft Rechnung getragen und zunächst 1865 der alte Amtskrug von Eduard Stellmacher aus Tilsit angekauft und zeitgemäß eingerichtet. Das neue Haus erhielt den Namen Kurischer Hof, brannte 1879 ab und wurde 1880 wieder aufgebaut. Es ist weit und breit durch seine guten Leistungen bekannt; einen gewissen Ruf hat auch in ihm der humoristische Stammtisch „Die Börse“ genannt, zu der sich täglich um 12 Uhr die zeitweilig anwesenden lokalen Berühmtheiten versammeln. Stellmacher selbst sollte dann auch für die nächsten Jahrzehnte der eigentliche Führer Schwarzorts werden, bis 1881 zur Verwaltung des Schwarzorter Badelebens

ein aus Kurgästen bestehendes Komitee gewählt wurde, das sich 1901 in eine Badegesellschaft Schwarzort umwandelte. Leiter der Geschäfte war in dieser Zeit der Badekommissar Werner, der viel für die Entwicklung Schwarzorts tat. In neuester Zeit ging die Verwaltung des Bades dann auf die Gemeinde über, wiederum wurde ein Komitee zur Leitung gewählt, das sich aber gegenwärtig in der Hauptsache aus Schwarzortern zusammensetzt. Der Gemeinde gehört jetzt auch das 1905 erbaute Luisenbad.

Nach dem Brand der alten Kirche wurde 1884 der Grundstein zur jetzigen, 250 Personen fassenden Kirche gelegt, die, an gleicher Stelle wie die alte stehend, 1885 eingeweiht wurde. Diese Kirche, im Äußeren ein Rohziegelbau, macht sowohl durch ihre hübsche Lage als auch durch das ansprechende Innere einen überaus freundlichen Eindruck; ihr Bau kostete 22 182 Mark. Vorhanden sind noch einige Geräte aus der alten Karwaitener Kirche, bemerkenswert sind vier Messingleuchter, von denen zwei ein Geschenk der Kaiserin Augusta sind.



Blick von der Wilhelmshöhe auf Schwarzort.

Das recht reizvoll in einem mit alten Eichen bestandenen Garten liegende Pfarrhaus ist 1832 erbaut. Bemerkenswert ist der überaus starke Wechsel in der Pfarre, haben doch seit 1820 bis 1897 nicht weniger als 20 Geistliche hier amtiert, trotzdem noch längere Vakanzen eintraten.

Mittlerweile hatte sich auch der Fremdenverkehr immer weiter entwickelt, waren es 1880 erst 650 ständige Besucher, so hatte sich deren Zahl bis 1900 verdoppelt, um nach einem weiteren Jahrzehnt, ohne die zahlreichen Passanten, mit etwa 2000 ihre Höchstziffer zu erreichen. Dann aber griff die Trennung Schwarzorts von dem Vaterland störend auf den Besuch ein, auch die 1923 eingeführte neue litauische Währung machte den Besuch Schwarzorts aus dem Reiche in jenem Jahre fast zur Unmöglichkeit; hatten sich schon in den letzten Jahren viele Besucher aus Litauen, besonders Kowno, hier eingefunden, so wurden diese jetzt vorherrschend. Das eigentliche Fremdenviertel beschränkt

sich auf den am Hafen liegenden Ortsteil, früher ein sandiger Fleck, der erst durch aufgeworfene Baggererde urbar gemacht wurde. Hier stehen fast alle Landhäuser und Gasthöfe, wie auch das Postgebäude. Ein gleichfalls sich hier befindliches, dem Kreise Memel gehörendes Villengrundstück wurde diesem 1905 unter der Bedingung geschenkt, daß es zu einem Ferienheim auszustalten sei, die hierfür erforderlichen weiteren Mittel sollen durch die einstweilige Vermietung der zwei Villen zusammengebracht werden. 1903 erwarb auch die Stadt Tilsit ein Grundstück in Schwarzort für einen ähnlichen Zweck. Beträchtlich ist die Anzahl sonstiger Gasthöfe, ebenso ist bei vielen Fischerwirten Unterkunft zu erhalten.

An die Villenkolonie schließt sich noch südlich und langgestreckt am Haffufer liegend der ältere Teil des Fischerdorfes an, und zwar bis dort, wo eine der alten Urdünen Schwarzorts fast an das Haffufer herantritt. Von dieser hat man schöne Ausblicke nach beiden Seiten, nördlich von der Wilhelmshöhe auf das Villenviertel, von der sogenannten blonden Eva im Süden auf die Kirche und das 1902/03 auf dem Kirchenland erbaute neuere Fischerviertel. Eine weitere, aber



Kurren Kahn vor Schwarzort.

breitere Düne trennt dann wiederum den Ortsteil Karwaiten von diesem Dorfabschnitt. In welcher beträchtlichen Ausdehnung Schwarzort sich am Haff entlang erstreckt, geht schon aus der ansehnlichen, etwa 9 km betragenden Länge der die einzelnen Ortsteile verbindenden Straße hervor. Insgesamt beträgt der Geländeumfang Schwarzorts etwa 22 ha. Von seinen Bewohnern sind etwa die Hälfte Kuren, 35 % Deutsche und der Rest Litauer, diese meist in dienenden Stellungen.

Sehr bedeutend war vor der Abtrennung Schwarzorts der Dampferverkehr nach hier. Nachdem noch bis 1880 die Reisenden an einem endlos langen geländerlosen Holzsteg ausgebottet werden mußten, ein dem Amtskrug, dann dem Kurischen Hof vorbehaltenes Privilegium, baute die Regierung mit Unterstützung der Bernsteinbaggerei in jenem Jahre den Landungssteg, der hübsch bepflanzt, den Ankommen den gleich einen freundlichen Empfang bereitet. Da die Schiffahrt hier im nördlichen Haff aber ziemlich schwierig ist, war die Errichtung von drei großen Baaken erforderlich, deren eine dort steht, wo nördlich des Ortes die Kirchhöfe, einer für

die Gemeinde und ein kleiner Privatfriedhof sich befinden. Nördlich wiederum von diesen liegt die Kolonie Schwarzort, noch vor einigen Jahrzehnten der Schauplatz eines gewaltigen gewerblichen Betriebes der

### Bernsteinbaggerei Schwarzort.

Nichts läßt an diesem nunmehr traumverlorenen Erdenwinkel ahnen, daß hier vor noch nicht langer Zeit viele Hunderte von Arbeitern tätig waren, daß er der Schauplatz eines in der ganzen Welt einzig dastehenden Unternehmens war. Es war im Jahre 1855, als der die Baggerarbeiten an der Fahrinne im Kurischen Haff leitende Beamte meldete, daß hierbei in der Nähe von Schwarzort ziemliche Mengen, etwa 9 Zentner, Bernstein in der Baggererde gefunden seien, den die Arbeiter im Dorfkrug verkauften. Hierauf angestelltes Probebaggern auf weiteren Bernstein blieb zunächst erfolglos, bis man dann schließlich am Körning-schen Haken ein reiches, sich bis Schwarzort erstreckendes Bernsteinlager fand. Damals begann der frühere Kahnschiffer, dann Mühlenbesitzer und seit 1854 Inhaber einer Gastwirtschaft in Memel, Wilhelm Stantien, mit einem hierfür hergerichteten Handkahn die Baggerei nach Bernstein auf eigene Rechnung. Auch diese erschien anfänglich wenig lohnend, wurde aber bald erfolgversprechender, so daß Stantien sich 1860 mit dem Kaufmann Moritz Becker verband und mit diesem und einigen Danziger und Memeler Kaufleuten als stillen Teilhabern die Firma Stantien und Becker bildete. Diese Firma erklärte nun der Regierung, die zur Offenhaltung des Fahrwassers im Haff zwischen Memel und Cranz recht kostspielige Baggerei umsonst zu leisten, wenn ihr der Bernsteinertrag verbleiben würde. Da sie sich außerdem noch zu einer Zahlung von fünfundzwanzig Talern für den Arbeitstag verpflichtete, nahm die Regierung dieses Anerbieten mit Freuden an. Der Betrieb erwies sich als lohnend, und im Jahre 1862 schlossen die Unternehmer mit dem Staate einen neuen Vertrag, nach dem sie für jeden Tag und Bagger fünf Taler zahlten. Ein Anerbieten Stantien und Beckers an die Bewohner Schwarzorts, mit ihnen zusammen auf halben Gewinn zu arbeiten, lehnten diese als zu waghalsig ab. Die kleine Holzhütte, von der die Unternehmer in der ersten Zeit aus den Betrieb leiteten, wurde später noch lange als Merkwürdigkeit gezeigt.

Da die Gesellschaft im ersten Jahre bereits fünfzig bis sechzig Arbeiter beschäftigte, begannen die weitblickenden Unternehmer mit dem Bau einer größeren Anlage nördlich von Schwarzort, die alles für einen solchen Betrieb erforderliche, wie Schiffswerft, Maschinen- und Hafenanlagen, Wohngebäude u. a. umfaßte. Sie wurde die Grundlage des großen Aufschwunges in der Bernsteingewinnung, die durch Stantien und Becker später auf eine ungeahnte Höhe geführt werden sollte. Begonnen mit drei kleinen, noch dazu geborgten Handbaggern, umfaßte der Betrieb schließlich 22 Dampfbagger und ein Personal von 600 Beamten und Arbeitern, diese meist Litauer. Aus dem kleinen weltverlassenen Fischerdorf von 170 Einwohnern wurde eine große industrielle Niederlassung: es wurde das preußische Kalifornien.

Gearbeitet wurde nur im Sommer, also etwa dreißig Wochen im Jahr, dann aber ununterbrochen Tag und Nacht in drei Schichten zu je acht Stunden; diese Arbeitszeit wurde gewählt, um die mittlerweile recht beträchtliche, nach Tagen berechnete Pachtsumme auszunutzen. Der Ertrag eines Dampfbaggers bei einer achtstündigen Schicht betrug im Mindest etwa fünfundvierzig Pfund, für größere Erträge erhielt seine fünfzehn Mann umfassende Belegschaft Prämien. Der

meiste Bernstein wurde aber nicht in der Baggererde selbst gewonnen, sondern der durch ein Leerlaufen der Eimer entstehende Zug des Wassers spülte ihn aus der Baggerrinne heraus, worauf ihn siebartige Eimer auffingen. Der Betrieb soll besonders bei Nacht ein fesselndes Bild geboten haben. Die ausgebaggerte Erde wurde auf Prähmen an Land gebracht und dort vom Bernstein befreit; durch sie hat der Sandboden Schwarzorts eine wesentliche Verbesserung erfahren.

Die ursprünglich sehr niedrige Abgabe Stantien und Beckers an den Staat wurde bald erhöht und stieg zunächst auf 11587 Mark im Jahr, und nach den in den Jahren 1864 und 1874 erneuerten Verträgen schließlich im Jahre 1880 auf 240000 Mark. Da der Bernsteinertrag dann zurückging, einigte man sich auf eine Pauschalentschädigung von 215600 Mark, die aber noch weiter auf 200000 Mark erniedrigt wurde, wobei die Unternehmer sich außerdem das jährliche Kündigungsrecht vorbehielten, während die bisherigen Verträge stets auf je acht Jahre abgeschlossen worden waren. Da die Ausbeute nach dem Jahre 1886 immer geringer



Der Hafen und die Stantien und Beckerschen Werkstätten bei Schwarzort.

Aus Klebs: Gewinnung und Verarbeitung des Bernsteins. Königsberg 1883.

wurde, kündigten Stantien und Becker den Vertrag zum 30. November 1890. Das Jahr 1891 brachte die Einstellung der Baggerei, und 1900 wurde der Betrieb gänzlich geschlossen, nachdem sich ein neuer Pächter nicht gefunden hatte.

Trotzdem Schwarzort nur ein sekundäres Bernsteinlager ist, wurden doch ganz bedeutende Mengen Bernstein mit großem Gewinn gefördert, obwohl auch hier außerordentlich gestohlen wurde. Während die Ausbeute 1864 erst 17000 kg betrug, stieg sie im nächsten Jahre bereits auf 53000 kg, um 1868 mit 94000 kg den Höhepunkt zu erreichen. Im Durchschnitt wurden in den Jahren 1860–1890 jährlich etwa 75000 kg im Werte von 180000 Talern gewonnen.

Bemerkenswert sind die bei den Baggerungen gemachten Funde von steinzeitlichen Bernsteinarbeiten, verbunden mit sonstigen Einlagerungen verarbeiteten Bernsteins. Man ist aber über die Ursache dieser Einlagerungen nicht über zweifel-

hafte Vermutungen hinweggekommen. Auch gehen die Meinungen über den Ursprung des hier vorkommenden Bernsteins recht auseinander, umso mehr, da der Haffgrund und auch der Boden der Nehrung systematisch noch nicht auf Bernstein untersucht worden sind. Nach Klebs soll er durch das Memeler Tief in das Haff gedrückt sein, vermutlich ist er aber schon vor unendlichen Zeiten und vor dem Entstehen der Nehrung hier eingelagert, nachdem ihn die See, wie am samländischen Strand, an dieses Ufer spülte. Der Bernstein findet sich aber nicht nur etwa 4—10 m unter dem Wasser im Mergelboden des Haffes abgesetzt, sondern auch an besonders geschützten Stellen des nördlichen Haffes. Für alle Stellen des Bernsteinvorkommens in dieser Gegend, also auch für die auf den Niederungswiesen bei Prökuls, ist und bleibt aber die blaue Bernsteinerde des Tertiärs an der samländischen Küste der Herkunftsart.

Das Vorkommen von Bernstein bei Schwarzort ist übrigens schon seit langem bekannt, heißt es doch z. B. um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts „in dieser Gegend beim schwartzen Busch ist eine Bucht, da sich der Börnstein am meisten findet“. Auf die Anregung eines Schwarzorter Schneidergesellen haben 1911 einige Schwarzorter Fischer die Bernsteinfischerei mittelst Käscher wieder aufgenommen und auch ganz gute Resultate erzielt. Im allgemeinen liebt der Fischer aber diese Beschäftigung nicht, trotzdem er hier eigentlich das Geld vor seiner Türe liegen hat. Den Gedanken zur Wiederaufnahme der Bernsteinbaggerei hatte auch das Landesdirektorium in Memel in Betracht gezogen, es ist dann aber darüber wieder alles still geworden.

Fortgezogen ist der seit 1885 bis zur Schließung der Baggerei hier ständig wohnende Arzt, aufgehoben 1891 die für die Kinder der Baggerkolonie eingerichtete Schule; ihr Gebäude und die sonst noch übrig gebliebenen Häuser an dem still gewordenen Hafenbecken der Kolonie Schwarzort sind jetzt die Wohnungen des Fischmeisters und des Forstbeamten, sie bilden einen besonderen forstfiskalischen Gutsbezirk.

### Die Umgebung von Schwarzort.

Das ganze, lang ausgedehnte Schwarzort liegt unter dem Schutz prächtigsten Nehrungswaldes. Urdünen mit altem Nehrungswald wechseln mit jung bepflanzten Wanderdünen, aus denen noch die Wipfel versandeter Kiefern ragen, zusammen bilden sie die eigenartige Schönheit Schwarzorts. Die herrliche Luft dieses Waldreviers, vereinigt mit jener der See, machen Schwarzort zu einem Luftkurort ersten Ranges, nur die hier mitunter in unglaublichen Mengen vorkommenden, jedoch nicht stechenden Haffmücken beeinträchtigen den Aufenthalt weniger angenehm. Der Schwarzorter Wald mit seiner für den Botaniker bemerkenswerten Flora hat eine ungefähre Länge von 5 km bei einer Breite von etwa  $1\frac{1}{2}$  km, auf diesem kleinen Fleck aber haben Natur und Menschenhand viele Schönheiten angehäuft. Eine der lieblichsten Partien des Waldes ist die sich an die Kolonie anschließende Grickinnschlucht, deren Namen man mit dem von etwas Verbotenem und mit der Sünde zusammenhängendem in Verbindung bringt. Hier haben vielleicht noch in später Zeit unter größter Heimlichkeit heidnische Zusammenkünfte stattgefunden, denn die Grickinnlinde kann sicher auf eine Reihe von Jahrhunderten zurückblicken.

Durch das Tal der Grickinn führt ein Weg nach dem höchsten Punkt Schwarzorts, dem 57 m hohen Blocksberg, einer in den sechziger Jahren auf die Urdüne aufgewehten, dann aber festgelegten Wanderdüne. Der Blick von dem auf ihr

errichteten Pavillon gehört zu den schönsten der Nehrung; beliebt sind die zum Blocksberg führenden Wege: die Blocksbergpromenade und der Grüne Weg. Zur See laufen mehrere Straßen, der begangenste ist der am Kurischen Hof beginnende Badeweg, der direkt an die See und zu der kleinen Badeanlage nebst Strandhalle führt; links von ihr am Niddener Weg liegt die Rettungsstation Schwarzort sowie die Bootsstelle der Schwarzorter Fischer. Sehr beliebt ist der Weg zur Pfarre, der uns einen trefflichen Eindruck von der Bodenbeschaffenheit des Schwarzorter Waldes und seiner alten Urdünen gibt. Ein besonders freundlicher Platz ist hier die aus Steinen zusammengesetzte halbrunde Bank, davor ein Steinobelisk mit der Inschrift: „Seinem Ehrenmitgliede, dem Forstmeister Bock“. Bock war Regierungs- und Forstrat in Königsberg und hat die ihm ans Herz gewachsene Nehrung des öfteren auch in Wort und Bild geschildert. Weniger hübsch als die zahlreichen Ruheplätze im Schwarzorter Walde sind teilweise die ihnen in mißverstandener Romantik verliehenen Namen.

Den südlichen Abschluß des Schwarzorter Waldes bildet der eine besondere Sehenswürdigkeit bildende Reiherberg, so benannt nach einer Kolonie des hier horstenden gemeinen Reiher. Man kann diesen Vogel aber auch sonst beim Fischraub auf dem Haff oder auch auf den im Haff ausgestellten Netzstangen beobachten, auf denen er sitzend oft stundenlang der Beute harrt. Berichtet wird von diesen Reihern, daß sie nach heißer Schlacht im Jahre 1857 durch eine vielfache Anzahl von Kormoranen von hier vertrieben wurden, worauf sie sich im Wald nördlich von Schwarzort ansiedelten. Die Kormorane wurden nach Möglichkeit geschont, sollen aber durch den Abschuß eines Genossen verscheucht worden sein, worauf die Reiher wieder von ihren alten Horsten Besitz ergriffen.

Bemerkenswert ist noch, daß das ganze Haffufer vom Reiherberg bis zum Ortsteil Karwaiten durch hier angeschüttete Baggererde wesentlich verbreitert wurde. Diese durfte nicht mehr ins Haff zurückgeworfen werden und wurde so die Ursache eines den Anwohnern willkommenen Landzuwachses.



Plan von Schwarzort 1924.

Heimatland, sei es Moor und Strand,  
Oder Fluß und Sand,  
Es ist daraus etwas zu gewinnen,  
Wenn man's nur anschaut mit rechten Sinnen.

Joh. Trojan.

## Von Schwarzort bis Memel.

Achtzehn Kilometer Seelänge trennen Schwarzort vom Nordende der Nehrung, schmäler ist das Haff geworden, immer deutlicher zeigend, daß wir es hier tatsächlich nur mit einer verbreiterten Memel zu tun haben. Niedriger werden aber auch die Dünen, um mit der Anhöhe, auf der der alte Sandkrug liegt, ganz aufzuhören. Der auf die Nehrung geworfene Sand langte hier nicht mehr zur Bildung jener gewaltigen Dünen und Haken, wie wir sie auf der südlicheren Nehrung finden. Weitere Dünen treffen wir dann wieder nördlich von Memel.

Mehrere Wege führen von Schwarzort zu dem Memel gegenüberliegenden Sandkrug. Zumeist wird man die den alten Postweg verfolgende Memeler Landstraße wählen, die von der Grickinn-Linde über die Barackenanlage Liebestal und am Dünenaufsehergehöft Ellernhorst vorüber verläuft, um dann kurz hinter diesem zur Mitte der Nehrung umzubiegen, wo sie bis zum Sandkrug bleibt. Diese Straße wurde 1903 fertiggestellt, an ihr liegt etwa 9 km vom Sandkrug entfernt das 1892 erbaute Gehöft Bärenschlucht, einst eine Kolonie der bei den Anpflanzungen beschäftigten Arbeiter. Wer kleine Unbequemlichkeiten nicht scheut, kann den hübsche Ausblicke auf das andere Ufer bietenden Weg am Haff auch weiter verfolgen. Ein anderer Fußweg führt auf der Höhe und Mitte der festgelegten Düne nach Norden, an ihm stieß man ungefähr 10 km von Schwarzort entfernt auf größere Überreste einer früheren Siedlung. Kurz bevor dieser Weg auf die Memeler Straße trifft, steht in Gestalt eines Granitblockes ein Gedenkstein für den Baurat Hagen, den Bepflanzer der nördlichen Nehrung. Schon 1809 war die Notwendigkeit ihrer Festlegung durch den Memeler Syndikus Förster erkannt und bereits 1811 wurde der erste Plantageninspektor für die Stadt- und Kaufmannsplantage ernannt, und 1836 begann man mit der Bepflanzung der Düne. Die Arbeit kam dann ins Stocken und erst in den Jahren 1881—1900 wurde die Düne endgültig festgelegt. Auch die nördlichste Nehrung muß früher reichlich mit Wald bestanden gewesen sein, denn noch bis 1680 hatten dort die Memeler Bürger freie Holzung.

Der dritte Weg verläuft am Fuße der Düne auf der Seeseite und zwar zumeist dort, wo jene sich mit den Pflanzungen des Seewäldchens trifft. Dieses ist ein Kiefern- und Erlengehölz, mit dessen Anlage 1830 bei Schwarzort begonnen wurde, und das mit der Memeler Plantage vereinigt jetzt ein von Schwarzort bis zur Nehrungsspitze reichendes ununterbrochenes Waldrevier bildet. Dort, wo am Blocksberg bei Schwarzort das Seewäldchen beginnt, ruht unter dem Sand ein großer Teil des alten, in den Jahren 1850—1860 verschütteten Schwarzorter Waldes, jetzt die tote Düne genannt, damals sollen hier mächtige Eichen mit vielhundertjährigen Jahresringen zerstört sein. Diese Düne konnte man noch rechtzeitig aufhalten, ehe sie weitere Teile des schönen Schwarzorter Urwaldes unter sich begrub. Bemerkenswert ist noch, daß 1807 auch an der Nordspitze der Nehrung Verschanzungen gegen möglicherweise auf ihr vorrückende Franzosen angelegt wurden.

Von den auf dem Nordende der Nehrung liegenden Siedlungen ist der 1616 erstmalig erwähnte „Krug auf dem Sande“, der Sandkrug, die bei weitem älteste. Dieser Krug dürfte aber sicher schon zur Ordenszeit bestanden haben, nur daß seine Lage früher etwas südlicher am Haff war, endigte doch auch die Nehrung früher ungefähr der Dangemündung gegenüber. Über die dann erfolgten Sandablagerungen, die die Nehrungsspitze wesentlich vergrößerten, heißt es noch 1792, daß sich die Nehrung allein in dreißig Jahren hier um 150 Ruthen, also um ca. 600 Meter, verlängerte. Die Nehrung hörte eben damals beim Sandkrug auf.

Mit dem Sandkrug war durch Jahrhunderte hindurch die einst so wichtige Fährgerechtigkeit über das jetzt hier etwa 400 Meter breite Tief verbunden, die die Nehrung mit Memel, der ältesten deutschen Städtegründung Ostpreußens, verband. Trotz ihrer Bedeutung scheint sie aber nicht viel eingebracht zu haben, denn der Krug verfiel immer mehr, so daß der Staat, da hier ein solcher durchaus notwendig war, eingreifen mußte. Dieser verbesserte ihn und gab ihn nebst der Fähre 1764



Der Sandkrug.

für 166 Taler 20 Silbergroschen an den damaligen Memeler Stadtkämmerer in Erbpacht. Die Fähre bestand zunächst nur aus einem Prahm und einem Boot, wurde dann aber aufs doppelte erweitert. Der Staat stellte auch den Fährmann, sowie zwei bis drei Fährknappen, bei Sturm sogar deren fünf bis sechs. Später wurden zur Ablösung hierfür 60 Taler vom Staat gezahlt, nachdem auch die Pachtsumme ermäßigt war. Als die Nehrungsstraße 1832 einging, verkaufte man den Krug nebst Fähre für 7370 Taler, er brannte 1837 ab und wurde an seinen jetzigen Standort verlegt, an seine Stelle aber errichtete man einen kleinen Holzhafen. 1862 kaufte die Stadt Memel den Krug für 6000 Taler als Försterwohnung und mit dem Auflassen der Plantage an den Staat im Jahre 1870 ging er wieder in dessen Besitz über.

Als dann mit dem Fortschreiten der Nehrungsanpflanzungen der Sandkrug bei den Bewohnern Memels mehr in Aufnahme kam und das anliegende Gelände eine gute Gewähr zur Gründung eines Villenortes bot, übernahm die Stadt Memel am

1. August 1900 abermals den Sandkrug nebst einigen Ländereien für 32371 Mark; Erweiterungsbauten, Fähranlage usw. kosteten fernerhin etwa 75000 Mark. 1920 überließ der Staat dann noch weitere elf beim Sandkrug liegende Parzellen der Bebauung; alle diese nebst dem Sandkrug sind jetzt in Memel eingemeindet und mit diesem durch eine Dampffähre verbunden.

Einen besonderen Schmuck erhielt die Nordspitze der Nehrung durch das 1900 erbaute Kurhaus Sandkrug, von dem man einen prächtigen Blick auf das gegenüberliegende Memel hat. Welche Wandlung vom einfachen Krug bis zu diesem großzügigen Bau, in dem sich jetzt während der Sommermonate eine behördlich genehmigte Spielbank befindet, die von den Memelern aber weniger besucht wird, als das zu ihm gehörende aufstrebende Ostseebad Sandkrug.

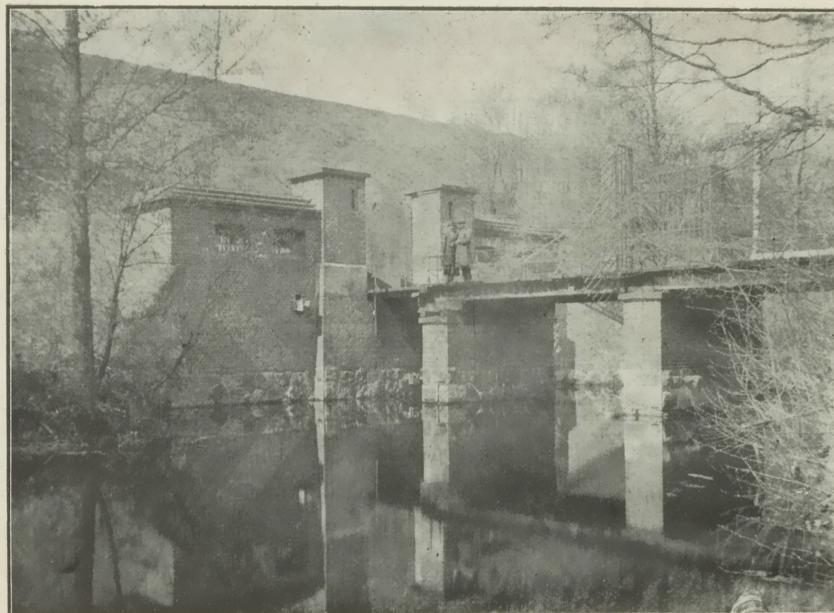
Die nördlichste Siedlung der Nehrung ist die Ortschaft Süderspitze, deren Anlage natürlich erst dann möglich war, als die See hier genügend Sandmassen



Kurhaus Sandkrug.

abgelagert hatte, und ferner durch den Bau der Südermole eine gewisse Sicherheit für den Bestand des angeschwemmt Sandes gegeben war. Das erste Gebäude auf der Süderspitze war ein Fort zum Schutze Memels, für das ein Plan schon 1782, also bald nach der erweiterten Hakenbildung, entworfen wurde. Nach diesem sollte es zunächst die eigenartige Gestalt eines befestigten Blockhauses erhalten, der Bau kam etwas verändert 1791 zur Ausführung. Diese erste Befestigung wurde 1866 zu einem modernen Fort ausgebaut, das aber schon 1897 als Festungswerk wieder aufgegeben wurde. Jetzt bietet die alte Feste einen verträumten, malerischen Anblick.

Zur Förderung der Ansiedlung auf der Süderspitze erhielten in den Jahren 1814 bis 1821 auf ihr fünf Fischerfamilien Land zugewiesen, auch blieben sie fünf Jahre steuerfrei. Diese Grundstücke wurden aber 1831 vom Wasser fortgerissen, worauf sich die Fischer an der jetzigen Ortsstelle ansiedelten; eine Schule für die Kinder der nördlichsten Nehrung wurde 1879 im Fort eingerichtet. Ursprünglich bildete die Süderspitze eine eigene Landgemeinde, wurde dann aber 1885 dem

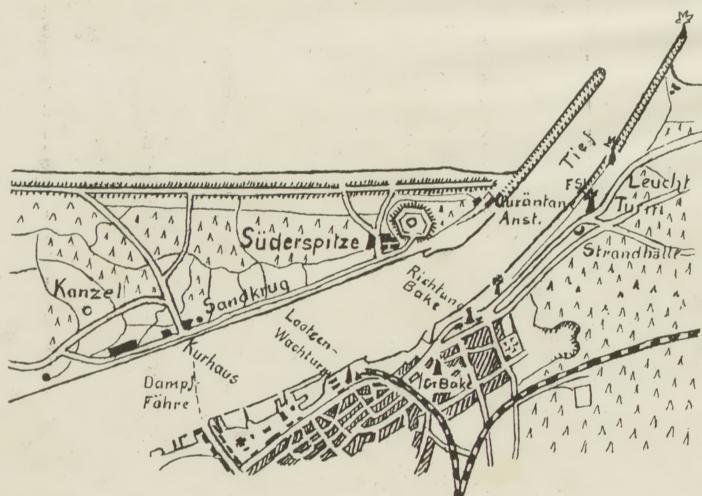


Eingang zum Nehrungsfort.

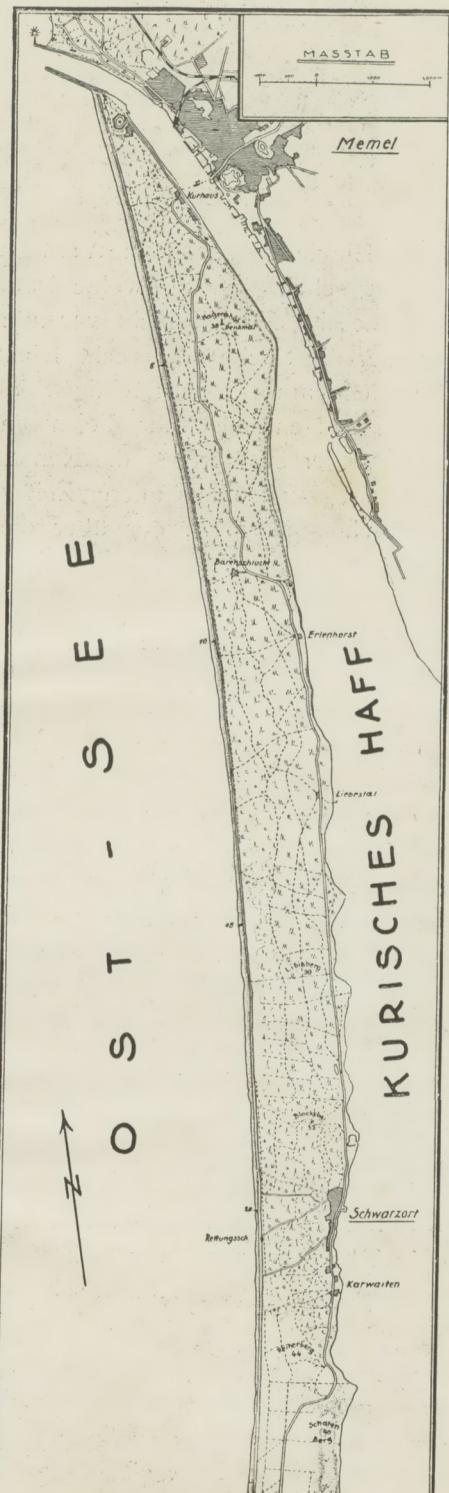
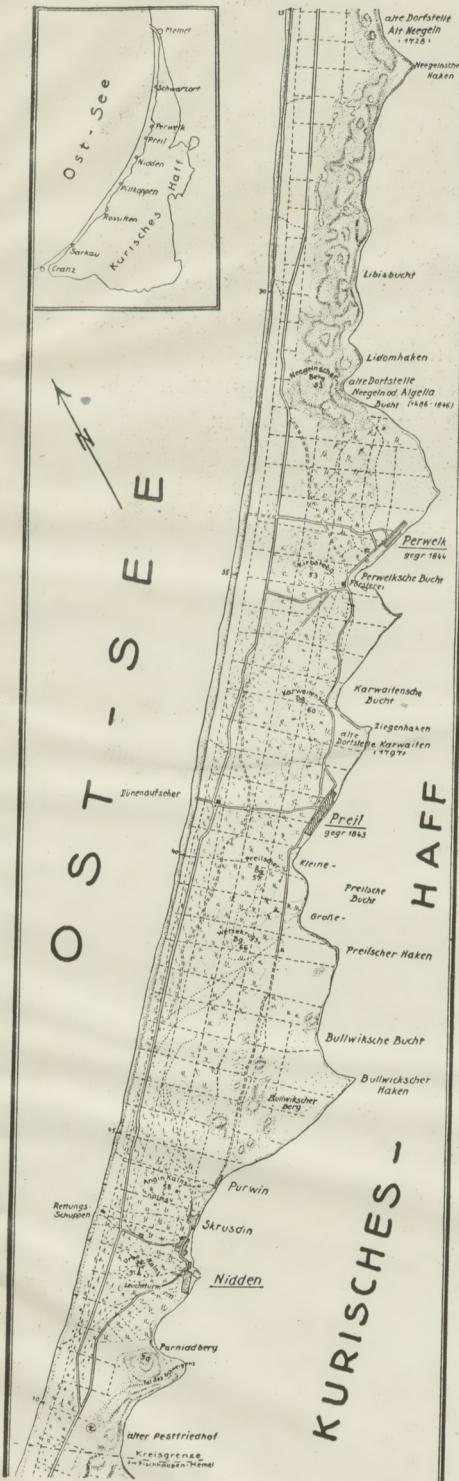
damaligen Gutsbezirk Sandkrug eingemeindet, das wiederum 1893 kommunalrechtlich zum Forstbezirk Klooschen kam. Seit dem 12. Februar 1906 ist die Süderspitze ein eigener Gutsbezirk, während der Sandkrug seit 1900 einen Wohnplatz der Stadt Memel bildet. Eigentümlich ist noch, daß die Süderspitze standesamtlich zu dem entfernten Gutsbezirk Schwarzort gehört, sowie daß sie amtlich eigentlich Plantagenfort heißt. Ein auf der Süderspitze errichtetes Kurhaus ist seit Beginn des Krieges außer Betrieb, das sonstige Badeleben am Strande soll jetzt neu belebt werden. Hier befindet sich die Station zur Rettung Schiffbrüchiger, auch wurde hier am Strand früher der Ballast für die von Memel ausgehenden Schiffe entnommen, der Sand wurde zu diesem Zweck zunächst auf einer Bahn nach der Haffseite überführt.

Wir sind am Ende unserer Nehrungswanderung, die uns von Crazn bis Memel durch rein deutsches Kulturland führte. Nirgends, auch nicht in dem den alliierten

Mächten am 15. Februar 1920 übergebenen nördlichen Nehrungsabschnitt, wird der Besucher der Nehrung den Eindruck erhalten, in einem fremden Lande zu weilen. Inniger als je ist dem Ostpreußen die Kurische Nehrung nach dem Versailler Diktatfrieden ans Herz gewachsen. Mögen sich aber auch ihre Bewohner die Anhänglichkeit an ihr deutsches Vaterland für alle Zeiten bewahren.



Karte der Süderspitze.



## Die Kurische Nehrung von Nidden bis Memel.

Körper und Stimme leibt die Schrift  
dem stummen Gedanken,  
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn  
das redende Blatt.

Fr. v. Schiller.

## Die Kurische Nehrung im Spiegel von Wort und Bild.

Nach Hunderten zählen die Veröffentlichungen über diese eigenartige Landschaft, fast scheint es, als wollte früher jeder Nehrungsbesucher seine erhaltenen Eindrücke der Mitwelt nicht vorenthalten. Leider machten sich die betreffenden Verfasser die Sache aber recht leicht und brachten neben längst Gesagtem und Feststehendem meist nur flüchtige Stimmungsberichte. Diese können hier übergegangen werden, und es sollen nur diejenigen Autoren angeführt werden, deren Schriften von besonderem Wert für die Kenntnis der Nehrung sind.

An Urkunden aus älterer Zeit stehen an erster Stelle der Visitationsabschied des Bischofs Mörlin, der über die kirchlichen Zustände der Diözese Schaaken im Jahre 1569 berichtet, ferner das 1664 begonnene Kirchenbuch des Kunzener Pfarrers Michael Burckhardt. Hinzu kommen die Beständnisbücher des Hauptamtes Schaaken, die Hausbücher des Amtes Memel und die Akten der zuständigen Kammerämter, diese im Berliner Staatsarchiv befindlich. Diese Urkunden, mit Ausnahme der in Berlin, waren die Grundlagen für die treffliche Arbeit von A. Bezzemberger, *Die Kurische Nehrung*, die sich jedoch nur an einen bestimmten Leserkreis wendet. In geologischer Beziehung auf gleicher Höhe steht die Schrift von Hess von Wieddorff, *Die Kurische Nehrung*; beide Bücher werden wohl auf lange Zeit hinaus das wissenschaftliche Fundament für jede Nehrungsforschung bleiben.

Vorläufer dieser Schriften sind die auch gleichfalls auf eingehenden Studien beruhenden Veröffentlichungen von Passarge über die Nehrung in der Altpreußischen Monatsschrift 1871 und in dem fesselnd geschriebenen „Aus baltischen Landen“. Noch ältere Mitteilungen über die Nehrung geben Jachmann in den Preußischen Provinzialblättern von 1829 und Wutzke an gleicher Stelle 1831. Für die Geologie waren die Arbeiten von Berendt und Jentzsch grundlegend, umso mehr, da sie hier völliges Neuland bearbeiteten. Die Dünenwelt mit ihren Nebenerscheinungen fand ihre Schilderer und Erforscher in Braun, Kurz, Soecknick, Solger, Sokolow, Schumann, Zweck u. a., die Festlegung der Dünen in Bock, Gerhardt, Krause und Schulze.

Die Tierwelt der Kurischen Nehrung fand ihren eingehendsten Beobachter in Joh. Thienemann, der sich im besonderen mit der Vogelwelt und ihrem Zug über die Nehrung beschäftigt; seine Vorgänger waren F. Lindner und Floericke, von denen der erstere auch ein lesenswertes Schriftchen „Die preußische Wüste einst und jetzt“ herausgab. Der Elch auf der Nehrung hat seinen vortrefflichen Schilderer in Fritz Bley gefunden, der Kleintierwelt hat sich Speiser angenommen, die großen Erfahrungen des Rossittener Möschler auf diesem Gebiet sind leider noch nicht publiziert.

Wer sich über die mannigfaltige Flora der Nehrung unterrichten will, dem bieten die unübertrefflichen Darstellungen von Abromeit, Graebner, Hilbert und Preuß ein erschöpfendes Bild, sie alle erforschten die Pflanzenwelt der Kurischen Nehrung in eingehendster Weise.

Wenden wir uns der Kulturgeschichte der Nehrung zu, so finden wir als Entdecker ihrer ältesten Geschichte die Namen Tischler, Schiefferdecker, und soweit es sich um Funde bearbeiteten Bernsteins handelt, Klebs; ihre Forschungen erstreckten sich namentlich auf die auf der Nehrung besonders hervortretende Periode der späteren Steinzeit. Ihre Arbeiten, wie auch die von Berendt und Jentzsch, sind zumeist in den trefflichen Schriften der phys.-ökonom. Gesellschaft, Königsberg, veröffentlicht. Die zeitigen Nehrungsbewohner, namentlich die Kuren, gaben vielfach Anregung zu sprachwissenschaftlichen und ethnographischen Studien, mit denen sich neben Bezzenger auch Dahlmann, v. Negelein, Seraphim, Tetzner und Völkel beschäftigten.

Groß ist die Reihe der Schriftsteller, die die Nehrung oder Teile von ihr in volkstümlicher aber trotzdem selbstschöpferischer Art darstellen, die bemerkenswertesten unter ihnen sind Falkson, Goldstein, Harder, Hecht, Mankowski, Meißner, Mittmann, Rosenberger, Sembritzki, Sudermann, Sommer, Winkel und Zweck, während die sonst guten Arbeiten Glagaus sich stark an gegebene Vorbilder anlehnern. Aus älterer Zeit interessieren die Reisebeschreibungen von Carr und Nanke. Eine besondere Stelle nimmt aber der frühere Schwarzorter Pfarrer Eugen Lotto ein, der die Verhältnisse auf der nördlichen Nehrung, namentlich die des früheren Karwaiten, in ausgezeichneter Weise erforschte.

Doch nicht allein der Wissenschaft bot die Kurische Nehrung fortdauernd reichen Stoff, sondern auch die schöne Literatur hat sich mit ihr in weitgehendem Maße beschäftigt. Den Beginn machte E. T. A. Hoffmann, der die Nehrung noch im Spiegel seiner Zeit, die sie als etwas unsagbar Ödes ansah, betrachtete und sie zu dem Schauplatz seiner berühmten Novelle „Das Majorat“ machte. Beerbohm, in der Hauptsache aber der auf der Nehrung geborene Ludwig Rhesa, schilderten den Untergang der Nehrungsdörfer im Sand der Wanderdüne. Still wurde es von der Nehrung, als sie aufhörte Poststraße zu sein, wodurch sie gänzlich in Vergessenheit geriet, desto stärker beschäftigt sie die altpreußische Dichterwelt der Gegenwart.

Sudermann und Ernst Wichert wurden die Bahnbrecher, ihnen folgten A. K. T. Tiello in seinen „Klängen aus Litauen“ und Walther Heymann mit seiner Sammlung „Nehrungsbilder“, in der man Strophen von ergreifender Schönheit neben Befremdendem findet. Weitere waren Hans Heymann, Carl Bulcke, Agnes Miegel, Alfred Brust in seinen Legenden und als ihr jüngster, aber begeistertster Besinger Fritz Kudnig. An Romanen und Novellen, soweit sie die Nehrung zum Hintergrund haben, seien genannt: Goldammer, Schloß Kuckerne, in Lit. Volks- und Naturbilder (Berlin 1858); Wichert, Für tot erklärt; Anders, Herrenmenschen; Reck-Malleczewen, Die Fremde; Marti, Das Haus am Haff; E. Mensch, Der Fremde. Sogar das Drama machte die Nehrung zu seinem Schauplatz, so bei Sudermann „Die drei Reiherfedern“ und bei Brust in seinen „Die Wölfe“ und „Der singende Fisch“. Mancherlei über die Nehrung findet man auch in Scholl „Erinnerungen eines Memeler Handwerksmeisters“.

Fast stärker noch als das Schrifttum hat sich die bildende Kunst der Nehrung angenommen, an erster Stelle steht natürlich die Königsberger Künstlerschaft, aber auch zahlreiche Künstler aus dem Reiche trugen dazu bei, die Nehrung in neuester Zeit weit über die Provinz hinaus bekannt zu machen. Für alle ist zumeist Nidden die unerschöpfliche Fundgrube an künstlerischen Motiven geworden,

wo sich nun schon seit vielen Sommern eine förmliche Malerkolonie einfindet. Von Königsberger Künstlern aus älterer Zeit sind zu nennen: Knorr, dieser aber noch nicht als Schilderer der eigentlichen Düne, dann die trefflichen Zeichner Penner und Petereit, besonders aber der 1900 verstorbene Heinrich Krüger, der auch ein seelenvoller Besinger der Kurischen Nehrung war.

Aus neuerer Zeit seien genannt die im Kriege gefallenen Bischoff-Culm, zu dessen sowie des Dichters Walther Heymanns Gedächtnis in Nidden bei der Kirche eine Erinnerungsbank aufgestellt werden soll, ferner Hans-Beppo Borschke. Mit ihnen sind zu nennen der auch leider zu früh verstorbene Theo v. Brockhusen, Max Pechstein und der Altmeister Lovis Corinth. Von den in Königsberg wirkenden oder in Ostpreußen beheimateten Künstlern seien aus älterer und neuester Zeit noch genannt: Anderson, Ed. Bischoff, Dettmann, Doerstling, Eisenblätter, Gehrman, Hammer, Heichert, Kallmeyer, Mollenhauer, Pfeiffer, Staschus, Storch, Wirth und noch viele andere. Auch die weibliche Künstlerwelt stellte ihre Vertreterinnen u. a. in den Damen Eichhorn, Farwick, Lauckner-Thum, Lenz, Michelau, Neumann, Schütz und Wedel. Die ganze Liste ließe sich noch um viele anerkannte Namen vergrößern, da wohl fast jeder in Königsberg tätige Künstler auf der Nehrung gemalt hat, sie wäre aber unvollständig ohne Erwähnung der Nehrungs-Graphik des prachtvollen Heinrich Wolff.

Sogar auf musikalischem Gebiet regte die Nehrung zum Schaffen an, so Paul Scheinpflug zu einer Verssymphonie in vier Sätzen, und zu einem Heft Lieder für eine Singstimme nach Heymannschen Dichtungen. Karl Kämpf empfing die Anregung zu seiner häufig gespielten Orchester-Suite „Aus baltischen Landen“ in Schwarzort; er komponierte Tieles „Morgenwanderung“ sowie Mackays „Morgen an der Ostsee“, dieses für Männerchor. Laurischkus verwertet in seinen Kompositionen op. 3, 4, 5 und 13 Nehrungstimmungen, ebenso schildert Tiessen mit seiner Lyrik für Klavier Nehrungseindrücke. Schließlich sei noch Paul Gräner mit seiner Vertonung des Kudnig'schen „Tief im Dünensande vergraben“ genannt, die Nehrungsoper soll aber erst noch geschrieben werden.

Größere, besonders für den Schulgebrauch bestimmte Wandbilder über die Nehrung veröffentlichten Richter und Lange, Leipzig, in den Bildern für Schule und Haus und zwar „Dorf Kunzen“, „Bucht bei Nidden“ nach Petereit, „Düne bei Schwarzort“ nach Penner, „Sturzdüne und Bernsteinbaggerei“. Bei Schick & Co. in Leipzig erschien „Düne der Kurischen Nehrung“ nach Pfeiffer, ebenso bei Franz Schneider, Berlin, eine Künstlersteinzeichnung der Dünenwelt. Unter den für die Nehrungswanderung geeigneten Karten im erforderlichen Maßstab sind die Meßtischblätter im Maßstab 1 : 25000, sowie die hiernach gefertigte Karte von Heinrich und die von der geologischen Landesanstalt herausgegebene Karte in erster Reihe zu nennen.

# Abbildungen:



	Seite
Kurischer Kahnwimpel	Titelvignette

## Erster Abschnitt.

Die hohe Düne bei Nidden	1
Karte nach Berendt	6
Querschnitt durch die Nehrung	7
Freigelegte Trockentorfschicht bei Cranz	8
Alter Waldboden bei Pillkoppchen	9
Alter Waldboden unter festgelegter Düne	10
Karte des ehemaligen Cranzer Tiefs	11
Dünenbildung in der Cranzer Plantage	12
Seebuhnen bei Cranz	13
Nehrungsplatte nördlich von Pillkoppchen	16
Nehrung von Sarkau bis Nidden um 1585	17
Karte der südlichen Nehrung nach von Collas um 1700	18
Darstellung der Waldversandung	19
Alter Nehrungswald bei Schwarzort	20
Aufbiegung des alten Waldbodens	21
Karte der Nehrung und des Haffes	24
Hohe Düne bei Nidden von der Seeseite	25
Sturzdüne auf dem Haffweideland	26
Freigewehter Friedhof von Kunzen	28
Sturzabhang der Hohen Düne	29
Aufstieg zum Dünenkamm	30
Dünenkamm bei Ostwind	31
Triebstandstelle	32
Ausgraben eines Pferdes aus dem Trieb-sand	34
Kupstenlandschaft	35
Schwarzer Berg bei Rossitten	36
Windkehle bei Nidden	36
Haffmergel-Aufpressungen	37
Düneneinsturzstelle bei Schwarzort	38
Düne mit Wellenfurchenbildung	39
Der aufgeforschte Petschberg bei Pill-koppchen	40
Neue Vordüne bei Rossitten	41
Bepflanzung der Vordüne	42
Grabstätte des David Kuwert	44
Kiefernbesteck einer Kiefernplantage	45
Berg- oder Hakenkiefer	46
Befestigung der Wanderingdüne	47
Moosrande	51
Überschwemmung in Rossitten	54
Aufgeschobene Eisberge a. d. Haff	55
Haffleuchte bei Perwelk	56
Packeis der Ostsee an der Nehrungs-küste	57
Gestrandeter Seeleichter „Bremen“	58

	Seite
Angeschwemmter Schwertwal	59
Leuchtturm bei Nidden	60
Rettungsstation Nidden	60

## Zweiter Abschnitt.

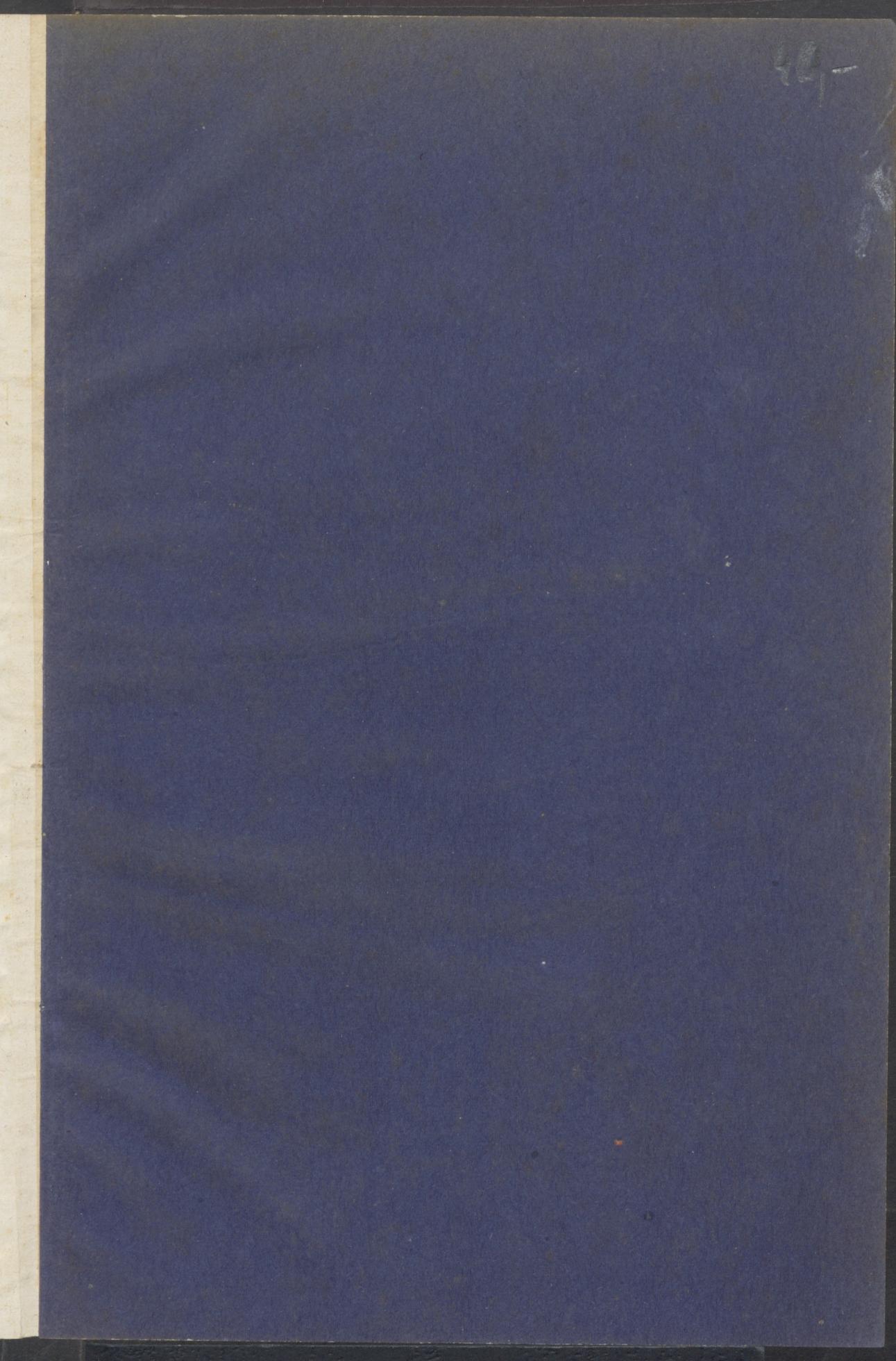
Steinzeitliche Bernsteinfigur	61
Fahrt der Königin Luise über die Nehrung	65
Luisenpfahl	66
Wagen in der Haffschälung	69
Nehrungsstraße hinter Sarkau	72
Fischerhochzeit in Nidden	78
Kramladen in einem Nehrungskrug	79
Schornsteinloses Haus in Nidden	80
Küche in einem kur. Fischerhause	81
Kurrenkähne	86
Alte Böte als Ställe	87
Fischerei mit dem Keutelgarn	88
Eisfischerei	89
Elche im Erlenmoor	93
Trollender Elch	95
Beim Krähenfang	99
Sammeln der Möweneier	100
Beringter Krähenfuß	104
Vogelringe	104
Beringung der Vögel	105
Beobachtungsstation Ulmenhorst	105
Die Vogelwarte in Rossitten	106
Sammlung der Vogelwarte	108
Der Bruchteich bei Rossitten	108

## Dritter Abschnitt.

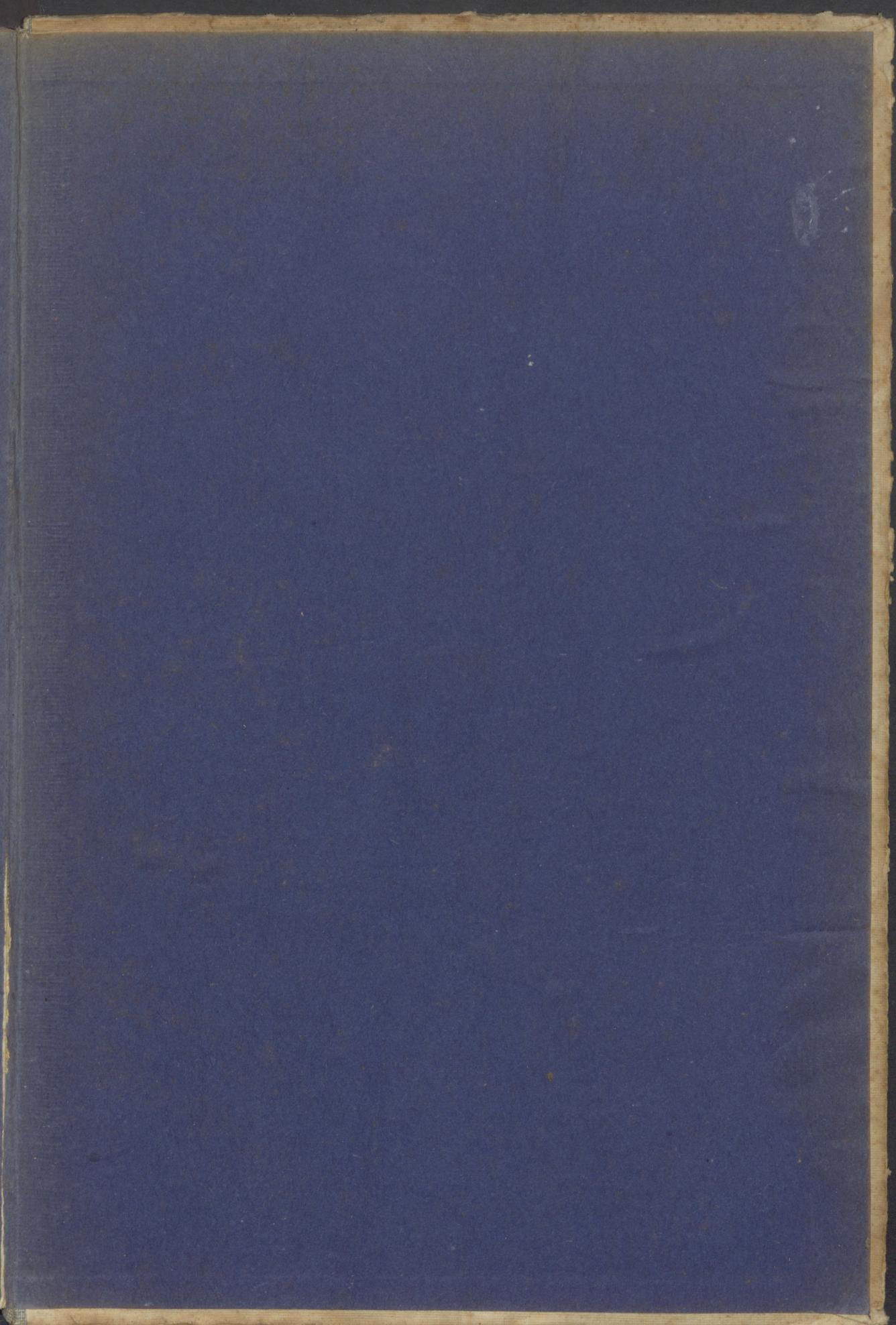
Blick vom Aussichtsturm bei Cranz auf die Nehrung	110
Aussichtsturm bei Cranz	112
Forsthaus Grenz	113
Am Haff bei Sarkau	114
Straße in Sarkau	115
Kirche in Sarkau	116
Ziehbrunnen auf der Nehrung	117
Rossittener Kirche mit altem Pfarrhaus	122
Bauerngehöft in Rossitten	123
Haffmole bei Rossitten	125
Dorfstraße in Rossitten	126
Haffleuchte in Rossitten	127
Grab auf dem alten Friedhof	127
Alter Friedhof von Rossitten	128
Die Lunk	129
Von der Rossittener Flugwoche	130
Versuchsheilstätte am Schwarzen Berg	130

	Seite		Seite
Rettungsstation Rossitten	131	Am Haffufer bei Perwelk	151
Blick von den Bruchbergen auf Rossitten	132	Versandendes Fischerhaus a.d.Nehrung	152
Gedenkstein auf Müllers Höh'	133	Am Haffufer von Schwarzort	153
Karte von Rossitten und Umgebung	133	Ortsteil Karwaitén	154
Fischerkähne vor Pillkuppen	134	Frühere Kirche in Schwarzort	155
Pillkuppen	138	Dampferanlegestelle	155
Karte der Nehrung von Cranz bis zur preußischen Grenze	139	Kirche in Schwarzort	156
An der Niddener Hafenmole	140	Blick von der Wilhelmshöhe	157
Nidden-Skrusdihm	141	Kurrenkahm vor Schwarzort	158
Kirche in Nidden	142	Gebäude der Bernsteinbaggerei	160
Alte Kirche in Nidden	143	Karte von Schwarzort und Umgebung	162
Friedhof in Nidden	143	Der Sandkrug	164
Nidden von der Düne	144	Kurhaus Sandkrug	165
Am Haffufer bei Nidden-Skrusdihm	145	Eingang zum Nehrungsort	166
Veranda bei Herrmann Blode	145	Karte der Süderspitze	166
Karte von Nidden und Umgebung	146	Karte der Nehrung von Nidden bis Memel	167
Hohe Düne beim Tal des Schweigens	147		









Wojewódzka Biblioteka Publiczna  
w Olsztynie



010-074496